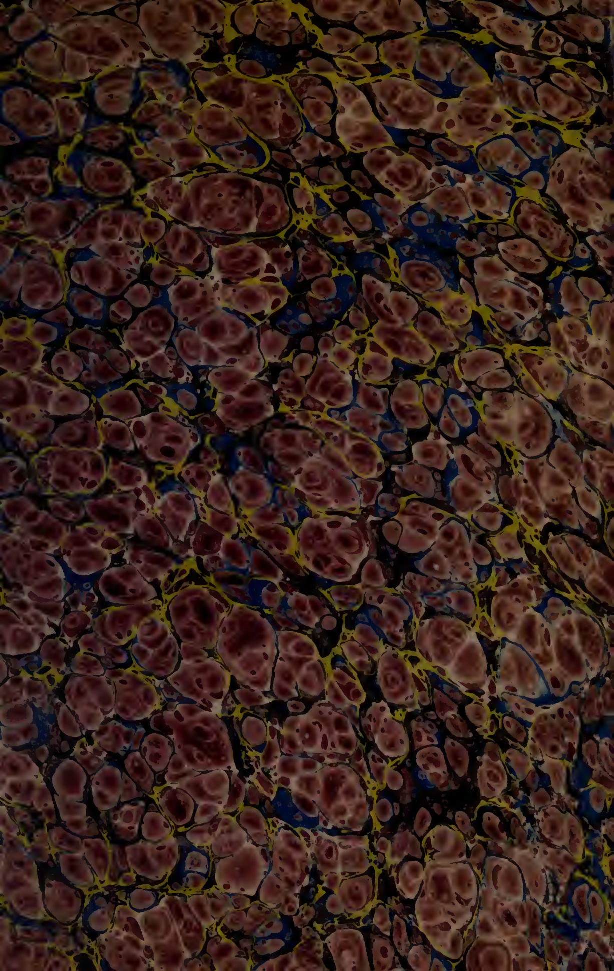



Ulrich Middeldorf



9 **Herder, J. G. v.,** Sämmtliche Werke **Bd. XVII—XXXIV:** Zur schönen Literatur und Kunst. 18 Bde Baden 1814—26. 18 Frontisp 8°. Pp. d Zt. 72.—

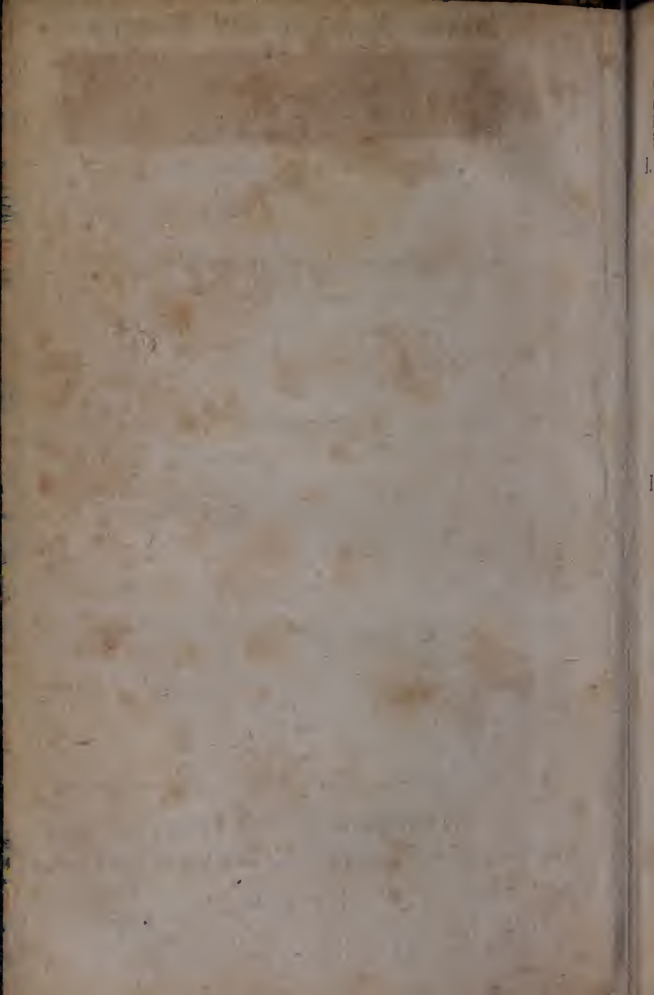
Johann Gottfried von Herder's

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Erster Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.



Inhalt der ersten Sammlung.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Diese Fragmente sollen nichts minder, als eine Fortsetzung der Literaturbriefe seyn, man darf also über ihren Titel nicht erschrecken. Es sind Beiträge, Beilagen zu denselben, nach dem Schlusse aller ihrer vier und zwanzig Theile.

Ein Werk von vier und zwanzig Theilen, das die Literatur eines ganzen Volkes zu beurtheilen sich übernahm, das in diesem Urtheile, wie Cato, bei den Großen zuerst anfieng; das die Augen von ganz Deutschland auf sich richtete, und was noch mehr ist, auch bis an sein Ende auf sich erhielt; das den Geschmack bessern wollte, und ihn auch merklich gebessert hat: ein solches Werk verdient ja nach seiner Vollendung vorzüglich ein Denkmal seiner Verdienste.

Ich setze mich also, da ich vier und zwanzig Bände durchlaufen bin, auf den lezten Gränzstein *) nieder, der mit Zahlen von Verdiensten und Bemühungen, hie und da aber auch mit einigen Nullen menschlicher Fehler pranget: hier sitze ich, wie

*) Der vier und zwanzigste Theil, der das Register ist.

Marius auf den Trümmern Carthago's, da er die Schicksale Roms und Phöniciens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über sein Deutsches Vaterland denkt.

Ich sehe eine Gesellschaft Reisende, mit unaussprechlichen Namen, mit großen Berichten aus dem Ländchen: Deutsche Literatur! mit Memoires, die ich gerne in eine Geschichte der Literatur verwandelt wissen wollte. Meine Zweifel= Frag= und Erklärungssucht — oder, rühmlicher zu reden, meine patriotische Neugierde legt mir Fragen an sie in den Mund — vielleicht Fragen, wie jene eines Deutschen Arabers; die hie und da nicht sollten, und nicht werden beantwortet werden.

Ich werfe mich indessen nicht zu einem Richter im Namen des Publikums auf, ein Amt, wozu ich mir nicht Beruf genug zutraue. Unpartheiisch könnte ich seyn, weil ich selbst weder unter ihrem Buchstaben des Lebens A., noch unter dem Zeichen des Todes K. gestanden: allein das Beste fehlt mir: das Milchhaar kann mich nicht mehr begeistern, ein Daniel für die Susanne gegen abgelebte hypokritische Richter zu seyn. — Wirklich ein Beruf, der heut zu Tage im Reiche der Literatur so canonisch geworden ist, als er uns in der Bibel apokryphisch dünkt.

Daher strecke ich meine Fasces, und schleiche zu den Privaturtheilern, um nichts mehr, als meine Stimme, zu geben. Aber warum denn am Ende der Briefe? Es ist immer mißlich, einen berühmten Kunstrichter über ein Volk von Schriftstellern in der Rede zu stören. Wie gieng es jenem Thersites, da er dem Könige der Völker entgegen redete? Der göttliche Ulysses sah ihn grimmig an, und brachte ihn durch die Stärke seines königlichen Scepters und seiner Drohungen zum Stillschweigen: „da krümmte er seinen Rücken, „und eine heiße Thräne entfloß seinem Auge; aber „von dem goldnen Scepter entstand eine blutige „Strieme auf der Schulter: niedergeschlagen saß „er, mit feigem Antlitz, und trocknete seine „Thräne; aber die Griechen, mitten in ihrem Miß„vergnügen, fiengen herzlich über ihn an zu la„chen." So schildert Homer *) den Thersites; wer wollte auch nur von weitem sich zum Heere unsrer Thersite in Deutschland gesellen?

Aber nach geendigtem Werke urtheile man: alsdann tritt der unumschränkte Diktator selbst vor die Schranken als Bürger; alsdann mischt sich der Schauspieler unter die Zuschauer,

---

*) Homers Iliade.

und hört das Urtheil derer am liebsten, die während der Rolle weder klatschen noch pfeifen mochten; alsdann ist das Aegyptische Todtenurtheil gerecht, und für die Wahrheit der Geschichte nützlich, insonderheit wenn mündige Verwandte leben, die sich vertheidigen können; alsdann kann man füglich zu vier und zwanzig Theilen Literaturbriefe einige kleine Beilagen machen.

Aber keinen bloßen Auszug! Dieser ist für die leicht, die aus dem Realregister sich ein Collektaneenbuch machen wollen, aber für mich wirklich schwer, und in der That auch nachtheilig. Justinus spielte den Trogus, und Origenes den Celsus durch Auszüge in den Fluß der Vergessenheit, und unser Deutsches Publikum braucht die Literaturbriefe noch recht sehr, so wie sie da sind.

Ich will mich blos, nach ihrem Leitfaden, von der Literatur meines Vaterlandes unterrichten, und ein Gemälde derselben in den letzten sechs Jahren, im Schatten, entwerfen. Ich weiß, dies Gemälde wird einigen kleinlich, andern dunkel, den übrigen so ungeheuer vorkommen, als jene Statüe der Minerva, die Phidias für die Höhe des Altars gemacht hatte, dem Atheniensischen

Volke unten am Boden vorkam. Ihn wollte man steinigen, und das unerfahrne aber reizende Bild des Alkamenes behielt den Preis, blos weil es ihnen besser in die Augen fiel.

Ich sammle die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Aussichten, bald ziehe ich sie zurück, oder lenke sie seitwärts. Ich zerstücke und nähe zusammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen. Dazu habe ich Freiheit, wie ich glaube: denn wenn die Briefe sich durch das Fruchtland andere Wege bahnten, so kann ich ja zum Vortheil des Besitzers diesen Weg wieder überpflügen; wenn sie in manche Wüsten Ströme leiteten, so kann ich ja diese Ströme beschiffen; wenn sie hie und dort im Meere Inseln entdeckten, so kann ich ja nach dem festen Lande umherschauen. Immer aber sage ich mit jenem Alten, der über die Literatur seiner Zeit um Rath gefragt wurde: „Kaum wagte ichs, eine so schwere „Frage zu übernehmen: ob es an unsern Fähigkei„ten liege, daß wir nicht können — oder an un„serm Geschmack, daß wir die Alten nicht errei„chen wollen? Ich wagte es kaum, meine Mei„nung zu sagen, wenn ich nicht die Beobachtungen „der größten Männer unsrer Zeit blos aus dem „Gedächtniß anzuführen hätte; fein ausgedachte,

„und schön gesagte Gedanken, die ich schon als „Jüngling von ihnen lernte. *)"

Und diesen Schutzengeln der Literatur widme ich auch meine vier Fragmente: ein kleiner Lorbeerkranz, der dem Olympischen Sieger unbemerkt von einem Fremden zufliegt, der sich aus Stolz und Bescheidenheit unter das Volk versteckt. Möchte dieser Kranz jener Rose Anakreons gleichen, welcher er sein schönstes Lied **) geweiht hat. Als das Meer die Göttin der Schönheit und Jupiters Haupt die Pallas erzeugte, rang auch die Erde zu gebären, und es erschien die Rose:

Πολυδαιδαλον λοχευμα.
Μακαρων Θεων δ' ομιλος,
Ροδον ως γενοιτο, νεκταρ
Επιτεγξας, ανετειλεν
Αγερωχον εξ ακανθης
Φυτον αμβροτον Λυαιȣ.

---

*) De oratorib. dialog.
**) Anakr. μελ. 53.

Einleitung,

(die einen Traum von einem allgemeinen Gemälde der deutschen Literatur enthält, und Anlaß gibt, die allgemeine deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, und die Literaturbriefe zu prüfen.)

So sehr die Schriftsteller der Journale sich über ihre Leser erheben, so sind sie doch beide mit einander Zwillinge eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen und menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Eckel über Arbeit oder Muße, über politische Neuigkeiten und Schriftstellerei in den Schoos der Göttin Critik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammlen. Man wird ein Verfasser, oder ein Leser der Journale, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig zu empfehlen ist *). Die Literaturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publikums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfasser, die vom Bücherlesen müde, und aus dem Felde des Autorruhms siech zurückkamen.

Daher ist auch unsre Zeit um so viel reicher an Journalen, als sie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftsteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er glaubt, urthei=

---

*) S. Vorrede zu den Liter. Br.

len zu können, ohne denken zu dürfen; Arbeiten schätzen zu können, ohne selbst ein Meister zu seyn. Der Leser wiederum lieset Advokatenberichte, um nicht selbst richten zu dürfen; Auszüge und Critiken, um keine Bücher durchzustudiren. Je mehr Bücher, sagt Rousseau, desto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, desto weniger Kinder; je mehr Journale, desto minder wahre Gelehrsamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören: der Kunstrichter als ein Proselyt der Gerechtigkeit; der Leser als ein Proselyt des Thoren; und der wahren Bürger sind so wenig, daß man auch selbst schon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indessen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte; ein Werk, das sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Literatur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag sich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervortreten; zu einem Gemälde, das die Natur des Titian mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden suchte; kurz! ein Werk, das eine pragmatische Geschichte im gelehrten Staat würde, so wie die Annalen des Tacitus im politischen Staat diesen hohen Namen verdienen.

Man lasse mich meinen Traum verfolgen! Diesem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geschichte der Literatur zum Grunde liegen, auf die es sich stützte. Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation? und zu welcher könnte und sollte sie kommen? Was sind ihre Talente, und wie ist

ihr Geschmack? Wie ihr äußerer Zustand in den Wissenschaften und Künsten? Warum sind sie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geist zum Aufschwunge Freiheit und Begeisterung erhalten? Alsdann rufe der Geschichtschreiber der Literatur aus: „Wohlan! Landsleute, diese Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet: so weit habt ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen!" Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat. Kurz! eine solche Geschichte suche das, was sie bei den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotischen Weisheit und die Verbessererin des Volks. Sie suche das in der Literatur zu seyn, was der Schätzer der englischen Sitten und Grundsätze, der republikanische Browne, für den Staat war: eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbessererin seines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieser das gutgebaute unglücklich niedergerissen? wie jener Handlanger ein Baumeister, und dieser Baumeister ein Kalklöscher seyn sollte? wie viel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf bessere Wege zu lenken sey? Dies alles zeige ein

Kunstrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo ist nun ein hundertäugiger Argus, um dies alles zu übersehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Gesetzgeber, wider den auch die eigensinnigen Genies, die ziegenbärtigen Grammatiker, und der Pöbel von Uebersetzern und Systemschreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babels; Secten im Geschmacke, Partheien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegeneinander; keine Hauptstadt, und kein allgemeines Interesse; kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines gesetzgeberisches Genie. Wenn im Homer die Versammlung der Griechen erscheint, so bebt vom Gemurmel die Erde, und neun schreiende Herolde laufen mit Stäben umher, sie zu bändigen, daß sie die Göttersöhne, die Könige, hören sollen.

Da dies Werk für einen nicht ist, so theile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dies gienge nicht so füglich an. Ein großer Theil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu schaden: und dieser Theil trägt den Namen Literatur. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten Buchstabierversuchen erstreckt, bis auf die schönste Blumenlese der Dichtkunst; von der Züchtigung elender Uebersetzer nach der Grammatik und dem

Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die Sprache; von der Tropologie bis zu den Höhen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurora erreicht; von den Handwerksystemen bis zu den Ideen des Plato und Leibniz, deren jede, wie ein Sonnenstrahl, siebenfarbiges Licht enthält: Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit sind die vier Ländereien der Literatur, die gemeinschaftlich sich zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich sind.

So theile man alsdann die Arbeit? — Nur theile man sie recht, lenke sie recht zusammen, und habe stets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunstrichter in solchem Journal muß nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen, sie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr System, sondern ihr Urbild verbessern. So lange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers: so schreibt man höchstens wider ihn, und erregt — wenn er sich nicht in unsre Stelle zu setzen weiß — statt Ueberzeugung, Widerspruch. Wie schwer ists, Proben zu Grundsätzen zurückzuführen, und Versuche zu Meisterstücken zu erheben, beständig mit und statt seines Autors denken zu können, statt seiner zu arbeiten und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen; wie schwer ists, sich und seinem Schriftsteller, und dem Leser und der Schutzgöttin Literatur ein Genüge zu thun? so schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

* * *

Drei Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Aehnlichkeit haben, und die ich also darnach beurtheilen darf. Ist mein Ideal eigensinnig, so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche meiner Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Journale so sehr, als nach Virgils Gleichniß Rom über die Schäferhütten und die Cypressen über das Gesträuch. Indessen kann man doch auch über Rom urtheilen.

Die deutsche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu seyn. Da sie sich über die erst gezeichneten Gränzen der Literatur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mittheilet: so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur in einem philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu entfernt ist. Entweder man befriedigt also den letztern nicht, der sie im ganzen Licht erblicken will; oder man hat dem größten Theile der fremden Leser die Frage vorzulegen: Verstehest du auch, was du liesest? Entweder man thut den Verfassern nicht genug; oder fodert vom exoterischen Leser ein Pythagoräisches αυτος εφα, oder das Sokratische Urtheil, das er über Heraklits Schriften fällte: „auch, was ich nicht verstehe, ist gut.“ Ich könnte aus jedem Theil solche Schriften anführen, die oft blos aus einem Nebengesichtspunkt betrachtet sind, ja von denen man gar nur ein allgemeines, und einseitiges Urtheil fällen konnte, weil es in einer allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art

bildet man unvollkommene Polyhistors, aber keine Pansophen der Literatur; das Werk wird ungleich, und mangelhaft: ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Man sieht es jedem Recensenten an, daß er uns mehr sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen mußte er sich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Gränzen dieser Wissenschaften, und in der Aesthetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß! Recensionen allein machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichungen und Aussichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, diese charakterisiren den hohen kritischen Geist, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zevxes, da er von seinen irdischen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder Schrift neu ist, und wozu Pfade eröffnet werden; für welche Classe von Lesern jenes und dieses Werk ist; was man wegzuwerfen und auszubessern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dürfte man bisher nicht eben viel neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaas haben; Auszüge nach Gesetzen und Satzungen, nicht nach dem Genie des Verfassers, und der Wichtigkeit der Sache; sind eine encyklische Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn

spät zu erreichen. Ich sehe selbst die Schwierigkeiten ein, die diesen schönen Plan, im Lehnstuhl ausgeheckt, schwer genug machen, allein unmöglich ist er nicht für einen Ort, wie Berlin, für einen Verleger wie Nicolai ist, und für Verfasser, wie die meisten bei der Bibliothek sind.

Die Briefe über die N. Literatur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein Gemälde der Literatur *) in den letzten Jahren. Vielleicht könnte man die Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften **) in Deutschland für ihre Grundlage ansehen; allein auch diese reden blos von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten, und als Gebäude wollen sie also ihr Werk nicht beurtheilen lassen.

Man dankt es also den Verfassern, daß sie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu schwatzen: Briefeingänge, Präludien und Episoden, die mehr werth sind, als ganze Critiken.

Warum ists nicht öfter geschehen, daß sie die Bibliothek der schönen Wissenschaften zur Basis ihrer Briefe gemacht, wie sie es versprachen? Oft wenn diese, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urtheil im

*) S. Schluß der Lit. Br.

**) Breslau 1755.

im Geschmack der Literaturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht wären oft beider Urtheile verschiedner gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten: indessen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein Journal étranger; daher ich bei diesen Nachrichten zu lesen anfange und alsdann die Bibliothek auf gut alt βουστροφηδον zurückpflüge. Allein, wenn man diese fremden Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, insonderheit von Büchern, die oft selbst eine kleine Bibliothek der schönen Wissenschaften sind? Wenn man einländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man selbst lesen muß? Wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Aussichten beflisse? Wenn die eignen Abhandlungen beständig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn sie öfters Gemälde der schönen Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Aesthetik lieferten? Wenn sie an dringender Kürze und schöner Gründlichkeit den Mosesschen, Winkelmannschen und Hagedornschen gleich kämen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären? Wenn man die Nachrichten und Urtheile, wie zerstreuete Perlen in einen Halsschmuck sammlen, und bei der Critik der Dichter härter seyn wollte? — ich gestehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendun-

gen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbessern kann.

Die Literaturbriefe haben mehr Urtheil; allein schätzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe blos nach dem Maas, wie sie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correspondent wird doch gewiß mit andern Journalen haben buhlen müssen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philosophie ist nach dem Ausspruche Ciceron's: „Philosophire! aber mit wenigem" und diese Mäßigung hat sie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indessen fällt es mir ein, daß einst in Athen zween Künstler stritten; jener betrog die Vögel, und dieser gar seinen Miteiferer, der nach dem Vorhange griff, und blos ein Gemälde ertappte. Wenn die Literaturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leser bei dem Naschen zum Besten haben, so geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philosoph selbst, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und sie verschwinden; so ists beinahe wider die Zunftgesetze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verschiedenheit vergleiche, haben sich indessen alle beide um den deutschen Geschmack sehr verdient gemacht, und werden merkwürdig seyn, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletische Eifer des andern nicht mehr zum Neuesten der Literatur gehören werden.

Ich liefere die vornehmsten Stellen der Literaturbriefe ausgezogen, und betrachtet: daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denselben gelten. Wenn ich ihnen widerspreche oder beistimme, citire ich blos, und überlasse dem Leser, der jenes Werk besizet, die Citationen selbst aufzuschlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und spreche mit einigen Verfassern pantomimisch, wie es dort von jenem Griechischen Orakel hieß: ετε λεγει, ετε κρυπτει, αλλα σημαινει.

1767.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

In der ersten Ausgabe erschienen diese Fragmente als Beilagen zu den Briefen die neueste Literatur betreffend. Sie unternahmen es, die Kritik dieses nüzlichen Werks zu beurtheilen, einigen Machtsprüchen desselben zu widersprechen, einige Mängel in ihm zu ergänzen. Sie wollten aber noch mehr! Etliche nüzliche Betrachtungen der Briefe sollten zum Grunde gelegt, und an sie Materialien zu einem Gebäude der Literatur in den lezten sechs Jahren zugeführt werden.

Die Anfuhr wird unterbrochen, ehe sie bis zur Hälfte gekommen ist: wenigstens findet es der Verfasser der Mühe werth, zuvor einige Baustücke besser zu ordnen, und dem Leser von seinem veränderten Plane Rechenschaft zu geben.

Beilagen von der Art, wie ich sie liefern wollte, hätten sich, wie ich denke, ihrer Nachbarschaft würdig machen können; die beste Nachbarschaft hat indessen immer Vortheile und Nachtheile — und zum Unglück wird die menschliche Bequemlichkeit eher diese, als jene inne. Und so ist auch meine Nachbarschaft mit den Literaturbriefen ihnen, mir selbst, und vielleicht auch den Lesern unbequem geworden. Ihnen: denn oft wurden aus ihnen Stücke zerrissen und zusammengefügt, die blos in meiner Absicht zusammen, oder von einander gehörten; mir: denn oft mußte ich ziemlich weit von einer Stelle ausgehen, um, was ich wollte, zu sagen; dem Leser: dem die Ungleichheiten der Schreibart so vieler Verfasser, die Abfälle des Brief- und Fragmententons zur Last werden mußten. Und überhaupt legte mir der ganze Plan Zwang auf, er verführte mich auf kleine Abwege, unterbrach meinen Gang bisweilen, und also ehrlich und gut! Wir geben uns einander die Hände, danken für gehabte Zeitkürzung, und scheiden jeder

seinen Weg. Indessen werden wir hoffentlich auch in der Entfernung an einander denken, wenn wir gleich nicht zusammen spatzieren.

Das Wort Beilagen ist also vom Titel, die meisten eingerückten Stellen, die sich ausmustern ließen, sind aus dem Buche weggeblieben; das Ganze ist bis auf kleine Theile umgearbeitet, wobei ich mir einige Urtheile des Publikums zu Nutze gemacht, und ich darf sagen, daß meine neue Auflage vielleicht für ein neues Werk gelten könne; wenigstens hat sie mir beinahe eben so viel Mühe gekostet. Die erste Sammlung liefert Anmerkungen über die Sprache; die zweite über die Griechische Literatur; die dritte soll von den Römern, und die letzte von den Morgenländern vollständiger, als zuvor, reden, so fern in den neuern Jahren die Nachahmung dieser Völker unserer Literatur eine neue Wendung und Gestalt gegeben. Alles in der ersten Ausgabe, was sich auf die Literaturbriefe bezog, Vorrede, Einleitung, und einzelne Erörterungen, wird dem vierten Theile als Zugabe angeschlossen werden. So sind ja fleißig genug die Brocken gesammlet, auf daß nichts umkomme.

Alles bleibt indessen nur Fragment, und ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für

eine sehr unvollständige Deutsche Grammatik, die zweite für eine sehr mangelhafte Abbildung der Griechischen Dichtkunst, den dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, den vierten endlich für eine sehr ungründliche Bibelauslegung förmlich und feierlich erklärte. Das bleibt immer zu sehen, daß ich blos Stückwerke von Betrachtungen liefern wollte, so fern es mir die Muse rieth, die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle der Briefe, oder ein Buch es erforderte. Man will also etwas, was ich nicht mag, wenn ich alle unsere classische Schriftsteller, oder Dichter zur Schau aufführen soll: wer hat mich dazu gedungen? wo habe ich dies versprochen? und war denn schon mein Buch zu Ende, um darüber zu urtheilen, wen ich mit Stillschweigen übergangen? Es ist ja ärgerlich, wenn man einem Schriftsteller ein Geschäft aufdringen will, dazu er sich nicht verstanden, und Fragmente über die letzten sechs Jahre als ein Lehrgebäude der schönen Wissenschaften betrachtet. Noch ärgerlicher aber ists, wenn man ihm in die Rede fällt, und z. E. einen Dichter zurück gesetzt glaubt, wenn man die Stelle auf ihn warten läßt, als Deutscher P o p e zu erscheinen.

Ich habe wie unter einer Blumendecke und oft mit Anspielungen geschrieben: wer es für den Zweck

meines Hervortretens ansieht, diese Blumendecke zu zeigen, denket von mir klein; wer aber gar träumt, daß sie das Panier einer neuen Sekte des Geschmacks, und ich das Muster einer sonderbaren Schreibart werden wolle — hat mir nie ins Gesicht gesehen. Was gehen meinen Stand und meine Denkart alle Schulen der Aesthetik, alle Sekten der Journale, alle Classen des Modegeschmacks in und außer Deutschland an? Nichts ist unanständiger, als in solchen Gesichtspunkten beobachtet zu werden, für den, der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Lohn hat. Ich habe meinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache selbst zu bilden gesucht, und durfte also für meine Nation, für meine Zeit und Sprache schreiben, wie ich wollte.

1768.

Vorrede.

Es läßt sich nicht zweifeln, daß der selige von Herder in den Fragmenten noch manche Veränderungen gemacht haben würde, wenn er selbst eine neue Ausgabe davon besorgt haben sollte. In dieser würde auch noch ein letzter Theil hinzugekommen seyn. Vier Sammlungen versprach er gleich in der Vorrede der ersten Ausgabe des ersten Theils, und noch deutlicher in der zweiten: „Die erste Sammlung, sagt er, liefert Anmerkungen über die Sprache; die zweite über die griechische Literatur; die dritte soll von den Römern, und die letzte von den Morgenländern, vollständiger, als zuvor, reden." Diese vierte, als letzte zurückgebliebene Sammlung, ist weiterhin in andere Schriften übergegangen, vorzüglich in die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, und in die Schrift vom Geist der Hebräischen Poesie. Daß er sie nicht liefern würde, scheint er am Schlusse der dritten Sammlung noch nicht beschlossen zu haben, denn er sagt: „Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe." Wohin das ganze Werk führen sollte, giebt er eben

daselbst mit folgenden Worten an: „Die Materien, von denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, — sind Philosophie und Aesthetik."

Die erste Sammlung, oder erstes Bändchen, hat er selbst umgearbeitet, 1768, ein Jahr nach der ersten Ausgabe; also ist natürlicher Weise gegenwärtig die zweite Ausgabe abgedruckt worden. Die Vergleichung beider Ausgaben lehrt, daß die spätere an Umfang, Stellung und Berichtigung unendlich gewonnen hat. Die übrigen beiden Bände sind nur einmal abgedruckt geblieben. Im zweiten Bande, im vierten Abschnitt: „von der griechischen Literatur in Deutschland," erweckte sein Handexemplar die Vermuthung, daß dieser Abschnitt einst zu einer besondern Schrift bestimmt geworden sey; allein die Veränderungen, und ihrer waren wenige, giengen nicht über die ersten Blätter.

Die mir aufgetragene, und gerne übernommene Durchsicht dieser Fragmente hat sich blos auf Verbesserung kleiner Unrichtigkeiten in Druck und in Nahmen, und auf Abänderung sehr weniger Ausdrücke, welche der Selige selbst mit andern vertauscht haben würde, einschränken lassen. Einigemale kam ich in Versuchung, einige erläuternde Anmerkungen beizufügen; mich hielt aber ein gewisses Gefühl von Unschicklichkeit zurück, daß einer

solchen Schrift Noten beigefügt werden sollten, welche den Genuß der Ansicht eines schönen, kühn sich aufschwingenden Genius stören mußten. Ohnedem bezieht sich das Meiste auf die Stellen in den Literaturbriefen, welche der Leser zu vergleichen oft gar nicht Umgang nehmen kann. In der That ein Nachtheil, der die Fragmente drückt, daß sie nicht für sich selbst durchgehends gelesen werden können.

Ich hatte nicht nöthig, von dem Gesetze, das in der Ankündigung der neuen Ausgabe der Schriften aufgestellt ist, Gebrauch zu machen, und etwas wegzulassen, was Beziehung auf verlebte gelehrte Streitigkeiten haben könnte.

Diese erste Blüthe des Geistes und der Empfindung des seligen von Herder entfaltete sich in jener Zeit, da die Literaturbriefe sich in der Kritik der Deutschen Literatur ein entschiedenes Ansehen erworben hatten. Gleich den jungen Pflanzen, die sich in rauhen Tagen nur schüchtern in die Luft wagen, trat der junge feurige Mann, zwar mit Muth und Kraft, aber doch mit liebenswürdiger Bescheidenheit und Vorsicht, auf, und wagte Urtheile zu äußern, welche mehrere, die in den Literaturbriefen ausgesprochen waren, berichtigten, milderten, verbesserten. Aber nicht leicht geht er im Tadel

zu weit; eher geht er im Loben weiter, als es sein mehr gebildeter Geschmack in der folgenden Zeit hat billigen können. Dagegen gehet der Scharfblick des jungen philosophischen Kritikers in vielen Fällen weit über die Briefe hinaus, wenn er auch zugeben muß, daß der tiefer eindringende Scharfsinn, durch die Briefe erweckt, zuerst auf den Gegenstand geleitet und auf den rechten Gesichtspunkt gerichtet war.

Weit indessen entfernt, jene Männer, deren Einsichten er die ersten Keime der seinigen zu verdanken hatte, aus dem Gesichtskreise der Leser bringen zu wollen, rückt er ganze Stellen der Briefe, und zwar mit Anpreisung, ein, setzt sie in das günstigste Licht, und nun commentirt er darüber, mit Umsicht andrer noch nicht bemerkter Seiten, tiefer eindringend, und doch vorsichtig und edel schonend. So kündigte sich ein Herder an! auf andre Weise andre, die keine Herder sind! Oft ist es ein hingeworfener Funke, den er auffaßt, der sich dann in der jungen feurigen Seele zu einer Flamme entzündet, die das ganze Dunkel der Sache aufhellet. Nun giebt er neue Ansichten und Einsichten; Einsichten eines Genies mit dem feinsten Gefühl und edelsten patriotischen Sinn für deutsches Volk und Literatur vereiniget;

immer dringt er mit Kraft und Muth weiter vor, klärt auf, ordnet, stellt zusammen oder löst von einander. So entstanden jene neuen Aufschlüsse über das Wesen der Sprache, und die Eigenheiten der unsrigen; die feinen Bemerkungen über ihre Bildung, über die Vortheile und Nachtheile, die sie durch und aus andern Sprachen erhalten hat, und was unsre Literatur durch die alte und durch ausländische Literatur noch gewinnen kann. Ueberall grünt es und blüht es, wohin er seinen Blick richtet, quocunque deus circum caput egit honestum! Selbst, wo eine reiche Phantasie sich in Blumen und üppiges Laub zu verlieren scheint: man ziehe es weg, und sehe, welche goldne Früchte dahinter versteckt liegen.

Auf mich machte das Durchlesen der Fragmente einen eignen Eindruck durch die Vergleichung dessen, was seit der Zeit, daß die Fragmente geschrieben sind, in unsrer Literatur erfolgt ist; wie vieles erinnerte ich mich nun, das ich von den geschwornen Ausrufern unsrer Tagesliteratur als unerhörte, neu erfundene Weisheit hatte lobpreisen hören, wovon das Wesentliche bereits in den Fragmenten geboren, auch wohl entwickelt ist! Wie vieles seitdem als Gesetz angenommenes, wovon Herder als Hierophant und Gesetzgeber an=

zusehen ist! Wie manche Staubwolke ist erregt worden, wo der klare Horizont bereits in jener Schrift das Auge erquickte; wieder andere Fächer, worin man nicht weiter gekommen ist, als wo die Fragmente stehen blieben, auch wohl einiges schwach und schief ausgeführt, was er bestimmter vorschrieb.

Wäre nicht unsre neue Literatur ein Meer, wo eine Welle die andre treibt und ihre Spur vertilget, um wieder selbst zu verschwinden: so hätte z. B. vieles, was Herder über das Lésen der alten Klassiker, poetische Sprache und Prose, Uebersetzung der Klassiker, insonderheit über das Studium der Griechen sagt, nicht so in Vergessenheit kommen können, daß es jetzt als neu gesagt erscheinen muß. In den Stellen, wo Herder von Homer spricht, ist bereits, ohne alle Ruhmredigkeit, so vieles und besser gesagt, was zwanzig, dreißig Jahre nachher als neu erfundene Weisheit ausgerufen worden ist. Ich erstaunte selbst, wie ich alles dieses jetzt las. Zwar hatte ich mit dem Seligen über diese Gegenstände mich unterhalten; allein dieß geschah später, als jene Fragmente erschienen; unsre frühste Bekanntschaft entstand erst in den Jahren, da er von Bückeburg aus auf einer Reise durch Göttingen ein vertrauliches Band mit

mir knüpfte. Die erste seiner Schriften, die ich las, waren die kritischen Wälder. Meine eignen Studien, zumal seit meiner Anstellung in Göttingen, in einem ganz andern Felde, erlaubten mir nicht, die Deutsche Literatur in alle ihre Fächer zu verfolgen; ich mußte mir meinen eignen Weg bahnen, und konnte nur Bewunderer und Freund eines Mannes seyn, dessen Andenken der Nachwelt immer heilig, mir theuer und werth seyn wird.

Heyne.

Johann Gottfried von Herder's

Fragmente

zur

Deutschen Literatur.

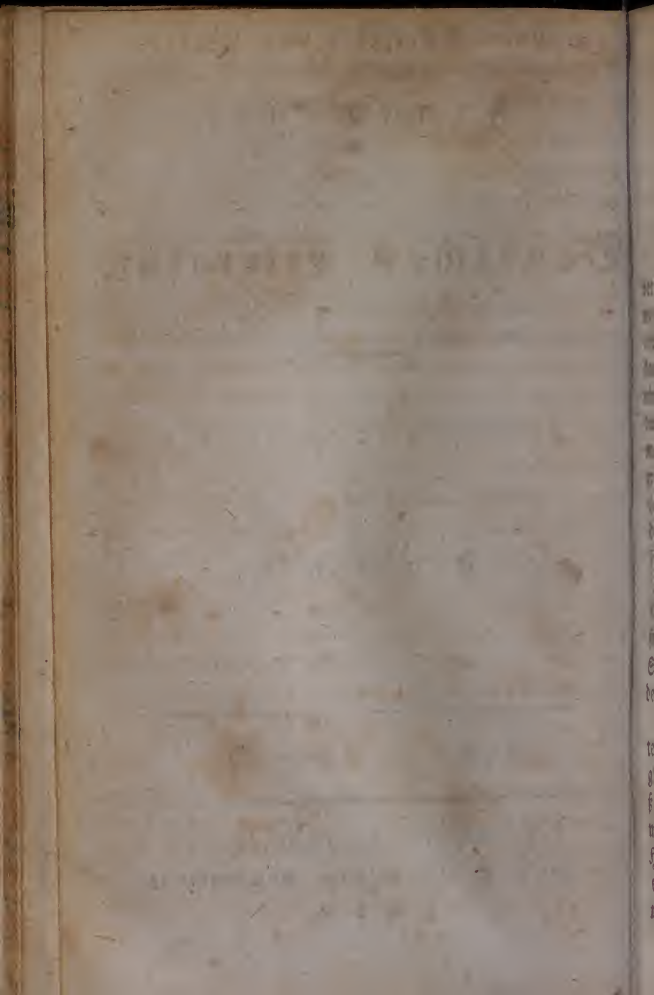
Herausgegeben

durch

Heyne.

Erste Sammlung.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 2 7.



I.

Allerdings ist auch die Sprache einer Nation ein beträchtliches Stück in der Literatur derselben, und wer über diese schreibt, wird schon durch den Namen erinnert, jene nicht aus der Acht zu lassen. Man kann die Literatur eines Volks, ohne seine Sprache nicht übersehen — durch diese jene kennen lernen — durch sie auf manchen Seiten ihr unvermerkt beikommen; ja beide mit einer Mühe erweitern; denn großen Theils geht ihre Vollkommenheit in ziemlich gleichen Schritten fort. Nicht als Werkzeug der Literatur allein muß man die Sprache ansehen; sondern auch als Behältniß und Inbegriff; ja gar als eine Form, nach welcher sich die Wissenschaften gestalten — und nuzt man diese drei Gesichtspunkte recht, so wird uns ein philosophisches Sprachenstudium gleichsam ein Vorhof scheinen, sich dem Tempel der Literatur zu nähern.

Ist die Sprache Werkzeug der Wissenschaften: so ist ein Volk, das ohne poetische Sprache glückliche Prosaisten, und ohne genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ein Unding. Man troze meiner Behauptung, und übersetze Homer in das Holländische, ohne ihn zu travestiren; man bringe einen schlüpfrigen Crebillon in das Lappländische, und den Aristoteles in eine der wilden Spra=

chen, die keinem abstrakten Begriff Herberge geben. Sollte man nicht in jedem Gebiet der Wissenschaften Gedanken und Schriften haben, die für diese und jene Sprache durchaus unübersetzbar sind?

Wenigstens ist eine Mundart, in welcher die Literatur, entweder von selbst hervor geschossen, oder hinein gepfropft ist — unendlich von einer andern unterschieden, die man in Absicht der Wissenschaften Idiotisch nennen muß. Und es mußten, wie mich dünkt, von der Natur besondere Geister dazu ersehen werden, ihre rohe Sprache zu den Wissenschaften, oder wenn man lieber will, die Wissenschaften in der Sprache zu bilden. Da diese nun ihren innern Beruf fühlten, daß sie geboren wären, um ungedachte Dinge zu denken, und ungesagte Worte zu sprechen, so folgten sie dieser Stimme; sie verwüsteten die Sprache, um zu schaffen, jedes Hinderniß ward ihnen wie nichts, und zum Denkmal einer That; sie wurden Schöpfer und Gesetzgeber und Muster. Die Sprache ward, wie Socrates sagt, die Bezähmerinn der Wilden, und wie man dazu setzen kann, eine bildende Schöpferinn in den Wissenschaften.

Wer also seine Sprache zur Weltweisheit, zur Prose und Poesie zu bereiten sucht, der ebnet eben damit den Boden, daß er Gebäude und Palläste trage. Oder noch mehr! er liefert dem Schriftsteller Werkzeug in die Hände; dem Dichter hat er Donnerkeile geschmiedet; dem Redner seine Rüstung geglänzet; dem Weltweisen Waffen geschärfet, und jedem andern, der bloß für das Auge dastehet, hat seine vorräthige Hand, Anzug, Putz, und wie

wie oft auch damit seine ganze Würde und Schönheit verschafft. Nur Schade! daß Jupiter das Verdienst seiner unterirdischen Cyklopen so wenig erkannte, und daß eine Schöne so selten die allmächtige Hand küßt, die ihr Anstand und Grazie anschuf. Die Anwendung hievon auf die Cyklopen der Sprachkunde mag Johnson seinen Engländern sagen: „Man sieht sie für Leibeigne im „Reich der Wissenschaften an, die dazu verdammt „sind, auf dem Pfade der Erkenntniß und des Wi„tzes, nur die Dornen und Hecken auszurotten."

Ich gebe es gern zu, daß die Helden und Halbgötter in der Literatur keine Vorläufer nöthig haben mögen, um vor ihnen den Weg zu ebnen, sondern daß sie eben damit Herkuls Ruhm erlangen, wenn sie seine Thaten thun — Berge abtragen, Ungeheuer ausrotten, Schwierigkeiten überwinden und Ziele ereilen; und das alles in der rauhen Sprache, die wie Pfeil und Keule ist in der Hand des Starken — allein wenigstens kann man ihren schwächern Nachfolgern, ihren Brüdern aus menschlichem Geblüt zu Hülfe kommen, die sich sonst auf ihrem Kunststück mit schlechtem Werkzeuge quälen, und nachher doch wohl ihre Arbeit zur Schande ausstellen, oder zu eigner Schaam verbergen müßten. Kann man diesen ihre Instrumente bequemer, leichter, faßlicher machen, so erleichtert man ihnen wenigstens jene undankbare Mühe, die nachher ihrem Kunststück so selten anzusehen ist.

Ich gebe es ferner zu, daß nicht Sprachkünstler, sondern Arbeiter auf eigne Hand die ersten sind, die Sprache jeder Gattung der Schreib-

art so anzupassen, daß beide zusammen zu wachsen scheinen; hier entscheidet ein Muster durch sein königlich Beispiel mehr, als zehn Wortgrübler, und klärt, wenn es mit seinem Stralenangesicht auftritt, mehr auf, als hundert Leichenfackeln der Grammatiker. —

Ja ich gebe noch mehr zu: Sprach- und Schulmeister sind die ersten, die die Sprache verderben, daß sie, wie sie sie wollen, zu nichts taugt. Sie polirten das Instrument so lange, bis es gut zum Anschauen und Aufhängen ward; sie krümmeten, und dehnten, bis es schwach, bis es verunstaltet wurde; sie schnitzelten am Bogen, bis er brach — unselige Kunstrichter, und Regelnschmide! — Allein um so gelegener und wie gerufen sollten solche kommen, die diesen Sprachverderbern das Werkzeug noch zu rechter Zeit entreißen, und es zu dem Rüstzeuge machen wollen, das in den Händen einer heiligen regellosen Unbesonnenheit Wunder thut; desto angenehmere Gäste sollten uns die seyn, die unserer rüstigen und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben, und alte Geheimnisse in ihr verrathen wollen, auf die freilich mancher Pancirolli unter seinen rebus deperditis nicht hat kommen können.

So weit, kann ich mir doch nicht einbilden, so weit ists doch mit uns gewiß noch nicht, daß wir uns unsere Sprache gemacht haben, wozu wir sie wollen? was sie seyn kann, und seyn soll? denn kaum und nochmals kaum — haben wir sie so, wie sie gewesen ist. Wie? ist denn alles, was zum dichterischen, prosaischen und philosophischen Aus-

druck gehört, schon so genau bestimmt, daß die Sprachlehre des Dichters und des Prosaisten ihm zur allgemeinen Casuistik dienen kann? Ist in ihr alles so entwickelt, und ausgefaltet, daß dem Poeten und Philosophen während dem Schreiben keine Runzel, kein Knote mehr unter die Hand laufen muß, der ihn aufhält? Wäre man denn auch, wenn man gar kein Sonderling im Styl seyn will, wären denn auch nur die gewöhnlichen Postgänger der Schreibart, auf ihrer alten geschlagenen Landstraße, vor allem Straucheln sicher? Sollte auch Lesern von ziemlich gesunder Verdauung nicht oft etwas härtliches aufs Herz stoßen? Sollte unsere Sprache schon so weit seyn, daß man in ihr, und in jeder Gattung der Schreibart alles so sagen könnte, als man es sagen will, und muß; so sagen könnte, daß nichts außer und über dem Gesagten ist? Kurz! ist die Sprache, als Werkzeug der Literatur vollkommen, schön, bequem genug? —

Will man die Antwort auf diese Fragen, so schlage man unsere besten Uebersetzer auf, die oft nicht zu übersetzen wissen, unsere besten Journale auf, die oft nicht zu entscheiden wissen, unsere besten Grammatiken und Prosodien auf, die keine deutschen Grammatiken und Prosodien sind. Griechen und Römer, wären sie auch in allem, was sie in der Sprache dachten, so weit unter uns, als es uns oder ihnen belieben mag — in dem, wozu sie die Sprache machten, waren sie weit über uns. Was sie mit dem Werkzeuge ausgerichtet haben, mag viel oder wenig seyn; aber wie sie über ihrem Werkzeuge selbst sich Mühe gaben,

läßt sich nicht verkennen, und sollte ein großer Theil ihrer glücklichen Unternehmungen nicht eben durch diese vor- und nebenanlaufende Mühe erleichtert seyn? Wie arbeiteten sie nicht an ihrer Sprache; und darum gerieth ihnen auch in derselben die Arbeit so gut.

Man sollte nicht glauben, wie dürftig die unsere, auch an den unentbehrlichsten Hülfsmitteln sey, wenn man die Hülfsmittel, insonderheit nach ihrem Innern, als Instrumente der Wissenschaften betrachten will. Wenn jener Arabische Weise sechzig Kameele allein mit den Wörterbüchern seiner Sprache beladen konnte, so gehört kaum ein Maulesel dazu, unsern Frisch und unsern Bödiker wegzutragen: denn die meisten unserer vielen deutschen Gesellschaften haben an dieß edle Unternehmen auch nicht im Traume gedacht, ihre Sprache zum vollkommenen Werkzeug der Wissenschaften zu machen, auch nur so fern dieß Machwerk mechanische Arbeit foderte: und was haben wir also aufzuzeigen, wenn uns ein Grieche und Römer in unserer philosophischen Werkstätte und Rüstkammer zuspräche?

2.

Nun ist aber die Sprache mehr als Werkzeug: sie ist gleichsam Behältniß und Inhalt der Literatur — wie viel freies Feld geben uns diese Worte zu übersehen, zu bearbeiten, zu nützen?

Wenn Wörter nicht bloß Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind, in welchen wir die Gedanken sehen, so betrachte ich eine ganze Sprache als einen großen Umfang von sichtbar geworde-

nen Gedanken, als ein unermeßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte und Reihen von Menschenaltern legten in dieß große Behältniß ihre Schätze von Ideen, so gut oder schlecht geprägt sie seyn mochten; neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten sie zum Theil um, wechselten damit, und vermehrten sie; jeder denkende Kopf trug seine Mitgift dazu bei; jeder Erfinder legte seine Hauptsumme von Gedanken hinein, und ließ sich dieselbe durch Wucher vermehren; ärmere liehen davon, und schafften Nutzung — falsche Münzer lieferten schlecht Geld, entweder zur Erstattung des Geborgten, oder sich ein ewiges Andenken zu prägen — Heldenmäßige Räuber wußten sich bloß durch Raub und Flammen einen Namen zu machen — und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht, und Vorschub thun kann, die aber, sie sey und habe was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt. —

Jedes Buch ist ein Beet von Blumen und Gewächsen; jede Sprache ein unermeßlicher Garten voll Pflanzen und Bäume: giftig und heilsam, nahrhaft und dürre, für Auge, Geruch und Geschmack, hoch und niedrig, aus allen Welttheilen und mit allen Farben, aus mancherlei Geschlechten und Arten — ein sehenswürdiger Anblick! — Wer wird hier bloß den Riß des Gartens in todten Linien sehen wollen, wo der lebendige Inhalt desselben so viel zu lehren verspricht; und wer wird bloß bei der dürren Form der Sprache

stehen bleiben, da das Materielle, was sie enthält, der Kern ist?

Und dieß Materielle der Sprachen, der große gedankenvolle Raum, den sie einschließen, wird sich in verschiedenen Ausdehnungen betrachten lassen. Es giebt eine Symbolik, die allen Menschen gemein ist — eine große Schatzkammer, in welcher die Kenntnisse aufbewahrt liegen, die dem ganzen Menschengeschlechte gehören. Der wahre Sprachweise, den ich aber noch nicht kenne, hat zu dieser dunkeln Kammer den Schlüssel: er wird sie, wenn er kommt, entsiegeln, Licht in sie bringen, und uns ihre Schätze zeigen — Das würde die Semiotik seyn, die wir jetzt bloß dem Namen nach in den Registern unsrer philosophischen Encyklopädien finden: eine Entzifferung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache.

Jede Nation hat ein eignes Vorrathshaus solcher zu Zeichen gewordenen Gedanken, dieß ist ihre Nationalsprache; ein Vorrath, zu dem sie Jahrhunderte zugetragen, der Zu- und Abnahme, wie das Mondlicht, erlitten, der mehr Revolutionen und Veränderungen erlebt hat, als ein Königsschatz unter ungleichartigen Nachfolgern; ein Vorrath, der freilich oft durch Raub und Beute Nachbarn bereichert, aber, so wie er ist, doch eigentlich der Nation zugehört, die ihn hat, und allein nutzen kann — der Gedankenschatz eines ganzen Volks. Schriftsteller der Nation! wie könnt ihr ihn nutzen? und ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen, durch ihn erklären?

Alles, was dieser Nationalschatz eignes hat:

Ursprung, Geschichte, und wahre Art dieser Eigenheit; das Besondre desselben in Fächern der Armuth und des Ueberflusses; das Sehenswürdige in Gestalten der Schönheit, und in Mißgeburten; Münzen, die wohl oder übel geprägt sind; Schaustücke, die sich durch ihre Seltenheit, oder innern Werth, oder durch ihre Geschichte empfehlen; Merkwürdigkeiten, auf bequemen oder unbequemen Stellen; Figuren von außerordentlich leichten oder besonders widrigen Stellungen — und hundert unerhörte Dinge mehr würden uns über diesen Gedankenvorrath eines Volks gesagt werden können, die jeder Eingeborne der Sprache mit begierigem Ohr hörte. Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drei Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde — der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert, und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden — der aber zugleich als ein wahrer Idiot, alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volks zu seyn.

Ich endige diese Allegorie, um in einer andern fortzufahren. Ist die Sprache einer ganzen Nation ein Feld von Gedanken: wie viel verschiedene Gränzscheidungen und Furchen lassen sich wieder im Kleinern ziehen, die eignen Herren zugehören. So verschieden wie sie indessen sind, werden sie unter zwei Hauptabtheilungen fallen, die aber so durcheinander laufen, daß, wenn ich Feldmesser wäre, mir der Schwindel ankommen müßte;

man nennt sie das Gebiet der Wissenschaften und des gemeinen Lebens. Nun zeichne, wer da will, die Gränze, die dort jede Hauptdoctrin, hier jeder merkwürdige Stand; dort jede sonderbare Denk-, hier jede eigne Lebensart; dort jede Sekte, hier jede Zunft um sich ziehet, so daß jeder in dem Materiellen seiner Sprache eigne Ländereien, Felder und Blumenbeete hat. Und wenn der Landmesser zugleich des Staats kundig ist, so vernünftle er darüber, was dieses ganze Heer von Dialekten für Wirkungen auf das Ganze habe; was für Nutzen es der Republik bringen könne; wie unter allen diesen Neben- und Anwohnern eine Familiennachbarschaft zu errichten und zu erhalten sey; wie sie endlich am füglichsten durch allgemeine Gesetze regiert werden müssen, daß weder die Macht des Staatskörpers, noch die Freiheit einzelner Glieder darunter leide. Die einzelnen Glieder sind merkwürdige Schriftsteller, die, wenn nicht mehr, so einen Weinstock und Feigenbaum haben, den sie selbst pflanzten und erzogen, unter dem sie also sicher und friedlich leben wollen. Und gewiß auf diese Privatpersonen und ruhige Bürger in einem Winkel der Erde dürfte wohl das meiste Eigenthum, und der meiste Schatzungsanschlag kommen: da die herrschenden und gangbaren Schriftsteller, die Archonten und Heerschaaren der Schreibart meistens auf Kosten anderer leben, nichts Eignes haben, und nichts abgeben können. Das letzte bestätigt ein Namenspiel aus der griechischen Sprache, die den Eigenthümer (ιδιωτης) zugleich Privatmann, und unkriege=

rischen Bürger nennt, und ihn dem Befehlshaber ($\alpha\rho\chi o\nu\tau\iota$), dem Tyrannen, und dem Krieger entgegensetzte.

Mit Mühe muß ich mich von dem Plane loswinden, eine Sprache, als ein Gedankenbehältniß der Menschen, einer Nation, eines Stücks der Literatur, einer Schule, eines Schriftstellers anzusehen: mein Blick erweitert sich, wenn ich die Aufschlüsse betrachte, die dadurch die abstrakte Weltweisheit, die Literatur eines Volks, jede einzelne Wissenschaft, und was das beste ist, die Kenntniß der Seele erhalten müßte. Alsdann würde man erst einzelne Schriftsteller charakterisiren können, daß ihr Bild in der Geschichte der Wissenschaften lebte; alsdann erst Schriftsteller verschiedner Nationen gegen einander stellen können, um sie zu vergleichen, ihre Verdienste abzuwägen, und aus ihnen allen Züge der Schönheit zu stehlen; alsdann erst würde man ein Feld der Literatur aus dem andern kennen, und jedem sein Recht widerfahren lassen; so viele Feindseligkeiten endigen, die sie an einander ausgeübt; Zwistigkeiten entscheiden, die sich bloß hierdurch entscheiden ließen; Unordnungen heben, die aus der Verwirrung der Unterthanen verschiedner Herrschaften, aus dem Raube nachbarlicher Wörter, und aus nächtlichen Streifereien in die anliegenden Provinzen entstanden. Verschwunden wäre alsdann so mancher vergebliche Rangstreit, leere Wörterkriege, ewige Verwirrungen und Verwechselungen der Ideen. Jedes Gebiet der Weisheit zeigte sich in seinem eigenen Lichte, bekäme auf der Charte

durch seine Sprache eigne Farbe, eigne Gränzen; in der Beschreibung eigne Städte und Bewohner, eigne Producte und Verfassung, eignes Feuer und Heerd. Die Encyklopädie und die Geschichte der Wissenschaften bekäme mehr Abstechendes der Klarheit, mehr Unterschiednes der Deutlichkeit, und mehr Fruchtbares der Erfindung wegen. — Man würde das Unedle, Gedankenlose verbannen, dessen sich eine Nation, eine Wissenschaft, ein Schriftsteller zu schämen hätte. Das Ideenleere, das sich in jede Scienz allmählich eingeschlichen, der falsche Geschmack, den oft Jahrhunderte befestigt hatten, das Eitle, für welchem auch das Heiligthum der Gelehrsamkeit nicht sicher blieb, würde entlarvt, seines Ansehens entsetzt und verjagt werden. Man würde in dem Gedankenbehältniß einer Nation, einer Wissenschaft, eines denkenden Kopfes nichts leiden wollen, als was dessen würdig ist. — Vielleicht wundert sich mancher, daß ich von einer leeren Sprachmaterie so viel hoffe, allein ich habe mehr Recht, mich zu wundern, wie man noch so wenige Vortheile davon gezogen, „daß man die „Sprache als ein Vehiculum menschlicher Gedan„ken und den Inhalt aller Weisheit und Kennt„nisse" hätte ansehen können.

3

Sie ist noch mehr als dieß: die Form der Wissenschaften, nicht bloß in welcher, sondern auch nach welcher sich die Gedanken gestalten; wo in allen Theilen der Literatur Gedanke am Ausdrucke klebt, und sich nach demselben bil-

det. Ich sage in allen Theilen der Literatur: denn wenn man glaubt, daß bloß in der Kritik der schönen Wissenschaften, in Poesie und Rednerkunst, vieles vom Ausdrucke abhängt, so setzt man dieser Verbindung zu enge Gränzen. In der Erziehung lernen wir Gedanken durch Worte, und die Wärterinnen, die unsere Jungen bilden, sind also unsere Lehrerinnen der Logik. Bei allen sinnlichen Begriffen in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens klebt der Gedanke am Ausdruck; in der Sprache des Dichters, er spreche Empfindungen oder Bilder, belebt der Gedanke die Sprache, so wie die Seele den Körper; die ganze anschauende Erkenntniß verbindet die ganze Sache mit dem Namen; alle Worterklärungen der Weltweisheit genügen sich am letzten — und in allen Wissenschaften hat es gute oder böse Folgen gegeben, daß man mit Worten, und oft nach Worten gedacht hat. Da ich im dritten Theile meines Buchs *) eine fragmentarische Abhandlung darüber gebe: wie der Gedanke am Ausdrucke klebe? so fahre ich hier bloß im allgemeinen Tone fort.

Ists wahr, daß wir ohne Gedanken nicht denken können, und durch Worte denken lernen, so gibt die Sprache der ganzen menschlichen Erkenntniß Schranken und Umriß. Daher muß, auch bloß auf das Symbolische der Denkart gesehen, ein großer Unterschied zwischen uns und höhern Wesen seyn, wenn man von beiden den Ausdruck Homers brauchen will: so heißt es in der Sprache

---

*) Dritte Sammlung, I, 5,

der Menschen, aber die seligen Götter nennen es anders. Es muß diese allgemeine Betrachtung der menschlichen Erkenntniß durch und mittelst der Sprache eine negative Philosophie geben; wie weit sich die menschliche Natur in ihren Ideen nur heben sollte, weil sie sich nicht höher heben kann? wie weit man sich ausdrücken und erklären sollte, weil man sich nicht weiter ausdrücken und erklären kann? Wie vieles würde man hier ausfegen können, was wir sagen, ohne daß wir was dabei denken; falsch denken, weil wir es falsch sagten; sagen wollen, ohne daß wir es denken können. Ein Mann, der diese negative Weltweisheit hervordächte, stünde an dem Umfange der menschlichen Erkenntniß, wie auf einer Weltkugel, und wenn er über diese Schranken sein Haupt nicht erheben, und in freie Luft umherblicken könnte, so wagte er doch seine Hand hinaus, und riefe: Hier ist Leeres, und Nichts! Und der hätte in einem andern Verstande die höchste Sokratische Wissenschaft: Nichts zu wissen! Irre ich nicht, so würden sich alsdann aus unserer ganzen Metaphysik von der Ontologie bis zur natürlichen Gottesgelahrtheit Ideen wegschleichen, denen blos die Worte Eintritt und ein falsches Bürgerrecht gegeben — und eben sind es die, über die der meiste Streit gewesen. Ueber nichts läßt sich mehr zanken, als was keine Parthei versteht, und leider! ist die Menschheit zu nichts geneigter, als erklären zu wollen, was sie sich selbst nicht erklären kann.

Wir denken in der Sprache; wir mögen erklären, was da ist, oder, was noch nicht da ist, suchen. Im ersten Falle setzen wir vernehmliche Töne in

verständliche Wörter, in deutliche Begriffe um. So lange läßt sich also eine Sache zergliedern, als Wörter für ihre Theilbegriffe da sind — und so lange eine Idee erklären, als neue Verbindungen von Wörtern sie in ein heller Licht setzen. Im zweiten Falle, der das Erfinden neuer Wahrheiten betrifft, ist die Erfindung eine oft so unvermuthete Folge verschiedener Wortverbindungen, als in der Algebra das Produkt von verschiedenen Combinationen der Zeichen nicht seyn kann: — und was kann also auch selbst in den tiefsten Boden der abstrakten Wissenschaften die Sprache nicht für Eindrücke graben? Bei jeder Gattung des sinnlichen und schönen Ausdrucks sind diese Eindrücke schon sichtbarer und kenntlicher; und im gemeinen Leben ists ja offenbar, daß denken fast nichts anders sey, als sprechen.

Jede Nation spricht also, nachdem sie denkt, und denkt, nachdem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war, in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dies niemals der Anblick des Schöpfers war, der diese Sache in ihrem Innern nicht blos werden sahe, auch werden hieß, sondern ein äußerer einseitiger Gesichtspunkt: so ward derselbe zugleich mit in die Sprache eingetragen. Eben damit konnte also das Auge aller Nachfolger an diesen Gesichtspunkt gleichsam gewöhnt, gebunden, in ihn eingeschränkt, oder ihm mindestens genähert werden. So wurden Wahrheiten und Irrthümer aufbewahrt und fortgepflanzt, wie vortheilhafte oder nachtheilige Vorurtheile; zum Vortheil oder Nachtheil hingen sich Nebenideen an, die oft stärker wirken, als der Hauptbegriff; zum

Vortheil oder Nachtheil wurden zufällige Ideen mit wesentlichen verwechselt; Fächer gefüllet, oder leer gelassen; Felder bearbeitet oder in Wüsteneien verwandelt: die drei Göttinnen der menschlichen Kenntniß, Wahrheit, Schönheit und Tugend wurden so national, als es die Sprache war.

Wenn also jede ursprüngliche Sprache, die ein Landesgewächs ist, sich nach ihrem Himmels- und Erdstriche richtet; wenn jede Nationalsprache sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volks bildet: so muß umgekehrt die Literatur eines Landes, die ursprünglich und national ist, sich so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß eins mit dem andern zusammenrinnt. Die Literatur wuchs in der Sprache, und die Sprache in der Literatur: unglücklich ist die Hand, die beide zerreißen, trüglich das Auge, das eins ohne das andere sehen will. Das ist der größte Philolog des Orients, der die Natur der morgenländischen Wissenschaften, das Naturell seiner Landessprache, wie ein Morgenländer versteht. Der ist ein origineller und nationeller Grieche, dessen Sinn und Zunge unter dem griechischen Himmel gleichsam gebildet worden. Wer mit fremden Augen sieht, und mit barbarischer Zunge von griechischen Heiligthümern schwatzen will, den sieht Pallas nicht an, der ist ein Ungeweiheter im Tempel des Apollo.

Die Literatur fremder Völker und Sprachen ist oft als eine fremde Colonie unter andere Nationen eingeführt; und nothwendig hat durch diese Zusammenmischung von Ideen und Sitten, von Denk- und Seharten, von Sprachen und Wissenschaften,

alles eine so andere Gestalt annehmen müssen, daß die Literatur ein wahrer Proteus zu seyn scheint, wenn man sie durch Völker und Zeiten und Sprachen verfolget. Entlehnte Gesichtspunkte wurden auf eine neue Art gerückt; geerbte Wahrheiten bis zum Unkenntlichen umgepräget; halbverstandene Begriffe zu Gespenstern; unrecht angesehene Gegenstände zu abentheuerlichen Gestalten; und eine Sprache, die ihre Literatur aus verschiedenen Himmels- und Erdstrichen, aus mancherlei Sprachen und Völkern her hat, muß natürlicher Weise ein Gemisch von eben so vielen fremden Vorstellungsarten seyn, die in einer oder der andern Wissenschaft Raum gewonnen. Nachdem sie aus verschiedenen Dialekten Colonien zum Anbau ihrer Gelehrsamkeit genommen, nachdem wird sie sich auch der babylonischen Sprachenmischung nähern, und oft ein Cerberus seyn, der aus neun Rachen neun verschiedene Spracharten, wiewohl in reinen und eigenen Worten herausstößt. Wenn jede Sprache Eindrücke nachläßt in den Wissenschaften, die in ihr wohnen, so muß man es unstreitig der Literatur ansehen können, in wie vielen Händen und Formen sie gewesen, in wie mancherlei Sprachen über sie sey gedacht worden.

Jeder Kopf, der selbst denkt, wird auch selbst sprechen, und so wird wieder sein Vortrag nach ihm gebildet: er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh-, von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlugen. Nun habe ich durch Erfahrungen bemerkt, daß

nicht bei jedem, der da denkt und spricht, Gedanke und Ausdruck auf eine gleich feste Art zusammen zu hangen scheinen: daß nicht blos bei dem einen der Vortrag loser und biegsamer ist, als bei dem andern; (denn dies ist zu bekannt und leicht zu erklären) sondern daß bei diesem der Gedanke selbst mehr an dem Worte klebe, und gleichsam die ganze Denkart symbolischer und zeichendeutender sey, als bei dem andern. Es ließe sich über diese Bemerkung manches, und vielleicht manches nützliche sagen — was aber nicht hieher gehört. Hier sey es genug, daß, wenn wir auch nur einige Schriftsteller von Rang und Ansehen setzen, die ihre Gedanken der Sprache oder die Sprache den Gedanken auf so eigne Art anpassen: so giebt es nothwendig im Kleinen und Großen beträchtliche Phänomene.

Die Materie, über die ich schreibe, daß die Sprache Werkzeug, Inhalt und gewissermaßen Zuschnitt der Wissenschaften sey, ist so unermeßlich selbst in einem Plane, der nichts mehr, als Gesichtspunkte hinzeichnen will: daß mich dünkt, mit allem, was ich gesagt, noch nichts von dem gesagt zu haben, was ich sagen wollte. Ich breche also ab, und eile zu einem Buche, das dem Titel nach, alle meine Lücken vollfüllen, und mehr sagen muß, als was ich sagen durfte. Es ist die gekrönte Preisschrift:

„Wiefern haben Sprachen einen Einfluß auf Mei-
„nungen, und Meinungen auf Sprachen?"

Und da ein Sprachverständiger, der den Orient und Occident kennet, der in so manchen Sprachhypothesen

sen einen philosophischen und dichterischen Kopf bewiesen, und überdem vor vielen andern seiner Zeitgenossen den Vorzug hat, daß er gleichsam von Grundaus und auf eignem Boden philosophiren kann, er sey wo er wolle — da dieser der Verfasser ist: so darf ich nur getrost auf seine Abhandlung herunterschreiben, was Thucydides selbst in seine Geschichte schrieb, daß sie mehr als ein leeres *αγωνισμα*, sie solle seyn: *κτημα ες αει*. — Ich lese also mit durstiger Seele. *)

4.

Und habe viel getrunken, ohne doch im geringsten meinen Durst zu löschen. Der Verfasser sagt viel Gutes, und nichts vollständig. Die Anmerkungen und Hauptsätze sind meistens ziemlich bekannt; die Aufgabe selbst weder genau genug bestimmt, noch natürlich genug zerfällt, noch vollständig und aus voller Brust beantwortet. Er schielt immer auf Ideen, die ihm geläufig sind, und vielleicht werden mehrere Leser seyn, denen in der ganzen Schrift nichts so schätzbar ist, als — die Beispiele, und diese selbst mehr ihres anderweitigen Inhalts, als der Wirkung wegen, die sie hier zu ihrer Absicht thun können. Ueberall, wo er über einzelne Exempel philosophirt, ist er auf seiner Stelle; in den Hauptsätzen, die das Gebäude selbst ausmachen, hören wir einen andern sprechen, der kleiner ist, als Michaelis.

*) De l'influence des opinions sur le langage etc. p. M. Michaëlis.

„Der Gesichtspunkt, in welchem man eine Sache „betrachtet, hat auf die Benennung einen Einfluß „— nicht alle Meinungen fließen in die Sprache „über; — meistens nur die Meinungen des Volks „— doch auch oft der Redner, der Philosophen, „der Dichter, und selbst geistvoller Privatpersonen" — dies ist die Ausführung eines so großen und vielversprechenden Hauptstücks, als die erste Sektion ist: vom Einfluß der Meinungen des Volks in die Sprache*), und nun gehts zu Beispielen, die lehrreich sind, aber die Sätze, hinter welchen sie stehen, immer blos lassen. Sollte man nicht den Verfasser am Ermel zupfen und fragen, „wovon redest du? von der Sprache, die ge„sprochen oder geschrieben wird? von der Sprache, „so wie sie erfunden wird, oder wie sie sich bildet, „oder gebildet ist? von der natürlichen Prose des „Mundes, oder von der Sprache innerhalb der wis„senschaftlichen Werkstätten? von dem Naturell und „Genie, oder von der Grammatik und dem Leisten „der Sprache?" Alle diese Unterschiede sind verwirrt, ohne welche doch keiner seiner Sätze ganz wahr ist — und so müssen wir aus der ersten Sektion mit so nüchternem Herzen weg, als wir kamen. Die zwote**) soll von dem vortheilhaften Einfluß der Sprachen auf die Meinungen reden und lehret uns, „daß es reiche Etymologien gebe, die „viel in sich schließen, und aufbehalten; daß Namen „oft Liebe oder Haß einflößen können; daß ein

*) S. 7 — 11.

**) S. 12 — 17.

„Reichthum an Kunst- und Naturnamen vortheilhaft „sey;" nun steht noch ein Paragraph, wie ein da Capo hinten an, und die große Frage ist wieder beantwortet — beantwortet, ohne daß ein christlicher Mensch weiß, was es denn recht sey, das Vortheil bringe? Wem denn, rund gesagt, der Vortheil soll gebracht werden? Und worin, bestimmt geredet, der Vortheil bestehen soll? Aus dem Abschnitt selbst will ich diese Fragen nicht beantworten; denn sonst würde es scheinen, als wenn Michaelis in einer Sprache nichts als Wortetymologien und Namenregister kenne; als wenn der Schaarwerksdienst, dazu die Sprache aufgeboten wird, lediglich einem Professor auf der Akademie, vorzüglich seinem Lehrbuche zu Statten kommen soll: und dann, daß der Vortheil Ein, ich weiß nicht was? sey, das sich nicht sagen läßt.

Es folgt ein Supplement*), das seinen Namen mit allem Rechte trägt, und die so schwere Aufgabe: „was für Vortheile hat die Sprache „vor allen übrigen erdenklichen symbolischen Zeichen?" mit so leichtem Herzen auflöset, als die folgende: was haben Völker und Sprachen für Vor- und Nachtheile gegen einander? mit Anstand und Artigkeit zerschnitten wird. Das zweite Supplement**), das eine wahre Polyglotte anmeldet, ist mir selbst in den zerstückten Anmerkungen, die es verräth, so willkommen gewesen, daß ich derselben fast mit so vielem Verlangen

*) S. 68 — 73.
**) S. 74 — 78.

entgegen sehe, als einer andern heiligen Polyglotte, zu der ganz Europa zusammen trägt.

Der dritte Abschnitt *), von den schädlichen Einflüssen einer Sprache auf die Meinungen, weiß alles unter folgende Hauptstücke zu ordnen: „Reichthum und Ueberfluß, Vieldeutigkeit und Nebenideen, irrige Etymologien und willkührliche Schönheiten können schaden" aber wem? und worin? — das frage man mich nicht; ich würde antworten müssen: den Meinungen und durch Meinungen — und nun weiß der Fragende eben so viel.

Auf den vierten **) Abschnitt, der eine Universalmedicin enthält wider die Irrthümer, zu denen eine Sprache leiten kann — ein Projekt zu Aufbewahrung nützlicher Sachen in einem Glase Sprachengeist — ein noch bewährteres zu Verbesserung der Sprachen — und dann das drohendste von allen, daß keine gelehrte Sprache zu erfinden möglich sey: über diesen Abschnitt will ich mich gar nicht einlassen, da ich weder ein Sprachendoktor, noch ein Mitglied der Zesischen Gesellschaft bin, noch auf eine gelehrte Sprache Plane aussinne.

Ich bleibe bei meiner Materie, und bedaure, daß der vorgegebene Satz mit seinen vieldeutigen Worten: Sprache, Meinung, Einfluß, Vortheil, Nachtheil dem Verfasser Anlaß gegeben, durch sein Exempel es zu zeigen, wie viel schädlichen Einfluß die Unbestimmtheit einer Sprache in die Ge-

*) S. 79 rc.
**) S. 140 — 176.

dankenreihe dessen haben könne, der ein solches Thema, wie einen Kanzeltext ansieht, über den sich desto erbaulicher sprechen läßt, je vieldeutiger die Worte desselben zu allen sieben Nutzanwendungen sind. — Die abentheuerlichen Kreuzzüge des Philologen liefern in ihrem ersten Versuch einen Plan, wie die vorgelegte Frage nach dem Sinne des Philologen hätte beantwortet werden sollen. Der Plan sagt viel, so wenig die Literatur Briefe *) in ihm fanden, die mit ein paar Nußschalen davon liesen, und den Kern liegen ließen; er sagt mehr, als die umständliche Beurtheilung der Preisschrift **) in den Briefen selbst, die ebenfalls, so wie der Verfasser, bei Beispielen und Ausschweifungen ihr summum bonum findet; er sagt endlich so viel, daß die Ausführung desselben des Kranzes des Apollo selbst würdig wäre.

5.

Um der Schwäche meiner Augen willen, konnte ich die Frage blos aus den drei Punkten ansehen, die ich zum voraus abgesteckt, und hoffe, daß sich aus ihnen, wie in der Meßkunst aus drei gegebenen Punkten ein Mittelpunkt finden, und durch sie ein Cirkel beschreiben ließe. Ich würde also die Sprache, als das Werkzeug, den Inhalt, und die Form menschlicher Gedanken, ansehen und fragen:

Wenn das menschliche Denken meistens symbolisch ist, ja wenn wir meistens mit, in, und oft nach

*) Lit. Br. Th. 15. S. 179.

**) Lit. Br. Th. 4. S. 366.

der Sprache denken; was giebt dies der menschlichen Kenntniß überhaupt für Umriß, Gestalt und Schranken? Und auf der andern Seite: wie kann man über den Ursprung, und die Beschaffenheit einer Sprache philosophiren, wenn man die Kräfte menschlicher Gedanken und Bezeichnung gemeinschaftlich wirken läßt, um sich ein Werkzeug, eine Hülle und eine sichtbare Gestalt zu bilden?

Wenn man nun diese abgezogene Ideen unter die Menschen führet, und sich ein Volk gedenkt, das sich seine Sprache bildet: welche Natur muß dies wieder der Sprache geben, daß sie ein Werkzeug ihrer Organen, ein Inhalt ihrer Gedankenwelt, und eine Form ihrer Art zu bezeichnen, kurz, daß sie eine Nationalsprache werde? Und was entstehen für Aenderungen, wenn man eine solche werdende Sprache durch alle Tage ihrer Schöpfung begleitet?

Was muß es der Denkart für Form geben, daß sie sich in, mit und durch eine Sprache bildet, da wir jezt durch das Sprechen denken lernen? Und wie kann man also die populäre Denkart des gemeinen Mannes in seiner Sprache, sowohl der Materie, als der Bildung nach aufsuchen?

Lassen sich nicht einige Schattenlinien ziehen: wie die Denkart des Volks mit der gelehrten Denkart neben und in einander laufe? wie beide auch die Sprache ändern müssen, nachdem sie sich vermischen, und in einem oder andern Gebiet zusammen wohnen?

Was giebt die Denkart und Sprache des Volks dem Philosophen, Dichter und Redner, was für Maße zu bearbeiten, für Vorrath, auf seine Art

anzulegen, und für Instrumente, zu seinen Zwecken zu brauchen? Was hat dies für Vortheile und Nachtheile für die Weisen und den Schüler des Volks? was für gegen einander stoßende Vor- und Nachtheile für Dichter und Philosophen? für das Publikum, das da lieset, und spricht?

Was hat in jedem Theil der Wissenschaften die Sprache für gute und schädliche Einflüsse gehabt? Wie hat sie diesen Vorrath geliefert? jenem Zwang aufgelegt? hier Mißgestalten geboren? dort Wahrheit und Schönheit zur Welt gebracht? In diesem Gebiet der Gelehrsamkeit Wahrheiten dort Irrthümer verjähret?

Wie hat der Geist der Literatur sich nach den verschiedenen Sprachen geändert, in die er eingetreten? Was nahm er aus allen den Oertern und Gegenden mit, die er verließ? Was nahm er von dem an, was er vor sich fand? Und was entstand für ein Ding aus der Vermischung und Gährung so verschiedener Materie?

Wie haben die vornehmsten Völker in dem Lande der Literatur ihre Sprache als Werkzeug schon gebildet? Worin ist dies und jenes Volk einem andern vorgekommen, und einem dritten nachgeblieben, weil es sein Werkzeug so bequem fand, oder zu machen wußte — weil die Form und das Materielle der Sprache diesen und jenen Zwecken entsprach, oder widerstrebte? In welcher dieser gelehrten Sprachen ruht das meiste an körperlichem Inhalt der Wissenschaften? Welche ist als Werkzeug die bequemste für diese und keine andere Gattung der Literatur? Und was haben verschiedene Sprachen, die sich blos ne-

ben einander bildeten, von einander angenommen?
— — — — — — — — — —
— — Ich kann noch lange schöpfen, ehe sich in dieser reichen Quelle — nicht auf den Boden sehen, sondern nur eine kleine Abnahme merken ließe. Je mehr man schöpft, um desto mehr macht man neuem Zustrome Raum, der sich unter das schöpfende Gefäße drängt, und es mit Macht fortstößt. — Ich gebe also diese Arbeit der Danaiden auf, und wende das gesagte auf meine Sprache an.

6.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der auch nur einiges für unsere Sprache gethan hätte, was ich bisher über mehrere Sprachen gleichsam in die weite Welt geredet habe. Und wie ergötzend würde mir der Anblick seyn, einige von diesen Aufgaben untersucht und im Einzelnen bestätigt zu sehen!

Wie fern hat die Sprache der Deutschen eine Harmonie mit ihrer Denkart? Wiefern ihre Sprache Eindrücke auf die Gestalt ihrer Literatur gemacht? Wie kann man es an ihrer Mundart, von ihren Elementen, von ihrer Aussprache und Sylbenmaßen an, bis zu dem ganzen Naturell derselben, erkennen, daß sie unter dem Deutschen Himmel gebildet worden, um unter demselben zu wohnen, und zu wirken?

Wie viel kann man in ihr aus der Welt von Umständen und Begebenheiten erklären, so daß der eigenthümliche Inhalt derselben von ihrer Denk- und Lebensart gesammlet würde? Wie manches läßt

sich von der Etymologie einzelner Wörter bis zum ganzen Bau der Schreibart aus den Gesichtspunkten bestimmen, die ihnen eigen waren, so daß die Regeln der Sprachlehre mit den Grundstrichen ihres Charakters parallel laufen, und das ganze große Geheimniß des deutschen Idiotismus ein Spiegel der Nation ist?

Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache theils in ihrer eigenen Natur, theils durch die Zumischung fremder Sprachen und Denkarten erfahren müssen, daß sich ihr Geist wandelte, wenn gleich ihr Körper derselbe blieb?

Wie voll fremder Colonien insonderheit die gelehrte Sprache ist, die deutsche Tracht, deutsches Bürgerrecht, und deutsche Sitten angenommen haben? Wie viel fremde Aeste auf den Stamm unserer Literatur gepfropft sind — wie sie auf demselben wo nicht ausgeartet, so doch verartet, und oft veredelt sind?

Wie weit ist die Sprache als Werkzeug der Literatur, wenn man sie mit andern Nationen vor und neben uns vergleichet? Wie weit als Werkzeug der Literatur, so fern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird — wie weit für den Dichter? den Prosaisten? den Weltweisen? Wie weit als Werkzeug der Literatur, so fern sie zu verschiedenen Zwecken arbeiten soll? Wie weit im Bücherstil? In der Sprache des Umgangs? Wie weit, um sich lesen, hören, lernen, deklamiren und singen zu lassen?

„Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, „für rohe Massen zu Gestalten, für ungebrauchte

„Formen zu neuen Schreibarten? Was hat sie für
„eigene Landesprodukte der Literatur aufzuzeigen,
„die in ihr geboren, genähret, oder vollendet sind?
„Welche Höhe hat sie erstiegen? Wer hat ihr
„dahin aufgeholfen? Welche Höhe hat sie zu erstei=
„gen? Und auf der andern Seite, worin muß sich
„gegentheils die andere Waagschale wieder nei=
„gen?" —

Freilich große Aufgaben! denn das Was? und Wie? und Wiefern? fodert nicht blos allgemeine im Traum gesagte Behauptungen: daß wohl an dem allen so etwas daran seyn könne; „sondern genaue Bestimmung" — Beispiele, die jedesmal das Allgemeine in einzelnen Fällen zeigen — Beweise, aus der Natur, aus der Geschichte dieser und aus der Natur und Geschichte anderer Sprachen genommen — Philosophische Beobachtungen, die sich in Grundsätze von selbst zu verwandeln scheinen.

Der ganzen Nation wäre ein solches Buch ein Schatz, ein Schatz für ihre ganze Literatur. Denn der Genius, der über die Wissenschaften eines Volks wachet, ist zugleich der Schutzgott der Sprache desselben.

7.

Wo ist der Mann unseres Volks, der ihm dies Opfer bringe? der uns, so wie Minerva dem Diomedes den Nebel von den Augen nahm, damit er Götter und Menschen unterscheiden könnte, die myopische Finsterniß, und den Nebel von Vorurtheilen wegnehme, der uns in den meisten Fällen noch auf den Augen liegt? der uns lehre, wie wir

diesem Gott unsrer Sprache opfern sollen? — Ich warte auf die Erscheinung dieses Tages, wie beim Plato Alcibiades auf den wartete, der ihn über Götter und Götterdienst erleuchten sollte. Und so ahme ich auch der Bescheidenheit dieses griechischen Jünglinges nach, da er sich mit seinem Kranze nicht in den Tempel des Gottes wagen wollte, ehe diese Erscheinung käme. Auch ich hatte ein kleines Gebund Sprachanmerkungen in einen Kranz geflochten, den ich dem Genius unsrer Literatur opfern wollte; ich warte aber vor dem Tempel auf einen Sokrates, und wenn er mich statt des Gottes unterrichtet: so sey ihm, als meinem Apollo, der Kranz heilig.

Hier sind also statt eines baufälligen Systems, mit dem die Deutschen nur gemeiniglich zu früh anfangen, hier sind abgebrochene Fragmente, die nichts ganz liefern wollen: Füllsteine, die gut genug sind, so lange man noch nicht an ein Gebäude denken darf. — Oder damit ich mit meinem vorigen Bilde schließe: hier ist eine Hand voll Blumen, in verschiedenen Feldern unsrer Sprache gesammlet — spielend und im Vorbeigehen gesammlet; nicht mit bebrillter Nase gesucht, nicht mit gebücktem blutrothen Gesicht zusammen gestoppelt — auf freiem Spatziergange lachten sie mich an, boten sich meiner Hand dar, und ich brach sie. Andere, Michaelis, Klopstock, Abbt, Sulzer, Oest, Rammler, Breitinger, Bodmer, die Literaturbriefe und wer weiß mehr? sind vor mir auf dieser Blumenlese gewesen: ich lese ihnen nach, ohne daß ich mich umsehe, wer hinter mir sey.

II.

Eine Sprache, die sich in Grammatik und Naturell, und also an Leib und Seele, von den nachbarlichen Sprachen ringsum kenntlich unterscheidet; die bei aller Dunkelheit ihres Ursprunges und Geschlechts, doch unstreitig gegen ihre Stiefschwestern und Stieftöchter ein Glied in dem Geschlechtsbaume einnimmt, das Achtung fodert; eine Sprache, die so wie sie ist, nach allen von ihr losgeschnittenen und verpflanzten Aesten, mit allen in sie gepfropften fremden Zweigen, doch als ein selbstgewachsener Stamm dasteht, verletzt, aber doch nicht zerstückt von rohen Händen; die wie ein alter Tempel erscheint, von der Nation, nach dem Urbilde ihres Geistes, aus Materialien ihrer eigenen Stein- und Thongruben errichtet, geräumig genug, die Nation zu fassen und dauerhaft genug, um ihr ewiges Denkmal zu seyn — eine Sprache, die dieß ist, wäre die nicht, noch nach allen Revolutionen, eine ursprüngliche, eigenthümliche Nationalsprache? Ist sie es nicht, so kann es sicherlich keine von allen jetzt lebenden, gelehrten Sprachen heißen. Ist es eine; so ist es unsere Deutsche.

Man betrachte ihr körperliches Gebäude von der Mechanik einzelner Glieder bis zur Bauart und Gestalt des Ganzen; man lerne in den Geist sehen, der sie gestaltet hat, der sie belebt und bewegt: so erblickt man ein Geschöpf eigener Art, das Aehnlichkeiten mit andern, aber das Urbild in sich selbst hat. Man gehe so weit man kann, auf die Würde ihrer Ahnen zurück; ohngeachtet

aller Völkerwanderungen, und mancherlei Schicksale der Familien wird man in ihr das ächte Geblüt der Väter finden. Mit ihren Nachbarinnen verglichen, erscheint sie wie ein festes Land, das mit Meeren und schwimmenden Inseln umgeben, auf seiner Wurzel sicher ruht. Mit der Natur ihrer Eigenthümer verglichen, ist sie ein Gothischer Pallast für eine Gothische Nation, für den Ehrennamen tapferer Barbaren, eine barbarische Sprache.

Können wir uns also nicht für *αυτοχθονες* ausgeben, die aus eigenem Grund und Boden hervorgewachsen, unvermischt mit andern, und älter als der Mond sind: so wollen wir uns doch derselben, als eines Eigenthumes rühmen und mit patriotischem Stolze Idioten seyn, nach der griechischen Bedeutung dieses Wortes.

1.

„Unsere Sprache habe wegen der überhäuften „Consonanten etwas barbarisches an sich" — so reden unsere weiche Nachbarn, und dünken sich mit ihrer schlüpfenden Mundart groß, die wegen der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden, wegen der überall gleitenden Fortschiebung der Töne — keinen gewissen Tritt hat. Laß es seyn, daß man es unsrer Mundart anhöre, sie sey unter einem nordischen Himmel gebildet: laß es seyn, daß unsere härtliche Sprachwerkzeuge auf ihre langsame Art Sylben hervorarbeiten, die andern Völkern nicht so geläufig sind: ist dieß uns zum Nachtheile? Eben dieß giebt unserer Sprache einen abgemessenen sicheren

Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen festen Schritt, der nie über und über stürzt, sondern mit Anstand schreitet, wie ein Deutscher. Ein horchendes Ohr wird uns auch in der Sprache an dem Rauschen unserer Flüsse, und an dem unübereilten Takt unsrer Tritte erkennen und hören: wer wir sind?

Nun sind wir freilich keine Griechen, deren Sprache, Sang und Klang, wie ein Saitenspiel in dem reinen Aether des hohen Olymps; gegen sie mag die Unsere wie eine Flöte unter einem dickern und niederern Himmel dumpfer tönen. Nur wollen wir auch keine Griechen seyn, und die um uns wohnen, sind gegen jene gestellt dem Lande ihrer Antipoden näher, als wir. Dünkt mich recht, so stehen wir gegen unsere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen Mitte, so daß wir nicht, wie die Sarmatischen Völker, die Worte herausröcheln; noch wie die Seenationen in heiserm Tone dämmern; noch wie unsere sybaritische Nachbarn die Worte mehr hervorglitschen; noch wie die Britten, mit verschlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und zurückprallend, nicht aber rauh und unaussprechlich; tapfer, wie das Volk, das sie spricht, und nur Weichlingen furchtbar und schrecklich; nicht unwirthbar gegen Fremde, aber Landstreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuschauen.

Es sey also, daß ein Römer unsere Sprache schildern würde, wie Tacitus unser Land: informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque — wenn er sie näher kennete, würde er einen Bardengesang in ihr finden, der bei

seinem rauhen Tone, bei seinem dumpfen Laut, bei seinem vollen und schweren zurückprallenden Schalle das Lob verdienet: nec tam voces illae, quam *virtutis concentus* videntur: Und was dürfen wir uns unsrer Consonanten schämen, wenn sie Concente der Tapferkeit sind, um Götter und Stammväter unsers Volks, Helden und Erretter der Nation zu preisen, Schlacht- und Siegeslieder andern Völkern unnachgesungen zu singen. —

Damit sich aber unsere Laute nicht unter diese gehäufte Consonanten verlören, haben wir mehr Doppellauter und stärkere Vokale, — zwar wieder nicht als die Griechen, aber gewiß als unsere Nebensprachen. Wir verlieren viel, daß wir die hohen Doppellauter des Dorischen Dialekts zum Theil entbehren, und die Dorischen Provinzen Deutschlands lassen diese Fülle hören, selbst wo sie sich im Lesen nicht sehen läßt; aber noch mehr verlieren die Franzosen, wenn sie unsere wenigen Doppellauter von Ai bis Au in ihrer Sprache entbehren, wie sich hier über einzelne Stücke manches sagen ließe, wenn man sich zur Grammatik herablassen wollte. — Möchte nur die Dorische offene Fülle, welcher wir uns in einer hohen Deklamation entfernt nähern, auch in das Innere unserer Sprache so viel Einfluß haben, als sie bei den Griechen desto vollere Blüthen in die Schriftsteller ihres Dialekts einwebte. Möchte auch bei uns in dem männlichen Ton der Ode, in starken Monologen des Trauerspiels, und in den vollen Chören des Gesanges; oder auch nur in nachdrucksvollen Lehrgedichten, und in einer gesetzten edlen

Prose die Sprache zu hören seyn, die im Pindar und Theokrit, in den Dorischen und Aeolischen Schriftstellern

wie Kalliopens Tuba tönet. —

So wollten wir gegen alle pfeifende Troglodyten und viele schnatternde Gänse des Kapitoliums das laut sagen, was wir bisher noch sehr unter uns sagen müssen: „ihr sprechet: meine Sprache schände „mich; sehet zu, daß ihr nicht die eurige schändet!" wie einst der königliche Scythe Anacharsis sein Vaterland vertheidigte. — Hier ließe sich mit den veränderten Worten eines Dichters sagen:

> Wenn du noch andere fürchtest, o Sohn Teutons,
> Als die von Athen: so gehören dir Klopstock,
> Haller nicht an: Gleim und alle nicht an
> Denen ums Grab Lorbeer einst weht.

2.

Wir zählen nur fünf Selbstlauter; allein zwischen ihnen sind nach der allmählich veränderten Bewegung der Redewerkzeuge noch so viel Laute einzuschieben, daß es gleichsam eine ganze Reihe von Vokalen giebt, wo einer mit dem andern zusammen fließt, und sich in denselben zu verlieren scheint. Unsere Sprache hat diese zusammenhangende Reihe ziemlich vollständig: sie spricht ihre Selbstlauter mit so verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze aus, daß ihr dem Klange nach (ich rede nicht vom Schreiben) wenig Mittelglieder zwischen diesen Hauptvokalen fehlen werden, selbst bis auf das η der Griechen, und einige Nasenlaute der Franzosen. Diese Mannichfaltigkeit von einfachen Tönen, für

die

die wir lange nicht Zeichen genug haben, giebt der lebenden Aussprache so viel Polytonie, so viel Abwechselung des Klanges, daß das stolze und eigensinnige Ohr weit seltener den Vokal wieder kommen höret, als das Auge, das schon übersehender ist, ihn nach unserer mangelhaften Orthographie wiederkommen siehet. So werden die ungeheuren Verbindungen unserer Consonanten auch durch diese feine Auf- und Abstufungen der Vokale, die das Gehör so bald bemerket, gemildert, und da der Vokal die ganze Sylbe beleben muß: so bekommt durch diese Menge von Zwischenlautern die Rede mehr Abwechselung, die der barbarischen Monotonie begegnet.

Ich würde noch weiter gehen, und bemerken, daß unsere Sprache eben den Vokalen die meisten Modificationen gebe, die wir zur Milderung der rauhen Töne, zur Linderung starker Consonante, zur Biegsamkeit der Rede am nöthigsten haben: nämlich bei E und I, die wir so oft und verschieden aussprechen, daß sie statt vieler gerechnet werden können. Statt so vieler, daß unsere mit Zeichen sparsame Schreibart nicht weiß, sie hinzustellen, und sie bald zu Doppellautern macht, die keine Doppellauter sind (ä, ee und ie), bald neue Buchstaben dazu nimmt, die den Mangel ersetzen sollen, wie eh, ih, und doch überläßt sie der lebenden Aussprache noch immer zu viel. Die deutschen Jonier sprechen daher das milde j aus, wo sie es nicht sprechen sollten, im ü, und bei den Griechen ist das y vermuthlich noch eine feine Stufe zwischen i und ü gewesen, die unsere schwerere Zunge nicht

treffen kann. So lindern also auch die häufigen sanften Vokale.

Ferner: wir haben mehr Hauche in unserer Sprache, und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers; sie ist, wie ein West, der einen wollüstigen Tag kühlet, hier den Blumen schmeichelt, dort duftende Blüthen verweht, dort angenehm durch die Saaten rauscht, und hier den Liebling zum Kuß anglühet: — lauter Wörter, die sich selbst sanft forthauchen, und so gehet in unsrer Sprache die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch: sie empfehlen sich alle durch ein sanftes h oder ch, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können, die das H, wie z. E. die Russen, in ein scharfes G, das weiche ch, in ein rauhes cch, fast wie das Ain der Hebräer ausstoßen müssen. Daher ist das H bei einigen Völkern das Schibolet, woran man kennen kann, daß sie geborne Gergeneser sind: und die Letten sprechen z. E. Immel und Eute (statt Himmel und Heute) wie andere Völker. — Das H ist überhaupt die Gränze zwischen Laut und Mitlauter; es giebt, nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit; es nimmt dem Vokal etwas vom Laute, und giebt dem Mitlauter etwas dazu; es verhindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vokalen, und die Zerrung bei den Consonanten: daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit das Ypsilon fortzustoßen, im phy=

sischen Verstande den Ausspruch des Horaz verdienen:

— Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Und doch reicht die griechische Sprache hierin nicht an die Morgenländischen, deren Aspirationen (z. E. bei den Hebräern das א, ח, ה und ע), kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so Griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher aus ihr auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, seine Alten haben aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen: aus dem Griechischen aber habe man das H dazu genommen. Ja, wenn man das Catullische Epigramma kennet, das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet: so weiß man, daß die Kleinmeister vom lieblichen Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vokalen, die ihn nicht nöthig hatten, machen wollten. Cicero ärgert sich, daß er dem Volke zu gefallen, pulcher und triumphus, statt pulcer und triumpus aussprechen müßte, und Quintilian noch mehr, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu schreiben *). Die nördlichen Völker

---

*) Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unserer neuen Orthographie nöthig ist. Die Alten hatten sich so in das H verliebt, daß sie es gerne sprachen, selbst wo sie es nicht schreiben durften, und auch nicht schrieben. Uns Neuern ist so wenig an diesem musikalischen Buchstaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben so gern wegwerfen, da wo wir ihn doch nothwendig, und insonderheit bei einsylbigen Wörtern sehr unterscheidend sprechen müssen. Die

verschlingen die Aspiration der Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die Lateinischen Länder überschwemmten: so fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der Italiänischen und meistens auch aus der Französischen Sprache, in welcher das Wort Hauch selbst nach allen Elementen ein Fremdling ist. Unserer deutschen Sprache, als einer Original-mundart blieb es, und mildert also recht sehr ihre Barbarei der Consonanten, so wie Kinder, die sprechen lernen, sich die schweren Vokale erleichtern, daß sie dieselbe forthauchen. *)

So habe also unsere Sprache auch in ihren Elementen das Gothische, das sie in ihren Buchstaben hat; auch hier ist mir dasselbe eben nicht so zuwider; dort aber ist es von anderer Beschaffenheit und Nutzbarkeit. In den Elementen ist es nämlich Genius der Sprache, Eigenthümliches

---

Orthographie des Denso und vieler andern ist mir also unausstehlich: die bewonen, Lon, Son schreiben. Bald wird man also auch geen (statt gehen), aben statt haben, und An statt Hahn schreiben. Schade für unsere Sprache, wenn man zwei Menschenalter nach uns so spricht, als diese Sprachenverderber schreiben.

*) Noch eins, wenn es an diesen Ort gehörte. Wenn unsere Sprache so stark an Consonanten und Doppellautern ist: so wird sie damit ungleich mehrerer Wortformen fähig, als andere weichere Sprachen: wie Lambert einige dieser Vortheile berechnet. — Allein, wie gesagt, thut dieser Vortheil nichts zu meinem Zweck, und ist mehr zur Spekulation, als zur wirklichen Bequemlichkeit, so wie die unsere auch hierin von bessern Vorzügen anderer Sprachen übertroffen wird.

der Mundart, Charakter der Nation. Wolle uns also niemand das rauben, was Nationalschriftstellern zur Stütze und Würde seyn kann.

Natürlich wendet sich die Rede vom Sylbenbau zum Sylbenmaaße; und die Frage ist: welche Sylbenmaaße sind — nicht unserer Sprache möglich; sondern natürlich? Natürlich? und wie ist das zu sehen? Entweder aus der Natur der Sprache, oder aus Versuchen. Aus dem ersten Gesichtspunkt merke man:

Nach Lowths Bemerkung ist selbst die Hebräische Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß sie so einem abgemessenen Polymetrischen Numerus, als die Griechen nachher hatten, sich hätte bequemen können. Und trifft nicht das Gegentheil auf unsere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesetzt, als daß sie sich dem Polymetrischen Numerus bequemen könnte. Jene und unsere halten beide Extreme, nur beide entfernen sich von der Mitte.

Zu volltönig: da die Sprache der Griechen hochtönend war, und außer langen und kurzen auch hohe und niedrige Accente hatte; einen Unterschied, den wir entbehren, aber für Hexameter nicht entbehren können, denn bei unserm niedrigen vollen Accent erhöhet man sich wenig zum Daktylus, ohne einsylbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nöthig zu haben. Wie kann die Sprache aber polymetrisch seyn, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe

hat; die sich selten in Spondäen erhalten kann, weil sie diese nicht mit den kurzen Sylben zu kompensiren weiß.

Zu zerstückt in ihren Formen: dieß zeigen die vielen einsylbigen Wörter, und unsere ganze Flexion. Unsre ganze Periode bekommt also, da die meisten dieser Wörter lang sind, was steifes, oder Prosaisches. Woher aber sind diese Einsylbigten lang? Weil unsere volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, sie durch mehrere ersetzen muß: so fallen theils die Griechischen ατονα im Deutschen fort, die den Ton auf die vorhergehende Sylbe schoben; theils fallen die Lateinischen ancipites weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß lassen konnten. Unsere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch so biegsam seyn; ihre Bestandtheile kann sie doch nicht ändern, und selbst unsere Väter im poetischen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Skalden, sie haben nie auf griechische Art polymetrisch gesungen; und weit weniger wir, zu einer Zeit, da die Accente des Sprechens sich kaum zu erheben scheinen.

Hiezu setze man nun noch Versuche; nicht in erzwungenen, sondern in einem freien Sylbenmaaß, um zu sehen, was für Füße am meisten in unserer Sprache liegen? Ob, wenn man den Gedanken den Zügel läßt, man pindarische Oden und tragische Chöre erblicken werde, oder einförmigere Cadenzen? Und ich glaube alsdann, tanzt unser Deutsches nicht einmal nach griechischen Sylbenmaaßen ungebunden; wie viel minder, wenn es in metrischen Fesseln so tanzen muß.

Ramler that dieß in einer andern Absicht; er lösete die Prose Geßners und Eberts in ihre natürliche Sylbenmaaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern sollen, die nicht mehr gelesen, sondern deklamirt werden müssen, um alsdann gewiß mehr als prosaische Harmonie zu entdecken — und ich glaube, wenn man dieß thut: so wird man immer weniger Polymetrisches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr versuchen: es hat es ein andrer gethan: Klopstock hat „seine poetische „Empfindungen so frei ausgedrückt, daß sie sich „selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben „scheinen, die voller Wohlklang sind, aber kein be„stimmtes Sylbenmaaß haben." Er hebt am Fest der Souveränität in Dänemark an:

Weht sanft, auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

Veracht ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt,
Und stammt' er auch aus altem Heldenstamme,
Veracht ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen
Und einen König gegeben.

Man setze dieß fort: Spondäen, Trochäen und Jamben wird jeder antreffen; Daktylen — nur in Participien und wenig andern Wörtern; und zu den übrigen vielsylbigen Tritten sind unsere einsylbige Wörter wirklich zu unbestimmt, und prosaisch. Ich glaube also auch in den unserer Sprache natürlichen Sylbenmaaßen einen steifen und festen Tritt zu hören, ohne zu gaukeln, und zu springen.

4.

Doch genug von diesen grammatischen Schwierigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich seyn müssen. Um vielleicht einige solche verdrießliche Genies zu versöhnen, setze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünsche, angewandt zu werden.

Das Klopstockische angeführte Sylbenmaaß soll dazu Gelegenheit geben. Bei dem ersten Anblick sogleich schien es mir sehr ähnlich zu seyn mit dem Numerus der Hebräer, so viel wir von ihm wissen, und mit dem Sylbenmaaß der Barden. Ich sahe, daß es Klopstock, einem Meister in der deutschen Sprache, oft sehr wohl, und seinen Nachahmern meistens elend gelungen. Ich wußte nicht, ob diese neue glückliche Versart nicht eher die natürlichste und ursprünglichste Poesie*) genannt werden könnte, „in alle kleine Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Sylbenmaaßes „betrachten könnte," statt daß ihn die Literaturbriefe eine künstliche Prose nannten. Ich überließ mich meinen Gedanken, und glaubte endlich, daß

*) Lit. Br. Th. 3. S. 101.

dieß Sylbenmaaß uns vielleicht von vielem Uebel erlösen, und viel Aufschluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an.

Erstens: Hätten wir einen Dithyrambischen Dichter, der wirklich von dem Blitzstrahle des Bacchus getroffen, trunken, und begeistert tönen würde: — natürlich wäre kein gefesseltes Sylbenmaaß für ihn; er zerreißt es, wie Simson die Bastseile, als Zwirnsfäden. Allein diese Verse sind Pindarische Pfeile in der Hand des Starken: die, mit Pindar zu reden, blos für die Mitverständige klingen, dem großen Haufen der Ausleger aber, wie eine dunkle Wolke scheinen. Unser mißglückter Dithyrambensänger kann dieser Bemerkung, durch seinen Ikarischen Fall ein Gewicht beilegen. Und noch ein größeres unser göttliche Skalde, der seine Gesänge in die ganze Musik unserer Sprache auflöset, der seinem Sylbenmaaß das Feierliche des Zeitalters giebt, aus welchem er kommt, und allen Wohlklang des Aeons, in welchen er erwacht — ein Dichter, der in mehr als einer Absicht vielleicht größer werden kann, als seine Zeit.

Zweitens: Die hohen Oden des Affekts werden natürlich ihre Empfindungen auflösen, sie mögen in kurzem Odem jauchzen, oder donnern, oder seufzen und weinen. Dies Sylbenmaaß kann, nach jener Scythischen Zeichensprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, sich wie ein Adler aufschwingen, es kann die Sprache durchgraben, und sich wieder ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Wenn man manche Deutsche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Sylbenmaaße ansieht, so sollte man beinahe denken, daß

das gewöhnliche Strophenmaaß der Gränzstein eines Paragraphen seyn sollte. Das geht denn nun so hin, aber sollen diese Oden Affekt singen — ein Gesang nach einer Kirchenmelodie.

Drittens: Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefesseltes Sylbenmaaß nicht ertragen, ohne daß sie, oder das Sylbenmaaß leiden. Bei Pindar und Horaz läuft die Periode und das Gleichniß über die Strophe; bei den meisten deutschen Dichtern sind sie zahm genug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin, die jetzt nichts weniger, als den Perioden der Ode trifft, würde in diesem Sylbenmaaße ihre ganze Phantasie ausschütten, und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben. — Will man also Klopstocks poetische Stücke von dieser Art, auch nicht Oden nennen; am Namen liegt nichts: so lasset es lyrische Gemälde seyn, zu denen die Griechen den Namen ειδος hatten.

Ferner: Auf dem Orchester kann die Musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Musikus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat: wo der prosaische Wohlklang entweder von dem Musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret." In den Arien, wo ein Sylbenmaaß seyn muß, können die rimes assonantes der Spanier den Reim ersetzen, und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner Musikalischen Idylle: der May, in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur

Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt, als ich sagen kann.

Und für das Theater? Es kann sich dieser Vers so prosaisch als möglich machen; und dieß ist in den ersten Auftritten nöthig, wo das Sylbenmaaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten tragischen Affekt erheben, und das Brausen des Sturmes nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, die die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten (auch vielleicht des Sylbenmaaßes wegen), daß bei Franzosen und ihren Nachahmern, den Deutschen, ein Wort, das den Vers unvermuthet schließen soll, aber oft durch einige gedehnte Verse deutlich genug zu errathen gegeben wird, ein besonderes Kunststück ist. Das Ich oder Du, oder Nein! u. s. w., das alsdann so hergeschraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerspiel.

Wenn nun in diesem Sylbenmaaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt: so muß es auch ein Muster der Deklamation seyn. Lies eine hinkende deutsche Alcäische Ode; deklamire sie gut; verbirg ihre Fehler; laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören: — es ist nicht mehr Alcäische Ode, es ist eine Sprache in diese Verse zerstückt. Höre einen Redner in seinem Feuer brausen, oder zerschmelzen: du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Deklamation hören; höre einen Garrick in

einem Selbstgespräche mit sich selbst kämpfen, fast unterliegen und dennoch siegen: sein Affekt wird die Sprache auflösen; er wird einen Takt halten, der dich an das Kunststück der Alten erinnern wird, ihren Akteurs Noten und Ton mitzugeben.

Wie wäre es nun, wenn dieß Sylbenmaaß in den Oden die griechischen Verse, und in der Affektsprache die poetische Prose etwas einschränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe? Wenn ein Deutscher Shakespear — oder wenigstens, wenn man den englischen Shakespear in dieser Tracht bei uns einführte; den wir jetzt, ohngeachtet der Uebersetzung, noch so wenig kennen; wenn Ebert den poetischen Perioden Young's mit alle seinem Kolorit in dieß Sylbenmaaß übertrüge — Der Kunstrichter schreibt vor: Genies, ihr müßt die Regeln durch eure Exempel gültig machen.

5.

Der Sprung ist nur klein von einem Sylbenmaaße, das sich selbst seine Töne herzählt, zu einem andern, das sich dieselbe herzählen sollte. Man pflegt es das Englische, Brittische, Miltonische zu nennen; ich höre aber in demselben die unserer Sprache eigenthümliche Stärke so sehr, daß ich es in mancher Begeisterung das Deutsche zu nennen gewünscht habe. Kleist war in diesem Sylbenmaaße Meister: er wußte in einigen kleinen Stücken weit mehr in dasselbe zu legen, als andere darein gelegt hatten; bis endlich

sein Elßides und Paches es in aller Abwechselung, Stärke und Malerei zeiget. Die beiden Trauerspiele, die Gleim in dasselbe mit aller Kunst eines Dichters versificirt hat, haben eben damit so viel am hohen theatralischen und fast heroischen Numerus gewonnen; als sie an kleinen lebhaften und rührenden Wendungen, die in die Prose eingewürkt waren, mögen verloren haben. Ueberhaupt scheinen mir Kleist und Gleim diesem Sylbenmaaße vor andern eine gedrungene Kürze, die nicht in wilden Ueberfluß der Worte ausschießt; eine Abwechselung der Cadenzen und der Cäsur, die nicht in verworfenen Wortfügungen bestehet, und ein höhes Deklamatorisches gegeben zu haben, das schwer zu erreichen ist. Vielleicht mag es seyn, daß selbst Klopstocks Salomo dieß Lesbare und Deklamatorische nicht getroffen hat; und vielleicht, daß unsern Schauspielern die Weissischen Trauerspiele am schwersten von der Zunge gehen müssen, die diesen Vers gewählt haben. Es fodert derselbe, so leicht er scheinen möchte, sehr viel, von dem, der ihn schreibet und lieset, da hingegen der Alexandrinische Vers selbst mit seinem Reime nach Despreaux und Racine's Kunststücken weit leichter fällt, zu machen und zu sagen, zusammen und hervor zu zählen.

Allein jener hat auch an innerm Gehalte, an Abwechselung und Deklamation so große Vorzüge, daß ich wünschte, er möchte in heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen

erbten, weil er den Schauspielern und den Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil; jenen, weil er sie einer einförmigen Deklamation, die eine halbe Skansion heißen kann, oft wider Willen nähert; diesen, weil er der wahren Affektsprache, einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerst viel monotonischen und abgemessenen und zerschnittenen Zwang auflegt. Unter andern mag es also vielleicht auch daher gekommen seyn, daß die besten Versifikatoren in diesem Styl, Schlegel, Cronegk und neuerlich Claudius, oft so sehr die Sprache der Leidenschaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Lessing, und in affektvollen Stellen Weiße sich mit diesem Sylbenmaaße nicht so recht vertragen können.

Sollte es gar seyn, daß diese Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern mit Schuld wären, an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich wirft, und manche Scenen unserer besten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurtheil entsagen: als sey diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? — Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehrern Denk- und Schreibarten anschmiegen, und ein hohes Ziel der Deklamation werden können? Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich der Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben; nicht sich beständig in

Jamben jagen; nicht in einerlei Cäsuren verfolgen; nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten; nicht werden sie sich in das theatralische Sylbenmaaß einkerkern, das Ramler in seinem Batteux vorzeichnet, um zu hinken, wenn die Region da ist, hinken zu sollen. Wenn die Materie alles belebt und beweget, wenn das Sylbenmaaß im Dialog zu plappern und zu fragen, zuvor zu kommen und hinein zu fallen weiß; wenn es einer hohen Deklamation, Töne und Ruhepunkte vorzählet; so wird es von selbst dem vorigen Klopstockischen Sylbenmaaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügellosigkeit desselben in einigen Schranken gehet. — Es wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigte; und am letzten würde uns selbst die englische Sprache, die in diesem Sylbenmaaße schon so viel Schätze aufbewahret, etwas nachstehen müssen. Alsdann hieße es:

> Deinen Gang auf dem Kothurn, Sophokles
> Tönet dir nach Jamb — Anapäst.

Was soll ich alle Sylbenmaaße unserer besten Dichter durchgehen, mit der thörichten Anfrage: seyd ihr unserer Sprache natürlich? Sie sind da, glücklich da, und dieß ist mehr als genug. Indessen wird man bei den meisten, die gleichsam aus unserer Sprache selbst hervorgewachsen sind, eine monotonische Fülle, eine einfache Festigkeit nicht verkennen, die mein Ohr den Pomp wahrer Bardengesänge hören läßt.

Mehr als alle todte Proportion der Buchstaben,

und alle künstliche Struktur der Sylbenmaaße geben kann: giebt uns der lebende Wohllaut, der in unserer Sprache liegt, und ihr das höchste Lob einer ursprünglichen Sprache giebt. Alle Wurzeln derselben, sie mögen Verba, oder Nomina seyn, mahlen: sie lassen das Wesen und die Beschaffenheit der Sache im Klange hören; sie sind im lebendigen Anschauen derselben gebildet. Man laufe die Reihe dieser Klangworte durch: oder besser, man empfinde den Wohllaut derselben in unsern Dichtern, die nicht schrieben, sondern sangen, unter welchen ich Klopstock, Hagedorn, von Gerstenberg, und in seinen Cantaten auch Ramlern, besonders nenne: man gehe z. E. die Uebersetzung durch, die der letzte von Dryden's Ode auf die Musik geliefert; alsdann erinnere man sich, wie weit Brockes und andere diesen lebendigen Wohlklang haben übertreiben können: und man wird, wie ich hoffe, nicht mehr an der malenden Musik zweifeln, die man überall in den tiefsten Fundgruben der Sprache, in ihren einfachsten Formen findet, aus welchen sie in die Zusammensetzungen übergeht. Seligkeit und Wollust fühlet das Ohr, wenn es diesen Wohllaut seiner Sprache mit langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und sanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille, Bewegung und Anstand sich auch in Tönen vorbilden höret; wenn es alle diese Tonfarben in dem innern Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter dieselbe einzwingen durften. Wahrlich! die schönsten und edelsten Klangworte unserer Sprache sind erschaffen,

wie

wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt: sie wurden bei ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllautes getaucht, und sind, wie im lebendigen Gefühl der Sache gebildet. Wohl den Schriftstellern unter uns, die da schreiben, als ob sie hörten, die da dichten, als ob sie sängen.

Warum will sich kein Deutscher Dionysius, Hephästion und Voßius, in die schöpferische Höle unserer Sprache wagen, um in ihr die Zaubermusik zu hören, die unsere Klangworte belebt? Und warum wagen sich nicht alle Deutsche Dichter in dieselbe, um sich in diesen Zaubergesang einsingen zu lassen?

6.

Unsere Klangworte sind oft auch Machtworte: an diesen sind wir noch reich und stark; aber reicher und stärker gewesen. Wenn man an den ältesten Ueberbleibseln der Deutschen Schreibart, diese Macht und Herrlichkeit der alten Sprache unmöglich verkennen kann; wie kommt es denn, daß man so wenig darauf gedacht hat, sie wieder zu erobern? Wie kommts, daß ein Gottsched, bei aller Kenntniß altdeutscher Schriftsteller, von ihrer inneren Stärke so wenig hat können ergriffen werden, daß er es wenigstens unterlassen hätte, unsere Sprache zu entnerven? Keine Parthei hat in diesem Stück dem wahren Genie der Deutschen Sprache so sehr geschadet, als die Gottschedianer. Waren es nicht noch Schimpfwörter und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt: sonst wurde alles wässerich, und

eben, durch eine gedankenlose Schreibart und durch schlechte Uebersetzungen französischer Bücher. Man entmannte sie völlig, die schon durch den Weisischen, Talandrischen und Menantischen Styl wenig Mannheit behalten hatte, und es gilt von dieser Sekte, die sich der Deutschen Sprache mit Willen der irdischen, nicht der himmlischen Muse angenommen, was jener Griechische König auf einen schwindsüchtigen und doch gefräßigen Bettler sagte:

Αμφοτερως αδικεις, τον Πλετεα, και Φαεθοντα;
Τον μεν, ετ' εισορωων, τον δ' απολειπομενος.

Wenn ein Gottsched altdeutsche Stücke in seine Sprache übersetzt; wo ist alle rießenmäßige Stärke aus ihnen geblieben? Entkräftet liegen sie da, und zerschlagen; weibisch keuchen sie, wie in ihrer letzten Noth.

Hätte der patriotische Bodmer auch kein anderes Verdienst um unsere Sprache, als daß er uns die Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte geliefert hätte; wie hoch hat man Ramlern und Lessingen ihren Logau angerechnet — und aus jenen ließe sich doch in Absicht auf die Sprache weit mehr lernen. Nur freilich sollte man sich auch mehr Mühe darüber gegeben haben, die Machtwörter dieser Zeit zu zeigen, zu prüfen, und kritisch einzuführen. Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten: sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der Deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen, und den Helvetischen Nationalstolz von

den Fremden getrennt sind: so ist ihre Sprache auch der alten Deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig manches übertrieben; das Uebertriebene wird freilich durch den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter so ziemlich in ihren Pasquillen gesammlet; jetzt ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen, und ihnen nachfolgen. Innere Stärke kann man der Bodmerischen und Breitingerischen Kritik überall nicht absprechen, und man muß den ersten als einen Patriarchen ansehen, der ungemein viel dazu beitrug, aus Griechenland und Britannien unsern Geschmack wieder zu stärken.

Selbst einige schlechte Uebersetzungen und Nachbildungen aus dem Griechischen und Englischen, die in der Schweiz erschienen, werden durch die innere Stärke ihrer Sprache noch manchmal leidlich, und die bessern Uebersetzungen daher sind doppelt schätzbar. Ich will, wenn ich Milton in seiner Sprache lese, noch immer lieber Bodmers als Zachariäs Uebersetzung neben an halten; immer lieber Steinbrüchels holprichte Sprache lesen, wenn er uns mehr Griechische Stücke nur etwas richtiger gäbe, als die süße Sprache des Grillo, der uns über Moschus und Bion divertirt. Man hat mich unrecht verstanden, wenn man in meiner vorigen Ausgabe einen ekelhaften Widerwillen finden will, mit dem ich den Schweizern, als ob sie eine eigene Nation wären, verächtlich begegnete.

Eine Nation sind sie nicht, aber eine Provinz; und wie ich denke, kann ein Provinzialgeschmack verschiedener Schriftsteller, welche Eingeborne, und anderer, die naturalisirte Nachahmer sind, ja gute und schlechte Seiten haben, und also in Gutem und Bösem gerügt werden, ohne der Nation schimpflich zu begegnen. So nahrhaft mir die Stärke der Schweizer in ihrer Sprache und Kritik wird, so darf ich deßwegen nicht gleich ihre Dichterei im Innern und Aeußern eben so begierig aufschlucken.

„Auch in der Sprache haben wir von Luthern „noch lange nicht so viel gelernet, als wir lernen „könnten und sollten," so sagt ein Schriftsteller*), der bei seinen wenigen prosaischen Aufsätzen selbst ein Muster nachdrücklicher Prose geworden. Es ist Klopstock, der erste Dichter unseres Volks, der, so wie Alexander Macedonien, die Deutsche Sprache seiner Zeit nothwendig für sich zu enge finden mußte; der sich also in ihr eine Schöpfersmacht annaßte, diese zur Bewunderung ausübte, und zu noch größerer Bewunderung nicht übertrieb; ein Genie, das auch in der Sprache eine neue Zeit anfängt. So viel Galle seine Art des Ausdrucks bei dieser und jener Heerde mag erregt haben, so sehr sie durch dummes Lob und Nachäffung entweihet worden — mit allen Schwächen und Fehlern bleibt sie eine mächtige hohe Sprache. Und nicht einmal bewundere ich sie so sehr, wenn sie aus den Höhen des Himmels der Götter die Sprache Sions und Thabors spricht, als wenn sie aus den

*) Nord. Auff. Th. 1. St. 26.

Tiefen der menschlichen Seele Gedanken und Empfindungen nicht spricht, sondern Gestalten bildet. Hier ist er für mich am meisten Dichter und Weiser und Psycholog. —

Ich komme von ihm zu Luthern zurück, um über ihn einen Commentar, und aus ihm eine Anthologie zu wünschen, die mehr Nutzen schaffen könnten, als eine compilirte Ausgabe, und als das Vorzeigen neu ausgefundener Raritäten von diesem wahrhaftig großen Manne. Auch mit Opitzens Sprache sollten wir vertrauter werden, und ein Glossarium über ihn aus dem wahren Geist unserer Sprache würde uns die stattlichen Veränderungen und Verbesserungen einigermaßen verleiden, die Triller mit ungeweihten Händen sich erfrechet hat ihm unterzuschieben.

Wie nützlich wäre dieß Fragment, wenn es einen meiner Leser hinrisse, die Quellen unserer Sprache aufzusuchen, und an ihnen Saft und Stärke zu trinken: ein Trank, der unserer ermatteten lechzenden Schreibart gewiß gut thun müßte. Oder könnte es auch nur unsere muntern geschwätzigen Kunstrichterchen beschämen, nicht sogleich das zu verspotten, was sie in ihrer aufgeräumten Sprache gewiß nicht ausrichten würden. Erst sollte man doch, ehe man über Deutsche Schreibart sprechen will, selbst lernen: was wahres Deutsch gewesen ist, und bleiben wird.

7.

„Das Deutsche hat aber so bizarre Construktio-
„nen, daß die metaphysische Ordnung der Worte

„ohne Noth gestört wird, und der Schriftsteller doch
„keine Freiheit mehr hat*). Zum Exempel! die
„metaphysische Ordnung der Worte wird gestört:
„denn wie lächerlich klingts: Hier au soir vint le
„Comte ici par; und doch sagen die Deutschen:
„Gestern Abend kam der Graf hier an!“ — Wer
von den Deutschen ist von diesem Exempel nicht so
getroffen, als von einem Blitze, daß er sogleich den
Eigensinn der Französischen Sprache, und ihre Ungelenkigkeit für die wahre einzige metaphysische Ordnung der Wörter hält, und künftig immer den Franzosen zu Gefallen, und zu Ehre der Sprachenphilosophie folgende Construktionsordnung einführet:
„weil ihr nicht uns davon habt nicht heute wollen
„thun den Gefallen: wir euch ihn werden thun.“
Denn dieß ist die ächte Französische Construktionsordnung (puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulu faire la grace: nous vous la ferons); und der Eigensinn der französischen Construktion ist doch die metaphysische Ordnung selbst.

„In wie fern Inversionen nützlich oder schädlich
„sind, muß gewiß aus ganz andern Gründen, als
„solchen wörtlichen Uebersetzungen erörtert werden;
„und die Ursache, warum dergleichen Partikeln in
„der Deutschen Sprache so und nicht anders gesetzt
„werden, mag sich doch wohl können philosophisch
„erklären lassen.“ Ich versuche es, sie philosophisch zu erklären; — aber nicht die Partikeln —
denn jede Sprache hat ihren Eigensinn; sondern die

---

*) Journal étrang. 1760. Brachmonat.

Inversionen überhaupt: so wird sich ihre Erlaubniß und Nutzen von selbst zeigen.

Stellet euch zwei Geister vor, die sich einander ihre Gedanken, und bloß Gedanken unmittelbar mittheilen; so wird die Ordnung, in der das eine Wesen sie denket, auch zugleich die seyn, in der sie das andere erblicket. So wie die Ideen bei dem einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so, wie es sie aus den Dingen außer sich schöpfet: so theilet es dieselben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken einer andern Vernunft saget, gehet also den gewöhnlichen Pfad der Zusammensetzung der Begriffe; sie zeiget den Gegenstand zuerst und ihr Urtheil darüber an. Hier ist also der Bau eines Perioden so regelmäßig bestimmt, daß, nach der Arabischen Prosodie zu reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben hier an seinem Orte stehet.

Betrachtet eine philosophische Sprache. Wäre sie von einem Philosophen erdacht: so hübe sie alle Inversionen auf; käme eine allgemeine Sprache zu Stande: so wäre bei ihren Zeichen nothwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt, als in unserer Dekadik. So lange wir aber noch keine durchaus philosophische Sprache haben, die bloß für die Weltweisheit erfunden wäre: so nehmt die, die am meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die Lateinische, nehmt sie, wie sie in den Büchern der Weltweisheit ist, wenn sie Lehrsätze und trockene Beweise vorträgt: wie ist sie? ohne Inversionen meistentheils; oder wenigstens stehen diese ohne Wirkung da.

Nun stellet euch zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der eine *spricht*, der andere *höret*: Dem ersten ist das Auge die Quelle seiner Begriffe; und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen *Gesichtspunkten* sehen; dem andern zeigt er diesen Gegenstand, und es kann auf eben so verschiedenen Seiten geschehen. Nun betrachtet die Rede, als eine Bezeichnung dieser Gegenstände: so habt ihr den Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affekt auf einen Augenpunkt heftet; je mehr will er dem andern auch eben *diese* Seite zeigen, *am ersten* zeigen, im *hellesten* Lichte zeigen — und so werden Wortumkehrungen daraus. Ein Beispiel: *Fleuch* die Schlange! ruft mir jemand zu, der mein *fliehen* zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — *Die Schlange* fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd' ich von selbst, so bald ich von ihr höre. — *Er* hat mir das Geld gestohlen; (und kein anderer); Er *hat* mir das Geld gestohlen; (ich weiß es gewiß); *das Geld* hat er mir gestohlen (und keinen Ring); *Mir* hat er das Geld gestohlen, (und keinem andern); *gestohlen* hat er mir das Geld (nicht abgeborgt): wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens.

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit: so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen seyn. Wie die Gegenstände ins Auge fallen, so saget sie dieselbe; eine grammatikalische

Construktion ist noch nicht eingeführt. So sind noch jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alte Sprachen, die ursprünglich sind, und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen, aber nicht, die die Kunst in sie geleget; sondern die Natur fodert. Geberden, und Accent kommt zu Hülfe, um dieß Chaos von Worten verständlich zu machen. —

So bald gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt wurden; wie dieß durch die ersten Lieder geschah; so fing sich dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die Ordnung der Worte aus, die dem Lernenden am faßlichsten waren; das Sylbenmaaß mußte sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesetz, keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudicat: und man weiß, daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesetze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Construktionsordnung dazu, doch daß ihre Uebertretung noch keine Sünde war.

Endlich näherte sie sich dem Ansehen eines Gesetzes, da die Büchersprache aufkam; jetzt fiel die Aktion weg, die vorher die Inversionen erläutert hatte. „Denn dem Sprechenden helfen seine Gebärden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen; da hingegen alles dieß im Buche wegfällt."*) Man mußte also einer gewissen Ordnung folgen, um dem Lesenden verständlich zu werden; indessen war diese noch sehr frei, wie die ur=

*) Lit. Br. Th. 17. S. 186.

sprünglichen ältesten Griechischen und Römischen Dichter bezeugen, die so viel künstliche Wortumkehrungen in ihre dichterische Sprache einführten, daß keine neuere Sprache ihre Veränderungen nachmachen kann.

Man bestimmte die Ordnung der Worte so lange, bis man endlich den prosaischen Perioden herausdrechselte, der der Ordnung der Ideen, so wie sie sich der Verstand bildet, folgte und doch auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. Und er ward also in seiner Struktur eine Anordnung von Bildern, so wie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fodert, daß es mit Wollust erfüllet werde. Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt bloß der Ordnung der Ideen, und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode. Er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist, und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht, daß eine doppelte Beziehung entspringen kann.

8.

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden, desto härtere Fesseln trägt sie; je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande nahe ist, desto freier wird sie seyn. Je mehr sie lebt, desto mehr Inversionen; je mehr sie zur todten Büchersprache zurückgesetzt ist, desto mindere. Alles beweiset die Französische Sprache. Diderot klagt, daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten, die ihre Sprachkunst gebildet, Fesseln angelegt, un=

ter denen sie auch wirklich noch jetzt seufzet. Wegen dieses einförmigen Ganges mag es vielleicht seyn, daß man sie eine Sprache der Vernunft nennet; daß sie eine so schöne Büchersprache zum Lesen ist. Aber für das poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch, und diese schöne Büchersprache hat, um im Reden nicht zu schleppen, den flüchtigen und ungewissen Tritt annehmen müssen, der für die hohe Deklamation diese galante Sprache nervenlos macht. Wenn es von unsern jetzigen Sprachen gilt, „daß „wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht „durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind; „sondern sie nur müssen aus dem Zusammenhange „errathen lassen:"*) so ist diese Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der Französischen Sprache.

Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der metaphysischen Reihe getreuer bleibt? Es sey so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine menschliche Sprache sinnlicher Geschöpfe kann ihr treu bleiben; denn die Französische Sprache hat so gut, wie jede andere, unphilosophischen Eigensinn — und nun schließe ich mit einemmal! ihre Ordnung ist schlechter, als die unsere, weil die unserige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen; die größte poetische Schönheit auch nicht: sie bleibt also in der Mitte, und sucht: Behaglichkeit,**) — und zu der gehören auch Inversionen.

---

*) Lit. Br. Th. 17. S. 186.

**) Man erlaube mir dieß Wort, das ein classischer Schriftstel-

Die Sprache hat den Punkt der Behaglichkeit getroffen, die Poeten, Prosaisten und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist. Die beiden ersten nutzen von den Inversionen: wenn nun ihr Nutzen dem dritten nicht nachtheilig ist, so können und müssen sie bleiben.

Ich fange vom leichtesten an. Das Ohr will einen Perioden, der es durch seinen Wohlklang füllet, der genug abwechselt, und nicht zu oft wiederkommt. Kann dieß eine Rede ohne Inversionen erreichen? Schwerlich! ein Periode schließt sich, wie der andere, wenn er seine Meinung gesagt hat; das stolze Ohr wird durch einerlei Cadenzen gequält: es empfindet es, die Inversionen in der Sprache sind eben so nöthig, als das Unebenmaaß in der Malerei, und in der Musik der Mißlaut. Die Französische Sprache hat ja noch immer viele Inversionen — und doch wird ein Griechisches Ohr in ihrem Poetischen und gewöhnlichen Prosaischen eine große Monotonie bemerken, die oft bei dem letztern den Construktionen unseres Canzelstyls gleicht.

Dieß ginge endlich wohl noch hin — aber der Schriftsteller, der fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die Einbildungskraft, Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenschaft erregen will — der braucht sie nothwendiger. Er malet der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von seinem Orte Schönheit erhält — und

---

ler unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertiget hat: der Verf. der philos. Schr.

die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft.

Diese Inversion ist, um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene, um sie zu erhalten; diese überraschet, jene beweget die ganze Seele; diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervor zu brechen, jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte trifft, und in seinem Lichte erscheint. Hierdurch bekommt die Prose Munterkeit, die Poesie Feuer; und die muntern Franzosen haben es bis zur muntern Prose des Umganges gebracht; und die Inversionen, die sich unsere gute Poeten haben erlauben können, gehören mit zur Deutschen Freiheit.

Aber wie? leidet nicht die philosophische Sprache der Deutschen darunter? Was das anbetrifft, so fühlen wir weit eher Fesseln in der dichterischen, als philosophischen Sprache. Auch wir fühlen es: „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar „nicht durch die ordentliche Wortfügung anzeigen kön„nen; die wir nur müssen aus dem Zusammenhange er„rathen lassen.“ Unvollkommenheit unserer Sprache von der sinnlichen Seite; aber von der Seite der Vernunft? „Zur Weltweisheit*) scheint die Deut„sche Sprache, mehr als irgend eine von den leben„digen Sprachen ausgebildet zu seyn. Sie ist be„stimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des „Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutra„gen, und von der andern Seite nachdrücklich und „bilderreich genug, die abgezogensten Lehren durch „den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat

*) Th. 7. S. 163.

„ſie Wolfen, und dieſes Hallern zu danken. Zwei „ſolche Schriftſteller ſind genug, einer Sprache von „einer gewiſſen Seite die gehörige Ausbildung zu „geben. Die Nation hat ihnen auch ſo zu ſagen „das Münzrecht zugeſtanden; denn die mit ihrem „Stempel bezeichneten Ausdrücke ſind in dem Ge„biete der Weltweisheit nunmehr gäng und gäbe „worden.“

„Der philoſophiſche Geiſt hat ſich bei uns auf alle „Theile der Gelehrſamkeit verbreitet, und giebt un„ſern ſchönen Schriften ſelbſt eine gewiſſe Teinture von „Ernſt und Gründlichkeit, die uns eigenthümlich iſt, „und einem Ausländer den Karakter der Nation zu „erkennen geben muß. Hingegen müſſen wir von „auswärtigen Leſern aus eben der Urſache der Dun„kelheit beſchuldigt werden, ſo lange ſie noch mit „unſerer Literatur nicht genug bekannt ſind. Wenn „uns Deutſchen die Schriften eines Paſcal, Fon„tenelle, Montesquieu und einiger andern „Franzöſiſchen Weltweiſen nicht bekannt wären: ſo „würden wir uns in die neuern Schriften dieſer Na„tion gleichfalls nicht zu finden wiſſen. Und wie viel„mehr muß dieſes den Ausländern in Anſehung un„ſerer Literatur widerfahren, da bei uns die Philo„ſophie eine merkliche Gewalt über die Sprache ge„wonnen, und wir zur Verbeſſerung der ſchönen Wiſ„ſenſchaften, ſo zu ſagen, den Weg über die Meta„phyſik genommen haben.“

In dieſen Geſichtspunkten hat unſere Sprache vor der Franzöſiſchen voraus, und ſollte es alſo Gelehrten nöthig geſchienen haben, dieſe Freiheiten aufzuopfern: „ſeitdem ſie Philoſophie und Franzö-

„sische Sprache studirt hätten?“*) Philosophie und Französische Sprache — ein Paar, was sich hier sehr fremde zusammen findet.

Ich muß indessen drei Stücke hinzu setzen, die ich hier nicht ausführen kann. So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so wenig sind noch alle in Gang gebracht, die in den Formen desselben liegen. Wenn die *Geschichte*, der *Dialog*, die *Prose des Umganges* und die *Poesie*, jedes seine eigensinnigsten Wendungen nutzen und ganz zwanglos brauchen wird: wie manches wird alsdann an Tageslicht kommen, das jetzt im Schooß der Nacht begraben liegt? Zweitens: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so wenig kann es doch mit dem Griechischen und Latein *verglichen* werden, weil die ganze Natur widerspricht. Und dann: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet; so viele noch in den Formen desselben nach der Grammatik liegen; so manche noch aus den vorigen Zeitaltern zurück gezogen werden können, die unrecht aufgegeben sind: — so wird doch nie unsere Sprache kindisch mit Wortversetzungen, wie im Brete, spielen können. Auch in der Verkettung und Gliederfolge unserer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutschen, der freilich nicht wie ein Kind hüpfen, und springen will wie ein Gaukler; sondern dem ein einförmiger, gesetzter und männlicher Gang eigen ist.

9.

Unsere Sprache ist reich an *Idiotismen*, und

*) Prospect zum Journal étranger, 1760.

Idiotismen sind **Patronymische** Schönheiten, und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttinn Minerva geweiht waren. Ihre Frucht durfte nicht aus Attica gehen, und war bloß der Lohn der Sieger am Panathenäischen Feste. Ja da die Lacedämonier einst alles verwüsteten: so ließ die Göttinn es nicht zu, daß diese fremde Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Eben so sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Uebersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttinn der Sprache heilig sind; Schönheiten in das Genie der Sprache verwebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet; Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidenen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern.

Idiotische Schriftsteller also, die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze heraufholen, und so schreiben, als sich nur in **dieser Sprache schreiben läßt**, sind ein Schatz der Nation: sie sind Nationalschriftsteller in hohem Verstande. Die Tugenden und Schönheiten ihres Ausdrucks wurden keinem fremden Lande entführt, sondern aus ihrer Sprache geboren; und so wird man keine Kriege um eine geraubte Helena zu befürchten haben.

Eben so schwer lassen sie sich entführen. Sie sind wie Gewächse, die unter einem fremden Himmel sterben, und also Vorzüge ihres Vaterlandes. Ueberdem können sie sich der Denkart ihrer Nation so genau

nau anschmiegen, daß dieselbe in jedem Wort, das ihrer Zunge entwandt ist, in jedem Zuge, darin sie sich unvermuthet wiederfindet, die Freude des Wiedererkennens fühlet; wie, wenn man unvermuthet einen Landsmann, einen Verwandten, einen Gespielen unserer Jugend in einem fremden Lande erblicket. Wie wir alsdann aufwallen und ihn umarmen, so wallen wir auch dem eigenthümlichen Ausdruck entgegen, der sich mit unsern Sprachwerkzeugen zusammen bildete, mit unsern Seelenkräften gemeinschaftlich aufwuchs, und der uns also an die Freuden unserer Jugend erinnert. Woher lieben die Britten so sehr das Launische in ihrer Schreibart? Auch deßwegen, weil diese Laune unübersetzbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras, Swift und Fielding sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforscht, und ihren Humor mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem Maaß gepaart haben. Warum vertheidigen die Engländer ihren Shakespear, selbst wenn er sich unter die Concetti und Wortspiele verirrt? — Eben diese Concetti, die er mit Wortspielen vermählt, sind Früchte, die nicht in ein anderes Klima entführt werden können; der Dichter wußte den Eigensinn der Sprache so mit dem Eigensinn seines Witzes zu paaren, daß sie für einander gemacht zu seyn scheinen: höchstens gleicht jener dem sanften Widerstande einer Schönen, die bloß aus Liebe spröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Bescheidenheit doppelt reizet.

Und nirgends reizt diese idiotistische Schreibart mehr, ja nirgends ist sie unentbehrlicher, als bei Schriftstellern der Laune, bei Dichtern von eigner Manier, und in dem Vortrage für den gemeinen Mann, der auch in Schriften leben soll. Nimmt man diesen das Idiotistische ihrer Sprache, als einer lebendigen, als einer angebornen, als einer Nationalsprache: so nimmt man ihnen Geist und Kraft.

Es muß auch wirklich schwer seyn, zu diesen Geheimnissen der Sprache zu gelangen, weil wir unsere wahren idiotistischen Schriftsteller in allen drei Gattungen leicht aufzählen können. Deutsche Humoristen haben wir wenige, und selbst Rabner ist kein Deutscher National-Swift, was den Geist seiner Charaktere, seiner Laune, seiner Schreibart betrifft. Von unsern komischen Schriftstellern im launigten Ausdruck ist vielleicht keiner als Lessing zu nennen, wenigstens keiner so eigenthümlich als er. Und an einen Deutschen Cervantes, Hudibras, Tristram, und wie die guten Leute mehr heißen, läßt sich bei unserm Antonio von Rosalva, bei unserm Renommisten, und noch weniger bei andern Schriftstellern kaum gedenken. Die Ursachen von diesem Mangel sind eben nicht so schwer zu finden; aber desto schwerer abzuthun. Daß die Deutschen so gewaltig viel Laune in ihrem Charakter haben, mag jemand*) glauben, und in die Welt hinein schreiben, der nichts weniger als eine Deutsche Nationalbühne im Kopfe hat, von der ich noch nicht er-

*) Löwe, Anrede an die Hamburgischen Schauspieler ꝛc.

rathen kann, warum sie so heißt? Ich für meine Person glaube dieß von den ernsthaften, einfachen und oft gezwungenen Sitten der Deutschen nicht; mag mich aber darüber jetzt nicht einlassen, da ich bloß von Schreibart rede. Hier finde ich in unserer ernsthaften Sprache nicht eben so einen Ueberschuß von Idiotismen für das Lächerliche, und lasse hierin z. E. der Französischen Sprache ihren Vorrang willig. Ich habe vor einiger Zeit meine Nebenstunden auf eine Untersuchung des Lächerlichen in Sitten, und des Lächerlichen in der Vorstellung und dem Ausdruck, nach seinem Hauptbegriff und seinen vielerlei Arten gewandt, und habe im Französischen wirklich mehr Worte gefunden, weil diese Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht als die Deutschen, mehr Bemerkung aus der Kultur des Umganges zieht als wir, und sich überhaupt mehr zu erklären weiß, wie die Seele durch den Körper spricht, als unsere Sprache. Dazu kommt noch die im Französischen eingeführte Freiheit, komische Wörter schaffen zu können, die ihr komisches Lexicon noch immer vermehrt. Ich gebe also dem Vorredner des Journal étranger wider den Deutschen Kunstrichter*) Recht, daß die Französische Sprache einen größern Vorrath von Lach-Idiotismen habe, als die unsere — nur freilich hat die unsere deßwegen noch keinen Mangel; vielmehr steht ihr hierin nichts so sehr im Wege, als das Zierliche, das Regelmäßige, das Classische, das sich jeder geben will. Kein ungewagtes Wort soll gewagt,

*) Prospect zum Journal étranger, conf. Lit. Br. Th. 16. S. 8.

kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen werden, der nicht schon in Büchern abgedroschen ist; kein Eigensinn kann erlaubt werden, so bald er ein Eingriff in eine Regel seyn kann. Kunstrichter wünschen nichts so sehr, als geläufigen Styl, Ausdrücke, die für alle Sprachen geräumig, für alle Denkarten gedehnt genug sind; und das, was so recht nach ihrem Sinne, wo keine Regel beleidigt, keine neue Freiheit gewagt ist, wo alles in langsamem Schritt, wie ein beladener Maulesel trabet, das ist klassisch. Auf einmal sind mit diesem Worte alle idiotistischen Schriftsteller weg, denn wer wird nicht gerne klassisch seyn wollen? Und um dieß zu werden, ist ja kein anderer Weg, als zu schreiben, wie die Regelnschmide, die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen in der Schreibart, die Großsiegelbewahrer der Keuschheit einer Sprache an ihren geheimen Orten, wie diese es wollen. Und diese wollen? — was so ist, wie sie schreiben; und sie schreiben? — wie alle Menschen vor und hinter ihnen schreiben. Nun lebet wohl, eigenthümliche Schriftsteller, die ihr nicht so schreiben, die ihr eure Sprache weiter bringen wolltet: lebet wohl! Man pfeift euch ein Liedchen nach: Es war einmal rc. u. s. w.; man spottet eurer, statt euch zu hören. Wollt ihr nun nicht verspottet, sondern noch drüber gelobt seyn, wohl! so schreibt, wie andere ehrliche Leute, mit vielen Worten Nichts! — So viel Christen sind auf diesem Wege in den Himmel gekommen, und so viel Schriftsteller in den Canon klassischer Autoren aufgenommen, ohne daß sie an neue Ausbildung der Sprache, an Nutzung ihrer verbor=

genen Schätze gedachten! Der Weg ist leichter, sicherer, rühmlicher; lebe wohl Laune des Ausdrucks!

Darf ichs sagen, daß wir eben dieser Sklaverei des Ueblichen und Geziemenden wegen, noch so weit hinten sind, uns eine eigenthümliche Prose, die vom Munde weg spricht, zu geben? Wer wird es wagen, ein wahrer Schriftsteller des Volks zu seyn, den höchsten Kranz, den Abbt auf allen seinen Rennbahnen erobern wollte? Ablenken muß man von der Landstraße unserer Predigten, unserer Wochenschriften, unserer akademischen Geschichtschreiber — und wer wird das wollen? Unsern kritischen Gesetzgebern zu Dank hat auch Abbt nicht geschrieben; und warum ist, seines Stils ungeachtet, ungeachtet des Wenigen, was er geleistet hat, die Trauer um ihn so allgemein? Ueberall fühlt man bei seinen Schriften mächtig, was sich nicht überall deutlich sagen läßt: er starb für Deutschland und für seine Sprache zu früh! Und wollen wir einmal über Materien des gemeinen Lebens auch in einer andern, als Kathedersprache, schreiben: so müssen idiotistische Schriftsteller seyn, die den Bücherton zur Sprache des Umgangs, der Prose, die vom Munde weg spricht, herunter stimmen, und mit Anstand dem Volke seine Idiotismen rauben.

Idiotismen des Ernstes und des philosophischen Nachdrucks sind in unserer Sprache die häufigsten; sie drängen sich wie die Myrmidonen des Achills an einander: „Schild an Schild, Helm an Helm, Mann „an Mann; wie wenn ein Baumeister in der Mauer „des hohen Pallastes Stein an Stein fügt, um den

„Stürmen der Winde zu trotzen.“ Hierin waren unsere eigenthümlichsten Dichter am glücklichsten; und wenn man seine Hand stark fühlet, um die besten Idiotismen derselben zu wägen: so wird das Uebergewicht gewiß auf diese Seite des Ernstes fallen.

Und wären Idiotismen zu nichts gut, so eröffnen sie doch dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie seiner Sprache zu erkennen, es mit dem Genie der Nation zusammen zu halten, und beide aus einander zu erklären. Mir fällt z. E. ein*), daß es sich sehr wohl aus der Zeit unserer Vorfahren erklären ließe, warum wir die Sonne und der Mond, andere Nationen aber umgekehrt sagen; weil nämlich die Mythologie, die Zeitrechnung und Lebensart der Völker andere Gesichtspunkte nahm und andere Gestalten bildete**). So vermuthet Michaelis***) aus der botanischen Lebensart der Morgenländer, daß sie die Pflanzengeschlechter gekannt, und sie deßhalb also in den Artikeln der Sprache unterschieden. So würde, wenn das Lateinische fusus in herba****) unserer Sprache fremd wäre, die Ursache in nichts zu suchen seyn, als daß dieser Idiotismus für unsere

*) Zur Winckelmannischen Schrift von der Allegorie, S. 5.

**) Ich finde aber, daß die Deutsche Sprache vielen Wörtern in späterer Zeit das Geschlecht verändert, vielen wider ihre Natur, wie z. E. der Sunne, in die Sonne; vielen aber ihrer Natur gemäß, wie mir z. E. der Blume, der Luft, der Rose, das Zeit, der Christenthum unnatürlich scheint. Siehe die Proben der Schwäbischen Poesie, 8. Vorbericht XLII.

***) Preisschrift de l'influence des langues etc.

****) Nord. Auss. St. 26.

kältere und härtere Nationalsprache zu weich klänge. Die Idiotismen jeder Sprache sind Abdrücke ihres Landes, ihres Volks, ihrer Geschichte. Uebersetzer von Kopf müssen in ihnen allemal vielen Stoff zu Betrachtungen finden können; und der erste, der auf eine philosophische Grammatik für uns denkt, wird unter ihnen, wie unter Heiligthümern wandeln, und eben an ihnen sich zum Sprachweisen seines Volks bilden.

Auch bei einem einzelnen Autor giebt die Kühnheit und Art seiner Idiotismen Anlaß, auf sein Genie Acht zu haben. Derselbe Blick, der die Begriffe, wie Farben im Sonnenstrahl, theilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nuancen der Sprache wahr. Der mittelmäßige Scribent bequemt sich, nach dem ordentlichen Wege, um ins Kabinet seines Fürsten zu gelangen; dieser besticht, jener betrügt, ein anderer schmeichelt, und ein Pythagoras läßt sich beschneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen. Ein kühnes Genie durchstößt das so beschwerliche Ceremoniel, findet und sucht sich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in Bergklüfte, um Gold zu finden. Und betrügt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen: der Sprachenphilosoph probire und läutere es; wenigstens gab es Gelegenheit zu chemischen Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die Deutsche Sprache eine Berg- und Weidsprache ist, auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten. Cäsar schrieb über die Aehnlichkeit der Sprachen; Varro über die Etymologie; Leibniz schämte sich nicht, ein Sprach-

forscher zu seyn, und wir, trotz unserer Deutschen Gesellschaften, haben hierin wenig oder nichts gethan.

. 10.

Männlich und stark ist also unsere Sprache in ihren Elementen — rauh und fest in ihren Sylbenmaaßen — gesetzt und langsam in ihren Wortverkehrungen — nachdrücklich und ernsthaft in ihren Idiotismen: soll ich also unserer ganzen Schreibart Charakter geben, so nehme ich diese Stücke zusammen und sage: ernsthafte Prose, tiefsinnige Poesie. Dieß ist der Platz, den unsere Nation vielleicht am eigenthümlichsten nehmen könnte.

Nehmen darf sie ihn nicht mehr: sie hat ihn schon; hat ihn vorzüglich vor Alten und Neuern; hat ihn in allen Gattungen der Schreibart. Nun suche sie ihn nur zu behaupten, und sich für den nahe liegenden Abwegen zu hüten. Der Verstand hat sie auf einen erhabenen Hügel gestellt: hier stehe sie, ohne andern Nationen ihren Platz zu beneiden, und gemsenartig nach dem Gipfel derselben überspringen zu wollen. Sie verliere sich aber auch nicht auf die kleinen Nebenhügel, rings um ihren Sitz, oder steige an den Fuß des Berges, um daselbst zu schlummern.

Beides haben wir gethan. Bald andern Nationen nachgeäffet, so daß Nachahmer beinahe zum Beiwort und zur zweiten Sylbe unseres Namens geworden; bald von dem uns eigenen Wege so sehr auf die nahen Abwege uns verloren, daß wir fast mehr aus diesen auf die Hauptbahn schließen, und zwischen hin dieselbe auf gut Glück zeichnen müssen,

als daß sie geschlagen und betreten vor uns wäre. Unsere Deutlichkeit hat sich bis ins Gebiet der Langenweile verloren; unsere Gründlichkeit schleicht gern in halbdunkle dämmernde Winkel; unser Reichthum an Gedanken und Bildern ist in wilden Ueberfluß ausgeschossen; unser Ernst wird oft mürrische Trockenheit — und wenn zu allem noch die Nachahmungssucht dazu kommt: muß man da nicht patriotisch, wie Hamlet der Däne sagen:

indeed, it takes
From our atchievements, tho' perform'd at height,
The pith and marrow of our attribute.

Lasset uns einige dieser Abwege an andern, und wenn es besser ist, an uns selbst bemerken, den wahren Weg um so besser zu treffen.

Unsere witzige Prose hat, nach den meisten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenschriften, deutlich, und bis zum Gähnen deutlich zu seyn. Weil unser Publikum nicht vor gar zu langer Zeit entweder so blödsichtig war, daß es bloß einen Flecken sah, wo andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten: so bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Das Buch ward das beste, was ihnen die angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig zu denken; was ihnen das Vergnügen schaffte, hie und da ein Blümchen zu finden, ohne sich beständig bücken zu dürfen; was sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publikum bestand aus einigen Journalisten, die nicht zu denken, wohl

aber zu recensiren Zeit hatten; von diesen wurden andere angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mäcen, der Arbeiten liebte, lobte und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machen — nun denke man sich diese Reihe von Lesern: man wird entweder die Feder aus der Hand werfen, oder man wird sie eintunken, nicht wie jener Grieche in Verstand, sondern in wässerichtes, phlegmatisches Gehirn; dieß hat wie der Mond eine sympathetische Einwirkung auf leere Köpfe. Willst du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten seyn: entmanne deinen Styl, wie jener Origenes sich selbst, um des Himmelreichs willen. Alsdann wirst du allen allerlei, wenn die Andachtsseufzer sich bei dem Lesen deiner Schriften mit dem Gähnen satter und bequemer Zuhörer vermischen können. O wenn man die Stöße von Deutschen Monats- und Wochen-, von Lehr- und Trost-, von Erbauungs- und Lustreichen Schriften sieht, die vormals und auch noch jetzt gelobt, gesucht und geschmiert werden: muß man nicht ausrufen:

O curas hominum, quantum est in rebus inane!
Heic aliquis, cui circum humeros hyacinthina laena est,
Rancidulum quiddam balba de nare locutus
Phyllidas, Hypsipylas, vatum et plorabile si quid
Eliquat, et tenero supplantat verba palato.
Assensere viri -- ecce inter pocula quaerunt
Romulidae saturi, quid dia poemata narrent.

Daher trägt ein Christ am Sonntage, und so viel Bände Andachten, und Erholungen, und Zerstreuungen, und Briefe und — — den Preis wegen der Deutlichkeit davon: sie schreiben für die lange

Weile des Publikums. Ihre Bücher sind also des Cedernöls und Marmorbandes werth, und auf ihrem Grabe werden, nach dem Spott des Persius, Rosen und Violen wachsen. Ich führe keine namentlich an; ich müßte Aerzte und Aufseher und Greise 2c. auch nennen, und für diese Stände habe ich alle gehörige Ehrfurcht.

Wie? würde es den Deutschen Anstand beleidigen, wenn man Deutschen Nachdruck mit Französischer Munterkeit, und Deutlichkeit mit Abwechselung würzte? Endlich einmal aufhörte durch langweilige Prose gegen unsere Nachbarn so gute Alte vorzustellen, als der Chremes des Terenz gegen seinen Davus? Uns fehlen freilich witzige Aebbte — Ton angebende Damen — einmal canonisirte Galanterien — Schönheiten, denen man Wahrheit und alles aufopfern muß. — Aber so etwas könnte man entbehren, oder mit der Zeit bekommen, oder schon haben — oder wie man will; allein —

Wo bliebe alsdann die Deutsche Gründlichkeit? Ja! das hatte ich vergessen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zusammen ziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn sie bei den Griechen, als Erregerinn des Volks, erschien

— — γλαυκωπις Αθηνη
Η σειυσα λαον — —

Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens, Sveviens und Frankenlandes müssen in dem Ton ihrer Vaterstadt schreiben, und nicht wie die Menschenkinder in ganz Deutschland. In religiösen Gesprächen, vornehmlich wenn sie im Reiche der Todten sind; in Spartanischen Betrachtungen

über die Lykurgische Gesetzgebung darf sich der Verfasser freilich nur denen verständlich machen, die ihn verstehen sollten (nicht, wollten; hier liegts nicht an jemandes Wollen oder Weigern, sondern am prädestinirten Sollen). So erscheint die Pythiße, in einer heiligen Rauchwolke; die Haare sträuben sich; der Mund murmelt die Worte, nur denen verständlich, die sie verstehen sollten:

Obscurum verborum ambage novorum
Ter novies carmen magico de murmurat ore.

Indessen, wir arme, ungeweihete Leser denken über die Dunkelheit solcher Schriften folgendes:

Entweder ist sie eigensinniger Zwang, gründlich zu scheinen, wie jenes Pferd die Epilepsie bekam, um ein Elendthier zu werden, und mancher ein Hypochondrist ist, um ein Philosoph zu seyn. Oder es sind wirkliche Ursachen der Dunkelheit, die an dem Verfasser liegen; und diese sind: die Dunkelheit seiner Begriffe selbst. Die kann man meistens, zehn gegen eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage, und der Bestimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Alles entspringt alsdann aus einer Quelle: man sieht den Geist des Verfassers, in dem, wie im Chaos des Ovids, noch die Elemente der Ideen, in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern, und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen. Ist ein solcher Schriftsteller noch ein junges Genie, so ist es nicht zu verwundern. Es ist ein Blinder, der noch Menschen als Bäume sieht: der Kunstrichter

versuche die geduldige Kur, seine Augen zum Licht zu gewöhnen. Die Kinder sollen desto besser reden, die spät und schwer lernen, und solche Dunkelheit ist dreimal besser, als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu sagen. — Einem Alten ist nun freilich der Staar schwerer zu stechen.

Noch öfter rührt diese Dunkelheit her von einer Stubengelehrsamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig werden können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich; man lernt den besten Gesichtspunkt, faßlich zu seyn, bemerken. So lernte Sokrates von seiner Aspasie Weisheit und Vortrag; so lerne es der Lehrer in dem Kreise seiner Zuhörer, wenn er sie nicht als Maschinen behandeln will; so trete der Gelehrte in die große Welt, um sich seiner Kathedersprache zu entwöhnen; er erinnere uns nicht so oft, daß er vor seinem Schreibepult sitzet; er geselle die Deutsche Arbeitsamkeit und Genauigkeit zur Französischen Freiheit: dann wird er mehr seyn als ein Französischer Abbé, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsschreiber; kurz! mehr als eine waschhafte Sibylle, die wohlriechende oder heilige, oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit.

Man sagt auch, daß eine gewisse Deutsche Bescheidenheit, die kurz seyn, die nicht beleidigen, die durch Mienen nicht Worte sprechen will, Schuld an mancher Dunkelheit seyn soll; und hier ists also nöthig, den Schriftsteller aus dieser Verlegenheit zu ziehen, und unsere Staatsverfassung in der Literatur

so unabhängig und republikanisch zu machen als möglich. Bei den Alten war die Wahrheit, nach Eupers Briefen*), ohne äußere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weisen war ihr heilig: bei uns hat sie Tempel und Altäre genug; jeder Kunstrichter räuchert ihr, aber als einer allegorischen Person. Gute Göttinn! die du die Schutzgöttinn Deutschlands seyn solltest:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono!

Ueberhaupt haben unsere Schriftsteller durch die Lecture, und unsere Sprache durch die Uebersetzung der Französischen Prose, die immer schreibt als ob sie spräche, merklich viel angenommen. Und da Uebersetzungen und das Lesen der Engländer jenen fast anfangen das Gleichgewicht zu halten: so ist auch dieß zum Vortheil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die Brittische Seite neigt, und wir durch die Englische Stärke die Französische Leichtigkeit nahrhaft machen.

Nur daß dieß Nahrhafte uns nicht überlade, und ins Uebersatte ausarte. Da z. E. die ersten Uebersetzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, poetische Prose enthalten mußten: so ward dadurch wider Willen der Uebersetzer jener holprichte, prosaisch-poetische Styl eingeführt, der unserer Sprache gar nicht angemessen ist. Ganz Deutschland theilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reuter mit schweren Cuirassen und schwerem Gange; die prosaischen Poeten, Dragoner zu Pferde und Fuß streitbar:

---

*) Lit. Br. 4. S. 362. f. aus Uhle Sylloge nova Epistolar. Vol. I. p. 227. f.

Great on the Bench, great in the Saddle:
That cou'd as well bind o'er, as swaddle,
So some Rats, of amphibious Nature,
Are either for the Land or Water.

und dann die Französirenden leichten Völker, die in kritischen Briefen, und Arzneien und Possen, mit Französischen Modeausdrücken um sich warfen, und als Schmetterlinge umher schwärmten. So hat auch die Nachahmung der Britten den Geschmack in der Dichtkunst geboren, der nichts so gern hat als Malereien voll ausgestopfter Bilder, mit Farben und Beiwörtern überladen, der aber eben so weit von der Einfalt der Griechen, als der starken Kürze unserer Sprache abweicht.

Auch in der Prose hat sich schon der übersatte Geschmack zu zeigen angefangen, der den Perioden mit Bei- und Neben- und Bindewörtern, mit Synonymen und Epitheten überladet; ihn nach der neuesten Mode mit Griechischen Namen und antiken Bilderchen ausstaffirt, und ihn in dieser für Aug und Ohr und Seele widerlichen Gestalt vorführet. Da dieser geblümelte Styl die neueste Modeschönheit ist: so wird man mich ohne ein Beispiel nicht verstehen — und so sey denn dieß aus einer der neuestenSchriften —

Dießmal nur die Vorrede. Die Vorrede zu den Versuchen aus der Literatur und Moral, ist so voll Blumen und Wortschmuck, daß wir darüber fast keine Gedanken sehen; und wenn man endlich mit zwo geschäftigen Händen, Blumen und Blüthen aus dem Wege gescharret, erblickt man ein mageres Skelett der bekanntesten Sätze. Ueberdem hat der Autor bei seiner gezierten, kostbaren Schreibart weder das

volle Maaß eines antiken Perioden im Ohr, noch das einfältige Ideal der Griechen, über die er schreibt, vor Augen: denn schon sein erster Periode ist mit einem sechsfachen Und durchschnürt, wozu noch ein Knote von Oder kommt; er ist mit seiner Reihe von Nebensätzen, von Halb-Synonymen nichts mehr, als künstlich und widerlich. Ja, wenn wir überdem den Verfasser zu einer Kleinigkeit die Hand so weit ausholen sehen, daß uns nicht für den Streich, sondern für sein Aufrechthalten bange wird — was können wir anders, als diese mühsame Kostbarkeit beklagen? Er will Pope's Regel anführen: „man müsse „die Alten mit dem Geist lesen, mit welchem sie ge„schrieben!" eine Regel, die eben so gut und noch eher aus Quintilian und andern anzuführen wäre, als aus Pope, wenn nicht bei Gelegenheit des Namens Pope, und eines erborgten Urtheils von ihm, vorher in fünfzehn Reihen sollte ein Geklingel voll Belesenheit und Geschmack erregt werden *).
Wird

*) Vorrede zu den Versuchen aus der Literatur und Moral, S. 5 und 4. „Young mag dem Pope den Ver„dienst" (der Verdienst merces, und das Verdienst meritum sind, wenigstens nach meiner Mundart, unterschieden) „Ori„ginal zu seyn absprechen. Hat er die Alten beraubt, so ero„bert er wenigstens als ein König, der sich die Provinz hul„digen läßt, die er mit Gewalt einnimmt. Es liegt we„nig daran, ob die Gesetze, die er von der Kritik giebt, „aus dem Aristoteles und Horaz geschöpft sind, und dieß „würde ich doch nicht allgemein zugeben; wenn sie nur wahr „und auf die Natur gegründet sind. Dieses erleuchtete Ge„nie, das unter dem ernsthaften didaktischen Tone eben so „lehrreich ist, als unter der Maske des Hudibras und „Mar=

Wird dieser Geschmack in der Schreibart wieder Mode, so wie er schon in sehr berühmten und beliebten Büchern als schön und überschön angepriesen ist: — nun! so sind wir Gott sey Dank! in dem Jahrhunderte zurück, da ein himmlischer Redner im Erbauungsstyl auftrat: „der Allerdurchlauchtigste rc. rc. rc. „— König Salomo, ein leiblicher Sohn des gro„ßen rc. rc. rc. und der tugendhaften rc. rc. rc. der Wei„seste rc. rc. rc. der dreihundert Weiber rc. rc. rc. — „läßt sich im — Kapitel rc. rc. rc. also vernehmen." — Nun Gottlob! Land! — Das und noch mehr als das mag der gute Salomo alles gewesen seyn; aber Wohlehrwürdiger Herr! wer weiß das nicht schon? und wie kommt das hieher? Jam dic, Postume, de tribus capellis.

Können wir das Gute nicht anders, als im Uebermaaße kosten, und es nicht anders zeigen, als wenn wirs

---

„Martin Skribbler, fodert u. s. w." Nun! das heißt eine magere Foderung, ein kritisches Regelchen, das der Verfasser eben so gut als Pope vorschreiben mag, gelehrt und mit Geschmack vorbereiten! das heißt citiren! Eben als wenn Pope nicht so etwas fodern könnte, wenn er auch nicht original, nicht ein königlicher Eroberer wäre! Eben als wenn wir um seine Regel zu wissen, zu glauben, es vorher wissen und glauben müssen: er sey ein erleuchtetes Genie gewesen, unter dem ernsthaftesten didaktischen Tone so lehrreich, als unter der Maske des Hudibras und Skribblers! Und eben als wenn man, um dieß Regelchen anzuführen, sich vorher mit einer Bürgermeistermiene darauf ein lassen müßte, ob er aus Horaz und Aristoteles geschöpft oder nicht! Dürfte man dem Verfasser seine Worte nicht umkehren, die er hinzusetzt: „wie viel Worte und wie wenig, was sie enthalten!" zu Deutsch: ne quid nimis!

übertreiben? Hieher gehört auch bei unsern besten Schriftstellern der Fehler, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath an Bildern im Perioden sich häufet, sich stößet, und aus Mangel der Oekonomie in Unordnung geräth. Oft verräth diese Verschwendung den Mangel zuerst, so wie ausgelassene Ueppigkeit mehr den scheinbaren als wahren Wohlstand begleitet. —

Wann wird unser Publikum aufhören, dieses dreiköpfichte apokalyptische Thier, halb Deutsch, Französisch und Brittisch auf einmal zu seyn? Wann wird man den Platz einnehmen, den unsere Nation verdient, Prose des guten gesunden Verstandes, und Poesie der Vernunft zu schreiben? Oder vorher frage man: wann wird man aufhören, die besten Englischen Schriftsteller durch Uebersetzungen zu verunstalten, und Prior, Milton, Young in elende oder mittelmäßige Hexameter zu übersetzen: ein Sylbenmaaß, an das sie nicht im Traume gedacht haben? Wie lange wird man Popen in wässerichter Prose, und Shakespear im ungleichsten, fast nie getroffenen Ton übersetzen? Wie viel könnten wir von den Britten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitsamen Deutschen! Ein Deutscher Johnson fehlt uns noch, der das für die Deutsche Sprache wage, was jener für die seinige. Die Philosophie, das Nachdenken, das Sammlen ist ja euer Theil, und wir stehen den Britten auch in unserm Eigenthum nach? Wird es bald seyn, daß ihr eure Sprache durch Untersuchungen, ihr Weltweisen! durch Sammlung und Kritik, ihr Philologen! durch Meisterstücke, ihr Genies! zu derjenigen macht, die,

nach dem Plinius, „alten Sachen Neuheit; neuen „das Ansehen des Alterthums; verrosteten Glanz; „dunkeln Licht; widerlichen Reiz; zweifelhaften Glau- „würdigkeit; allen aber Natur" verschaffen kann? Werden die besten Deutschen Schriftsteller zu ihrer Titelvignette bald die drei Grazien als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphrosyne, und die bezaubernde Aglaja? Lasset uns einige neuere Originalschriftsteller anführen, die diesen Grazien und mit ihnen dem Genius unserer Sprache geopfert haben, und die Ehre unserer deutschen Literatur sind. *)

II.

1. Winckelmann, der Ruhm der Deutschen selbst unter dem Römischen Himmel; den die Muse des Alterthums und der Geschichte, die unsterbliche Clio, hat lassen geboren werden, um die Kunst der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die besten Blüthen jeder antiken Schönheit in seine Seele gesammlet; wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern Auge und Geist gebildet; wie er

*) Anmerk. Ich würde meinen classischen Schriftstellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erst anführen müßte. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechseln; von Moser seine ersten Schriften nehmen; Abbt im Styl als einen deutschen Tacitus ansehen, den man lesen, studiren, nicht nachahmen muß; meine Worte von Spalding nicht aus den Gränzen der Literatur reißen; und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamannischen Charakters in seinen Kreuzzügen S. 219 suchen.

seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete; wie er eine systematische Geschichte unter Ruinen und Ueberbleibseln liefern konnte: sondern ich muß mich hier bloß auf die Schreibart einschränken. So wie die Attischen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglauros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren, so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Grazie, denke; wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von Xenophon, und von dem andern Schüler Sokrates, dem göttlichen Plato, die Flügel hoher Ideen gebe: so steht ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winckelmannischen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage, natürlich in der Ausführung, und erhaben in den Schilderungen, sind sie Werke der Unsterblichkeit würdig, und der Name unsers Jahrhunderts.

2. Hagedorn hat der Göttinn der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt. Das ganze Werk zeiget vielen Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntniß des Werkmeisters, und die feinste Kritik des Costume; das Bildniß der Göttinn selbst aber ist dem Fleiß, der Mühsamkeit und Dauer nach eine ächte Mosaische Arbeit — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfasser verräth viele Bekanntschaft in den Kunstsälen von hohem Geschmack, und in den Malerakademien nach dem Ueblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem

heiligen Haine der schönen Natur: daher seine philosophischen Betrachtungen über das Schöne ꝛc. in der Kunst nie das Wesen erreichen. Für Lehrlinge ist sein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verschlossene Encyklopädie der Malerei; desto angenehmer aber einem Leser, der eben so sehr Werkmann seyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhören, gelehrte und weltübliche Anspielungen verstehen, und den ganzen Zuschnitt bis auf die kleinste Nuance hofmäßig bemerken kann. Wenn Cäsar das Bild der Venus beständig bei sich trug, deren Sohn, ein zweiter Aeneas, er seyn wollte: so war sie freilich nach Römischem Geschmack bewaffnet; aber die Griechische Venus, wenn sie die Pallas überwinden will, ist nackt, und mit den Zierrathen ihrer irdischen Schwester nicht beharnischt. So kann auch ein Verfasser der Sohn der irdischen bekleideten Schönheit seyn, bei der man von dem schönen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem schönen Anstande auf die Seele schließt; allein vielleicht würde ein Proxenides*) über sein Kunststück urtheilen: führe diesen Paris in die Eleusinischen Heiligthümer, daß er die Schönheit nackt erblicke, und nackt sage. Indessen wer kann so genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühsamkeit verriethe, der Geschmack sich nicht manchmal mit schönem Eigensinn paarte, und der Unterricht nicht oft nach Grundsätzen eine Lüsternheit übrig ließe. Ich urtheile frei, wie ein Deutscher! ihr Deutsche! haltet ein Werk werth, an dem der Franzose bloß etwas

*) Vermuthlich ein προξενος Cicerone.

vom Geschmack, der Britte vom Fleiß, und der Wälsche vom Unterricht abborgen kann: das ganze ist euer!

Von den Denkmälern der Kunst komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da steht ein Deutscher Browne!

3. Moser*) kennet das Schrot und Korn der deutschen Sprache, der alten Lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit und gesunden Vernunft unserer Väter: und er kann mit mehrerem Rechte unser Deutscher Browne seyn, als andere mit platonischen Träumen, und mit einer hypochondrischen Fülle von politischer Tugend. Wie Parrhasius dort den Geist der Athenienser malte, „der „veränderlich, rachsüchtig, ungerecht, unerbittlich und „gnädig, ruhmräthig, erhaben und niedrig, wild und „feige und alles zugleich war": so könnte Moser den Geist der Deutschen malen, wie er war, und wie er ihn haben wollte. Alsdann aber muß auch in dem Geschmack der Erfindung keine fromme Misanthropie, in der Zusammensetzung kein ungesunder Ueberfluß, in der Zeichnung kein schiefer Geschmack herrschen, der halb Französisch und halb Brittisch ist. Er liefere sein Werk auch der Form nach mit allen Deutschen Vollkommenheiten geschmückt: tiefsinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der

*) Dieses ganze Bild ist nach der Idee gezeichnet, die der Verfasser aus den ersten Moserschen Schriften zog. Er stellet es hin, ohne untersuchen zu können und zu wollen: wie weit nachher Vielschreiberei, veränderte Situationen und halbverstandene Religionssätze den Herrn von Moser haben bringen können.

Zusammensetzung; männlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche Deutsche Leser bei allen Moserischen Schriften sämmtlich und sonders bedauren, daß der Minister zu sichtbar diktire; der Weltweise nicht Zeit genug, zu verdauen, und der Schriftsteller nicht Muse genug, selbst zu schreiben und anzuordnen habe. Hätte der Verfasser irgend in Deutschland einen andern Amphitryon, der die Macht und Geschicklichkeit besäße, seine zerstreuten Gedanken zu verbinden; die wassersüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle gesunde Adern unter einer feinen Haut sich verbergen: ein zweiter Moser, der auch bisweilen sein Antipode seyn könnte, um viele schwermüthige Klagen mit leichtem und gesundem Blut zu lesen, ja der ihn endlich davon abbrächte, ein Prediger in der Wüste zu seyn. — Sollte es nicht mit zur Deutschen Nationalfreiheit gehören, daß ein Genie, welches selbst nicht Mutter seyn kann, fremde, wohlgebildete, aber ausgestoßene Kinder aufnähme, und sich an ihnen Mutterverdienst erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland verdient dieß!

4. Jetzt ein Censor, aber ein munterer Censor der Verdienste! Abbts Schriften sind für die Deutschen Original: der gute gesunde Menschen- und Bürgerverstand, der in ihnen herrscht, ist das Erbstück unserer Nation; die analytische Auflösung der Begriffe ist die beste Methode Deutscher Philosophie; die Fülle seiner Schreibart, die statt der Französischen Charaktere und der Brittischen erdachten Beispiele durch Geschichte lehrt, nährt unsern Geist, und das Eigenthümliche seiner Schreibart

unsere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantasie, in dem der Verfasser dachte und schrieb, aber nicht hätte lesen sollen, glüht jeden Leser an, der es versteht, ein Buch in eine Person, und todte Buchstaben in Sprache zu verwandeln; alsdann hört man, und denkt und fühlt mit dem Autor. Kannst du aber, lieber Leser! nichts als lesen; nicht die Lücken, die dir überlassen wurden, in Gedanken selbst ausfüllen; nicht weiter denken, wo dir Aussichten eröffnet werden: so wirst du inne werden, was eben der Verfasser sagt: „dem Sprechenden helfen seine Geberden „und der Ton der Stimme den Verstand bestimmen, „da dieß alles hingegen in einem Buche wegfällt."*) Wenn ich diesen Schriftsteller mit Zimmermann vergleiche: so bemerke ich freilich an dem letzten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewissen Französischen Geschmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfasser selbst weniger übrig läßt, als er liefern könnte. —

5. Jetzt ein Schriftsteller nicht bloß des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit: Spalding.

---

*) Da Abbt in seiner Vorrede den werthen Herrn Claville nennt: so führe ich einen andern Französischen Schriftsteller unsers Jahrhunderts an: Traité du mérite p. Mons. l'Abbé de Vassez, 1703, und die zweite Ausgabe 1704, der aber über das Verdienst sehr französirt zu haben scheint, da er von den Verdiensten eines bel-esprit, von den sinnlichen Verdiensten viel zu schwatzen weiß, etwas, was Abbt S. 284 — 287 in seiner Blöße darstellt. Magre Discourse über den Vorzug des Verdiensts vor Geburt und Reichthum scheinen das A und O dieses Werks zu seyn, das ich nur aus Recensionen kenne.

So wie seine Wahrheiten sich zwischen Philosophie und gemeine Beobachtungen stellen, so gränzt auch sein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand; sein gesetzter Styl nimmt hie und da die Miene des Tiefsinns an, und sein blühender Styl scheint sich in den Luxus zu verlieren; aber man trete näher! Selbst der Aufwand wird alsdann ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart schließt sich der Denkart so an, wie die nassen Gewänder der Alten den Körper durchschimmern ließen. Dieß geht so weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfasser bisweilen mühsam gewordene Denkart immer durchblickt; er mag sie so sehr mit Blumen bestreuen, als er will. Aber eben dieß verbürgt auch die Treue, mit der er seine Seele entdeckt, und die in den Materien, worin er schreibt, und in unserer Zeit ein seltenes Muster ist. Gesunden Menschenverstand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwischen gelehrter Weisheit und unverständlicher Wortkrämerei halte; der den Jüdischen und gelehrten Griechischen Ton mit einerlei Vorsicht vermeide; der die Kanzel erniedrige, aber weder zum Mosaischen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem philosophischen Katheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelensorgers: — dieß sey der Charakter Deutscher Predigten. Welch ein Unterschied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten und beredten Theologen vergleiche; es ist kein anderer, als Acken. Wenn ich die Predigten dieses Mannes als erbauliche Abhandlungen ansehe: so verbinden sie philosophische Genauigkeit, Deutschen Nachdruck und Griechische Schönheiten mit einander

bis zu den kleinsten Theilen; zu lesen sind sie vielleicht Predigten, die die meisten Franzosen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und seine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieser Art von Schriften hinter sich lassen. Darüber wundere ich mich also nicht, daß sie wider ihr Verdienst unbekannt geblieben: denn sie sind ja keine Postillen, und keine blendenden Sermons; aber das bedaure ich, daß dieser Deutsche Chrysostom theils schon in ihnen oft ein heiliges Dunkel wölbet, dem System, dem Gesichtspunkte und dem Vortrage nach; theils sich nachher so hat verirren können, um vom Ursprung der Opfer auf mystische Art zu schreiben:

Infert se tectus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; hier ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Styls vermählt haben soll: der Verfasser der philosophischen Schriften*). Ja er ists, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt. Er denkt da, wo andere sich begnügen, Schönheiten zu empfinden; er hat unter den Deutschen die Kritik der schönen Wissenschaften ausgebreitet, die Baumgarten in Absicht der lateinischen Schriftsteller so vorzüglich bewies: und —

Ich fühle es doch bei seinen philosophischen Schriften manchmal, was er selbst fühlte: „ich bekenne es, „daß sich zu bloß speculativen Untersuchungen kein „Vortrag besser schickt, als der strenge systematische.

---

*) Th. 23. S. 59.

„Ich trauete mir aber das Vermögen und die Fer=
„tigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine
„so strenge Ordnung zu kehren." Man hat ihm hier=
über, als über ein Kompliment, Gegenkomplimente
gemacht; allein wenn Moses unter dem systemati=
schen Vortrage mehr als eine äußere mathematische
Lehrart versteht, so wird jeder seine Entschuldigung
für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen
in Briefe und Gespräche; die Episoden in den
Briefen, und die fremden Eingänge in den Gesprä=
chen scheint mir ein Putz, den die philosophische Wür=
de nicht braucht. Denkende Leser führt er von
der Betrachtung der Wahrheit selbst ab: sie müssen
sich von den Spatziergängen nachher wieder zurück
finden; und wer bloß wegen dieser Einkleidung lie=
set — für den hat Moses nicht geschrieben: eine
Braut bloß wegen ihres Putzes lieben, ist lächerlich.
Der Weise sehe seinen Gegenstand so helle als Mo=
ses; zeige ihn im rechten Gesichtspunkte; leite die
Ideen natürlich fort; habe die Erläuterungen, und
die Sprache in seiner Gewalt: so wird eine simple
Abhandlung daraus werden, ohne Trockenheit und
fremden Schmuck; sie wird ihren ganzen Zweck er=
reichen, einem Leser, der Wahrheit sucht und liebt,
ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu seyn,
— wozu? nicht zu lernen, sondern selbst zu denken.
So sind die Abhandlungen im zweiten Theile der
philosophischen Schriften; einige Literaturbriefe, die
eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem
Verfasser, und — die Lessingschen Abhandlungen.

7. Lessing — leider! daß ich von ihm ein ein=
ziges ausgearbeitetes prosaisches Werk anführen kann,

da doch das Publikum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Witz und Phantasie, in Betracht seines Scharfsinns im Zergliedern, und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: „so viel that er: Nachwelt! schließe „daraus, was er thun konnte!"

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Literatur die letzten Jahre her erhalten, unter denen ich die Möserschen Schriftchen: Harlekin, oder vom Groteske-Komischen, seinen Brief an den Savoyischen Vikar u. s. w. nenne. Und überhaupt läßt sich an einem kleinen Klopstockischen Stücke des Nordischen Aufsehers u. s. w. mehr lesen, als an dicken Bänden im geläufigen Styl ersäuft — Es ist übrigens zu beklagen, daß man einige der besten Deutschen Poeten nicht sonderlich im prosaischen Styl loben will; wie ich dieß bei dreien insonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu schreiben.

9. Darf ich unsere Schriftsteller mit einem Autor beschließen, der nach dem ersten Urtheil der Literaturbriefe mit Winckelmann eine Aehnlichkeit hatte, und nach dem letzten Richterspruche sein Antipode geworden; der erst ein Heiligthum unserer Zeit (ανάθημα) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (ανάθεμα) wurde: es ist der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten. Wer ihn nicht als Gestirn betrachten will, sehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er immer, im Eigenthümlichen unserer Sprache.

Der Kern seiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene, und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere. *)

Gelesen: und allerdings viel, weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit); allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der Brittischen Laune vermischt, sind um ihn zu einer Wolke geworden. Seine Belesenheit ist also unleserlich zusammen geflossen, wie eine Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben; und wenn freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles enträthseln, aber auch

*) Kreuzzüge, S. 219. Ein Recensent von blöden Augen und leichter Zunge hat dieß nicht einsehen, und also Dinge in die Welt schreiben können, die er allein die Ehre haben wird, zu wissen, zu sagen und zu glauben. Dem gesundern Publikum wird meine Versicherung genug seyn, daß dieser mein Freund, dem ich in drei Ländern gleichsam nur begegnet habe, weder mein Apollo, noch mein verderbender Apollyon sey, daß ich weder zu seiner Schule gehöre, noch meine Schriften verfasset, um seinen Geschmack auszubreiten: wie alles dieß bloß der genannte Kritikus so sonnenklar sieht, daß er das Gebiet dieser Schule von Schleswig bis nach Riga zu ziehen weiß, und Schriftsteller zusammen bringt, die sich bloß in einem Kopf, wie der seinige ist, zusammen finden können.

verrathen würde: so bin ich, der ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre, nicht im Stande, hier Errathungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet. Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt. Hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, oft auf einem Wortspiel hafte, der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen, und Schimmel statt eines mikroscopischen Wäldchens. Leser, der du diese hingeworfene Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden!

Gedacht: wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme haßt: so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden. Seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelehrten Regeln; seine Fehler sind so gar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, und eine Zunge kann stammlen, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleisch, und Guercino ein trauriges Colorit: von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermuthlich, was Plinius vom Maler

Euthykrates sagt: austero maluit genere, quam jucundo placere.

Seine Nahrung von Ferne gebracht: oft woher und wo es niemand vermuthete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand, im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riesen:

Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
In allen Nesseln, die ich fand,
Da lagen denn die kleinen Leichen, u. s. w.
s. Gedichte von Karschin.

Hätte unser jetzo ebentheuerlicher Sokrates eine Aspasia, seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiades, sie auszubilden: vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdann vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, Socratis et Platonis peior progenies, ein System in der Philologie errichtete, woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

12.

Habe ich einen dieser Schriftsteller classisch*) genennet? Will ich sie für die einzigen guten und vortrefflichen ausgeben? Allen vor und außer ihnen ihren Werth abläugnen? Nichts von allem! Ich am allerwenigsten mag ein Brabeuta classischer Schriftsteller seyn, da ich selbst keiner bin, und seyn will. Aber Deutsche Schriftsteller, die vielleicht bei tausend Fehlern ihrer Sprache mächtig, auf eine gewisse eigene Art dieselbe behandeln, — die sind

*) In das Register der ersten Ausgabe war dieß Wort durch ein Versehen gekommen, daran ich nur halb Schuld bin.

mir theuer; und so habe ich einige, wie ich sie kenne, aus den letzten Jahren genannt, und charakterisirt. Wer mir mehr als dieß anmuthen will, spricht mit seinem und meinem Schatten.

Und überhaupt ist mirs unausstehlich, daß man mit dem Ehrenwort: Classisch, so schülermäßig spielt, daß jeder reingewässerte, regelmäßige Tropf sich diesen Namen anmaßen könnte. Eben weil ich in diesem Wort mehr finde, als den Kern desselben aus Grammatik und Schuloratorie heraus zu klauben, eben deßwegen bin ich damit so eigensinnig und sparsam. Ueberall höre ich classisch nennen; was ist denn classisch? Classisch für wen? Classisch in welcher Materie? Himmel! kann man denn alle diese Fragen übergehen? Und übergeht man sie nicht, wo wird man mit den meisten canonisirten Schriftstellern bleiben?

Man bringt mir z. E. Gottscheds wohlweise Dicht- und Redekunst — ein classisches Buch? Das glaube ein anderer, als ich; ehe ich sie dafür, und für Sibyllinische Bücher bezahle: lieber ins Feuer! Man bringt mir Moshcims Akademische Lehrbücher — Classische Schriften? für wen denn? zu classischen Schriften träume ich mir doch ein anderes Publikum, als akademische Lehrlinge! Und in Lehrbüchern den einzigen classischen Schatz der Deutschen Nation finden zu wollen, ein ganzes Publikum zu Schulknaben zu machen — hier fühle ich Schaamröthe auf meinen Wangen aufgehen! Man fährt fort*): Mosheims Geschichte des Servetus

*) s. Briefe über den jetzigen Zustand der sch. W. Breslau, 1755.

vetus — Classisch!" ich bin noch verlegen! Nun ja dann endlich, wenn man will, classisch; aber doch nicht für jede Gattung der Schreibart? höchstens in einer eingeschränkten Gattung derselben, der Historie — und noch enger in nicht mehr als einer Gattung des historischen Styls; weiter nicht! — Jetzt tritt Abbt*) an mich: „Uebersetzungen der Alten, wenn „sie sind, wie sie seyn sollen, können unsere classi„schen Werke werden?" Ich zucke die Schultern: kaum! denn bei dem vortrefflichsten Anpassen fremder Redensarten an meine Muttersprache, trete ich vielleicht ihrem eigenen Genie zu nahe: wenigstens wird mir dieß nur immer die zweite Sache, und so schreibe ich nicht völlig aus, sondern höchstens nach derselben, oder derselben nicht zuwider: ist dieß aber genug?

Für meinen Eigensinn nicht! denn der — (nun nehme ich alle Zweifel zusammen) der wägt ein Buch nach dem Innern seiner Schreibart, und so kommen die Herren Gottsched und Basedow gleich neben an, die vielleicht nicht einmal nach dem Aeussern die Probe aushielten. Er will zum classischen Schriftsteller, einen Autor für die Nation; und nun werden manche unserer akademischen Herren beiseit zu treten belieben. Er unterscheidet Gattungen der Schreibart, deren jede ihre eigenen Gesichtszüge hat; ein Menschengesicht kann ja aber nicht für alle gelten, und ein Buch in einer Art der Diktion nicht für alle anderen ein Muster seyn. Er fodert endlich, daß classische Schriften die Schätze

---

*) Lit. Br. Th. 13. S. 98. u. s. w.

ihrer Sprache aufbehalten sollen: und so müssen dieselbe durchaus idiotistisch geschrieben seyn, so viel möglich, als wenn keine andere Sprache in der Welt wäre. Nun sind auch die Abbtischen Uebersetzungen fortgeschlichen, und ich stehe allein.

Wo sind unsere vielen Schriftsteller, die nach ihrer Materie, und nach dem Innern ihres Vortrages für die Nation, aus den Tiefen ihrer Sprache, ihrer Art des Inhalts aufs genaueste angemessen, so geschrieben hätten, daß sich nichts anders, nichts besser sagen läßt? Wo sind solche Schriftsteller in jeder Gattung der Schreibart? — Antworte doch statt meiner ein allzeitfertiger Kunstrichter, der bloß aus seiner Grammatik und Redekunst mit leichter Zunge antworten kann, und über alle diese Bedenklichkeiten hinweg ist.

Sey classisch, wer da wolle! ich werde Keinem Kränze aufsetzen, noch rauben; das erste muß die Nation, das andere mögen Wortgrübler thun. Ich kann nichts, als sie wünschen, ihnen in die Hand arbeiten, und sie kenntlich anwenden. — Wollen wir classische Schriftsteller haben, so müssen —

Akademien und Schulen nicht der einzige Sitz der Musen, und der Parnaß des Apollo seyn; denn was ist dem Charakter eines Schriftstellers der Nation fremder, als wenn er mit dem Publikum, wie mit Schülern, vom Katheder herunter spricht? nirgends sein Auditorium und seine Werkstätte vergißt? und sich alsdann neben einen Xenophon, Tacitus, Hume und Montesquieu dränzet? Professor- und Paragraphenstyl ist hier nicht

das einzige Hinderniß: ein weit größeres ist, den lehrenden Ton auch im Lehren zu vermeiden; Lesern ihre Gesichtspunkte abzulauren; bilden und nicht unterrichten. Und Gottlob! daß wir schon so halb auf dem Wege sind; schon so weit, daß die lateinische Sprache nicht mehr für die Sprache Apollo's gilt; so weit, daß unsere barbarische Muttersprache uns schon anfängt, die liebste zu werden; so weit, daß die Schriftsteller der Bildung nicht allein auf Schulen und Akademien leben dürfen, oder nicht wie auf Schulen und Akademien schreiben. Nur werde dieser Ton der Welt allgemeiner; er mißrathe nicht auch bessern Schriftstellern oft; er werde herrschend in allen Schriften der Bildung, die ich hier von Gelehrsamkeit unterscheide. Wird er dieß, so ist die Polhöhe zu classischen Schriften bestimmt.

Nun fange man an, die Hauptgattungen des Vortrages, vom gesellschaftlichen Dialog an bis zur tiefsinnigen Philosophie, in diesen Ton zu stimmen. Bekommt man in jeder nur einige — durch diese wenige Schaustücke ist man reicher, als durch jene Menge glatter Scheidemünzen, wo überall Kupfer durchblickt, die leicht durch die Finger schlüpfen und sich leicht vergeben lassen. So sind unsere lesbaren Schriftsteller, die kein Nationalschatz sind.

Wollen sie dieses seyn, so müssen sie zuerst in die Goldgruben der Sprache herabsteigen, und auch Gesetz und Regel übertreten können. Ist also noch unsere Sprache in der Zeit der Bildung, da sie aus sich selbst vieles zurücknehmen, aus andern vieles annehmen kann: so ist sie noch in der Zeit der Versuche, der Bearbeitung. Muster und ewige Mu=

ster erwarten (in den meisten Gattungen der Prose) vielleicht eine spätere." Lasset uns also nur idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache seyn: ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen.

III.

Der Faden ist einmal gerissen, warum soll ich ihn mühsam anknüpfen? — Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung, und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heut zu Tage jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden, und einer ist oft dem andern im Wege. Wie also, wenn es jedem erlaubt ist, zu bilden: so sey es mir doch erlaubt, zu fragen, was bilden heißt? was eine ungebildete Sprache sey? und was für Revolutionen andere Sprachen erlitten haben, ehe sie ausgebildet erschienen? — Wenn jeder seinen eigenen Weg nimmt, um auf die Vollkommenheit einer Sprache gerade los zu gehen; ich sehe diese Wege sich durchschneiden, gerade gegen einander laufen, von einander abgehen; ist es nicht der Nachfrage werth, wo dann alle hingehen? ob sie in ein Zauberschloß der Vollkommenheit zusammen treffen, oder ob man mehr als einen Merkstab stecken müsse, wo sie hinaus laufen? — Damit will ich nun keinen Fußgänger auf seiner Bahn irre, und keinen Parteigänger, dem alle Wege gleich gut sind, zu meinem Nachfolger machen: für mich selbst will ich die Sprache in verschiedenen Zeitaltern, auf verschiedenen Stufen, in mancherlei Gesichtspunkten der Bil-

dung kennen lernen; vielleicht läßt sich dann über ihre Bildung was Gewisses bemerken, was Vollständiges entwerfen, und was Nützliches vorzeichnen.

Allerdings behalte ich beinahe immer die Griechische Sprache*) im Auge. In und von welcher Sprache haben wir so viele Urkunden, Nachrichten, Hülfsmittel? welche hat sich so ursprünglich und auf ihrem eigenen Boden zur Literatur gebildet? welche hat sich so mancherlei Gattungen der Literatur, auf eine ihr eigene ursprüngliche Art, anschmiegen gelernt? welche ist in allen Gattungen so vollkommen geworden? und welche hat ihr Zeitalter so ruhig durchlebt, dem Wachsthum der Natur so viel Platz gelassen, und sich gleichsam Zeit genommen zur Bildung? Keine als die Griechische! Wenn Urkunden einer Sprache möglich sind, so haben wir sie in ihr — in ihr eine solche Menge von Ueberbleibseln und Denkmälern und Nachrichten, als vielleicht nicht in allen übrigen der alten Sprachen zusammen genommen. Sie ist nicht wie die Literatur anderer Sprachen ein Baum, der, dem Erdreich als ein Fremdling erzwungen, durch die Kunst als ein Sklave aufgetrieben, und als Weichling erzogen, widernatürliche Pfropfreiser empfängt, und den ungesunden Fleiß seines Treibers nicht anders lohnen kann, als durch vorzeitige Früchte; durch Früchte, die das Auge betrügen, den Geschmack aufbringen, statt ihn zu besänftigen, und am liebsten die Speise der Würmer sind: denn so war die Literatur anderer Sprachen. Allein die ihrige war ein freiwilliger Baum, aus seiner Wurzel in schöner Er=

*) s. Bibl. der sch. W. 4. B. 1. St.

de langsam hervorgetreten. Aus edler Natur gebar er edle Keime, gesunde Blätter, erquickende Blüthen, vollendete Früchte. So mancherlei Gewächs- und Fruchtarten er empfing, so wurden alle seine Säfte verwandt, und in seine Natur veredelt; nichts an ihm erstickte durch den überwältigenden Schatten eines zu nahen, hohen Baumes; nichts wurde durch die nachbarlichen Gewächse verbittert; nichts durfte in zu enger Luft verrotten — in freiem, seligen Revier breitete er sich mit allen Aesten und Zweigen aus, und ward die Krone aller seiner Nachbarn, und die Mutter so vieler Sprößlinge: heilig, wie jene Homerische Buche Jupiters, auf welcher die Göttinn der Weisheit und der Vater der Musen, Minerva und Apollo, in der Gestalt tapferer ansehnlicher Vögel saßen, und sich an den Helden vor Troja ergötzten. — Welche Sprache also, als sie, ist der Betrachtung, der Nachahmung würdiger? Nur wer als ein Grieche, kann sie kennen, betrachten, nachahmen? —

Ich wenigstens nicht, und so kann ich auch nicht völlig aus und nach ihr zeichnen. Ich muß andere zu Hülfe nehmen; Muthmaßungnn aufrufen, — Hypothesen versuchen — doch warum so viel Vorbereitens auf eine Kleinigkeit, auf einen Roman!

Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheinet, so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die todte Welt selbst,

jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung, einerlei Lebensalter — und so die Sprache. Daß man dieß bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirret, werden die Plane zeigen, die man so oft macht, um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen. Man reifet das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren; oder gar eine Sprache soll auf widersprechende Art die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche! die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachtheiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte, der sie zurückhält. Ein junger Greis, und ein Knabe, der ein Mann ist, sind unleidlich; und ein Ungeheuer, das alles auf einmal seyn will, ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht, wie ein Kind, einsylbichte, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge starret, wie ein Kind, alle Gegenstände an. Schrecken, Furcht und alsdann Bewunderung sind die Empfindungen, derer beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne, — und Geberden. Zu den Tönen sind ihre Werkzeuge noch ungebraucht; folglich sind jene hoch und mächtig an Accenten; Töne und Geberden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark; ihre Sprache spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften; sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wild-

heit ist: sie verstehen also auch die Sprache des Affekts mehr, als wir, die wir dieß Zeitalter nur aus spätern Berichten und Schlüssen kennen. Denn so wenig wir aus unserer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönete; da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte, und also nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder die Nation änderte, so mit ihr die Sprache. Entsetzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen, die von der Natur abgezogen waren, und ihr so viel möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge mußte die Geberdung noch sehr zu Hülfe kommen, um sich verständlich zu machen: und ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer, und die Accente weniger schreiend. Man sang also, wie viele Völker es noch thun, und wie es die alten Geschichtschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pantomimisirte, und nahm Körper und Geberden zu Hülfe: damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge; die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe; die Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab; der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homers, und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die

Sprache; man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuthen ist, mit bekannten sinnlichen Namen: daher müssen die ersten Sprachen bildervoll, und reich an Metaphern gewesen seyn.

Und dieses jugendliche Sprachalter war bloß das Poetische. Man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus. Die Sprache war sinnlich, und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt: der Periode fiel auseinander wie er wollte — Seht! das ist die poetische Sprache, der poetische Periode. Die beste Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter: jetzt sangen die αοιδοι und ῥαψωδοι. Da es noch keine Schriftsteller gab, so verewigten sie die merkwürdigsten Thaten durch Lieder; durch Gesänge lehrten sie, und in den Gesängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittensprüche, Gesetze und Mythologie enthalten. Daß dieß bei den Griechen so gewesen, beweisen die Büchertitel der ältesten verlornen Schriftsteller, und daß es bei jedem Volk so gewesen, zeugen die ältesten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und politische Gesetztheit seinen Charakter bildet: je mehr wird er männlich, und hört auf Jüngling zu seyn; und eine Sprache, in ihrem männlichen Alter, ist die schöne Prose. Je mehr die Poesie Kunst wird, je mehr entfernet sie sich von der Natur. Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto

mehr verlieret sie an Gegenständen. Je mehr man an Perioden künstelt, je mehr die Inversionen abschaffet oder durch Kunst vermehret; je mehr bürgerliche und abstrakte Wörter eingeführt werden; je mehr Regeln eine Sprache erhält: desto vollkommener wird sie zwar als Kunst, aber desto mehr verliert die wahre Poesie der Natur.

Jetzt ward also der Periode der Prose geboren, und in die Runde gedreht. Durch Uebung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den Reichthum ihrer Jugend mäßig brauchte; die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen; die die Freiheit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer philosophischen Construction über sich zu nehmen; die den poetischen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunter stimmte, und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß: — dieß ist das männliche Alter der Sprache.

Das hohe Alter weiß statt Schönheit bloß von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichthum, wie die Lacedämonische Diät die Attische Wollust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen; je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden oder wegzuwerfen sucht; je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann: je mehr verliert die Sprache Reize; aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergötzungen. Dieß wäre ein philosophisches Zeitalter der Sprache.

Einen Roman dachte ich denn wohl eben nicht zu schreiben, da ich meine Hypothese von der Natur einer Sprache in verschiedenen Zeitaltern, Gesichtspunkten und Gattungen der Schreibart aufsetzte. Mein erster Augenpunkt war: wie ist sie als Sprache der Natur vor aller künstlichen Bearbeitung, in ihrer Kindheit? Wie muß sie seyn, da die ersten Dichter, die Sänger der Natur, in ihr sangen? Wie wird sie sich ohngefähr mit den Sitten eines Volks zur bürgerlichen Sprache herunter bilden? Und wie, wenn sie den ersten natürlichen Prosaisten Raum giebt? In Poesien und Prose verfolgte ich sie also nur bis an die Gränzen der Kunst, und da ich sie unmöglich durch alle Schulen und Classen der Gelehrsamkeit begleiten konnte: sprang ich mit einemmal zur höchsten Stufe: wie, wenn sie eine philosophische Sprache im schärfsten angestrengten Tone wäre, wie dann? — Dieß war die Seele meines philosophischen Sprachenromans, und zum Körper ward die Vergleichung mit den Zeit- und Lebensaltern der Menschen: eine Parallele, die mir natürlich, wahr, richtig und fruchtbar vorkam, ja aber immer nichts als Vergleichung blieb. Nun überließ ichs dem Leser, der gelesen hätte und denken könnte, dieß Fragment von Sprachkunde sich selbst aus Geschichte, Sprachen und Wahrscheinlichkeit zu beweisen. Einige haben dieß nicht gethan; andere mich gar auf unbescheidene Art gemißhandelt, über das, was sie nicht verstanden, und so muß ich an das verdrießliche Geschäft: mich selbst zu erklären.

1.

Zum voraus aber ein Wort zum Labsal auf die-

sen dunkeln Weg nahe an den Ursprung einer Sprache hin: für mich und meine Leser. — Es ist immer eins der angenehmsten Felder, auf welche sich die menschliche Neugierde verirren kann: über den Ursprung dessen, was ist, zu philosophiren. Können wir uns nur halb mit dem süßen Traume schmeicheln, zu wissen, was etwas sey? unbefriedigt klettert unsere Wißbegierde sogleich höher an: war es immer so? wie ward es? Zuletzt hat sie sich also bis auf den kühnen Gipfel verstiegen, auf dem sie wie ein Wolkengeschöpf erscheint: den Ursprung selbst wissen zu wollen; ihn entweder historisch zu erfahren, oder philosophisch zu erklären, oder dichterisch zu muthmaßen.

Das letzte ist freilich nur für die Einbildungskraft befriedigend; für den Verstand höchstens eine Spur von Fußtritten, um zu der Höle zu kommen, wo der Riese selbst schlummert; aber auch in dieser Absicht voll Reiz. Die ältesten Nachrichten von der Kindheit der Welt; der Anfang merkwürdiger Verfassungen; frühe Erfindungen in Wissenschaften und Künsten; die Kosmogonien, die sich jedes Volk erträumte; die dichterischen Fiktionen, in welche sich alle Weisheit und Kunst bei ihrer Geburt, wie in Windeln einkleideten — alle diese Ueberbleibsel vom Ursprunge der Dinge würden, wenn man sie als Reste eines alten Aeons sammlete, Baugeräth zu einem Tempel seyn, der von Ruinen erbauet, groß ins Auge fiele. — Mit welchem Vergnügen durchträumen wir dichterische Erzählungen von diesem und jenem Ursprunge! Hier den ersten Schiffer, dort den ersten Kuß, hier den ersten Garten, dort den

ersten Todten, hier das erste Kameel, dort das erste Weib: Erdichtungen, in denen die Dichter unserer Sprache noch so sparsam sind. Ovids Verwandlungen sind auf der einen Seite so unschmackhaft, als Feenmärchen nur seyn können; auf der andern aber, wenn sie aus der Mythologie uns bald dieß, bald das erklären, wie es ward: so lassen sie sich lesen als unterhaltende Anekdoten, aus dem Archiv göttlicher und menschlicher Erfinder, als Erdichtungen, die eine reiche dichterische Einbildungskraft gebar. Vor allen stehet auch hierin Homer voran, der eine ganze Geschichte in ein Bild; und die ganze Schöpfung einer Sache in ein mythologisches Märchen zu kleiden weiß. In ihm läßt sich über die Philosophie der ersten Zeit so angenehm und begeistert schlummern, als in dem Tempel des dichterischen Apollo, der göttliche Träume sandte.

Wüßte man nun den Dichter mit dem Philosophen zu verbinden, und was beide liefern, in Geschichte zu verwandeln, — ein Plan, den der elende Polydorus Vergilius so verdorben, — ein Plan, zu dem Goguet mit vielem Fleiß gesammlet, — ein Plan, über dem Iselin und andere mit Ruhm gearbeitet: — was würde er werden, unter der Hand eines Weisen über die Kindheit der Zeiten? Gewiß mehr als ein Kräuselspiel der Phantasie und ein Zeitvertreib müßiger Leser. Mit dem Ursprunge einer Sache entgeht uns ein Theil ihrer Geschichte, die doch so viel in ihr erklären muß, und meistens der wichtigste Theil. Wie der Baum aus der Wurzel, so wächst Kunst, Sprache und Wissenschaft aus ihrem Ursprunge herauf. In dem Sa=

menkorn liegt die Pflanze mit ihren Theilen; im Samenthier das Geschöpf mit allen Gliedern: und in dem Ursprung eines Phänomenon aller Schatz von Erläuterung, durch welche die Erklärung desselben genetisch wird. Woher sind so viel Verwirrungen entstanden, als weil man den spätern Zustand einer Sache, einer Sprache, einer Kunst, für den ersten nahm, und den Ursprung vergaß? Woher so viel Irrthümer, als weil ein einiger Zustand, in dem man alles betrachtete, nichts anders als einseitige Bemerkungen, getheilte und unvollständige Urtheile geben mußte? Woher so viel Zwist, als weil jeder diese seine Begriffe und Regeln, so einseitig sie waren, für die einzigen ansah, sie zu Lieblingsgedanken machte, nach ihnen alles entschied, und außer ihnen alles für Nichts, für Abweichung erklärte? Woher endlich so viel Selbstverwirrung, daß man aus einer Sache, die nicht immer dieselbe blieb, immer verändert erschien, endlich nichts zu machen wußte — woher alles, als weil man den ersten Punkt nicht hatte, von dem sich das Gewebe der Verwirrung entspann; den Anfang nicht hatte, von dem sich nachher der ganze Knäuel so leicht abwickeln läßt; und den Ursprung nicht wußte, auf welchem die ganze Geschichte und Erklärung, wie auf einer Grundfeste ruhet.

Nun tappen wir freilich in einem dunkeln Gefilde, wenn wir der fernher tönenden Stimme nachschleichen: wie entstand dieß? Und bei wenigen Entstehungen ist um uns so viel Nacht, als bei der Frage: wie entstand die Sprache? Die Ursachen, die diese Dunkelheit weben, lassen sich leichter zeigen,

als verjagen. Ich versuche sie anzuzeigen: denn vielleicht läßt sich eher eine Wolke vertreiben, wenn man weiß, woher sie entstand? und wenigstens wird mancher, dem dieser Weg so helle dünkt, behutsamer gehen lernen.

Der sicherste Weg zu Kenntnissen über die Kindheit der Sprache wären historische Nachrichten; allein daß diese Nachrichten möglich, daß sie sicher sind, daß sie bis auf uns reichen — dazu wird selbst eine der schwersten und spätesten Erfindungen erfodert: die Kunst — ich will nicht sagen, die Kunst zu denken, sonst käme ich in das Labyrinth: wie weit hat die Kunst zu denken die Kunst zu sprechen, und diese jene gebildet und ausgebildet? — Ich bleibe also bloß bei der Kunst zu schreiben: zu schreiben, was man will: ewig zu schreiben. Und wie viel später ist diese Erfindung, als die Kunst zu sprechen, und zu sprechen was man will? Und wie viel Revolutionen hatte die Sprache überlebt, ehe man so weit kam? und ehe man an eine schriftliche Nachricht dachte? Und wie viel Jahrhunderte gilt diese letzte Kunst, so wie sie da war, Nichts? Selbst die Tradition, damals die einzige Bewahrerinn historischer Nachrichten hatte sich längst heiser geschrien, sich mit Lügen und Fabeln vermischt, ehe man die Ueberbleibsel ihrer Sage schriftlich aufnahm. Sie konnte, wie die Echo, nur immer eine andere Echo wecken; ihr einen schwachen, verkürzten und halben Laut übergeben; dieser kürzte, verdunkelte und schwächte sich immer mehr, er verstummte beinahe, und war unvernehmlich, bis er endlich ein menschliches Ohr fand, das wenig oder nichts aus ihm buchstabiren konnte.

Die griechische Sprache hatte im **Homer** schon ihren höchsten Gipfel erreichet, ehe die Kunst Bücher zu schreiben erhört war. Und woher nun **Nachrichten** vom Ursprunge der Sprache, die nicht selbst **Muthmaßungen** wären?

Ueberdem keine menschliche Erfindung ist auf einmal da, und am wenigsten die erste und größeste aller Erfindungen, die **Sprache**? Nicht war sie gleich, was sie ward, und ist. Denn siehe diesen majestätischen Fluß: er entsprang — aus einer Quelle, die an sich unbekannt geblieben wäre, hätte sie nicht diesen Sohn geboren. Und die Quelle selbst? das ist schwerer! Aus dem Verborgenen quoll sie hervor, entstand nach und nach: ihren Ursprung hat niemand bemerken **wollen**, und man hat genug, zu erklären, wie sie hat entstehen **können**. So ists mit den größten Dingen, sie waren elende Versuche, wurden Spiele — Handgriffe — Künste — regelmäßige Künste — und spät genug eine Wissenschaft. So auch mit der Sprache. Lies den großen **Homer**, den Inbegriff aller Sprache der Götter, und gehe auf den Ursprung dieser göttlichen Sprache zurück: du wirst ihn in den Hüllen menschlicher Nothdurft, in einer Wiege der Kindheit, in Windeln erblicken, deren du dich schämen müßtest.

Und nehmen wir auch nicht so eine hervorragende Höhe; gehen wir auch mehr auf den Anfang zurück. Wann wird das Geschöpf geboren? Wann kommt es ans Licht? Wenn es schon vollständig gebildet ist. Im Verborgenen ward es gebildet, und — wie es **erzeuget** wurde, **läßt sich ihm nicht ansehen**. So gibt es bei allen menschlichen Produktionen

nen Erzeugung und Geburt. Von der letzten fängt sich Gestalt, Lebensalter und Zeitrechnung an; allein wie viel merkwürdige Veränderung, ja die ganze Gestaltung selbst wird darüber vergessen! So auch bei der Sprache: wer kann sie bemerken, ehe sie ist? wie sie wird? Da, und vollkommen da muß sie seyn, ehe sie auch nur bemerkbar wird — und der Forscher will das erste wissen!

Die meisten Dinge in der Welt werden durch ein Ungefähr, und nicht durch abgezweckte Versuche hervor=, weiter herauf= und herunter gebracht: und wo will ich nun mit meinen Vermuthungen hin, in einem Zauberlande des Zufalls, wo nichts nach Grundsätzen geschieht, wo alles auf das sprödeste sich den Gesetzen der Willkühr und des Zweckmäßigen entziehet; wo Alles, das Meiste und Kostbarste, dem Gott des Ungefährs in die Hände fällt. Hätten wir eine Geschichte der menschlichen Erfindungen: wie würden wir Erzeugungen finden, die nach der Kosmogonie des Epikurs durch ein Zusammentreffen der Atomen entstanden! Reihen von Ursachen wirkten zusammen, gegen und nach einander; Rad griff in Rad; eine Triebfeder gegen die andere; ohne Plan und Regel drängte eins das andere; feurig und schnell veränderten sich die Würfe; das Ungefähr hatte seine schlechten Loose fast erschöpft, ehe bessere fielen. — Nun entwerfe man nach einer philosophischen Heuristik Plane, wie eine Sache hätte entstehen können? hätte entstehen sollen? Man wird mit allen Grundsätzen a priori ein Thor! Nicht, wie die Sprache entstehen sollte? entstehen konnte? sondern entstanden ist? das ist die Frage!

2.

Wie nun? hätte man an so etwas gedacht, wenn man über Ursprung und Kindheit der Sprache urtheilen wollte — wo wären dann so manche philologische Hypothesen geblieben, die bloß nach dem verjüngten Maßstabe unserer Zeiten abgemessen waren? Wo so manche Urtheile der Verwirrung, die alles in schiefen, halben, verzerrten Figuren erblickten, weil sie ihren Lehnstuhl zum Sehepunkt nahmen, und in die Zeiten und Umstände sich nicht zu setzen wußten, in denen die Sprache ward und war? Wo der diktatorische Eigensinn, der sich unterstand, Nachrichten der Alten zu widersprechen, ohne sie zu widerlegen; sie nach seinem Kopf zu drehen, und wenn sie sich nicht drehen ließen, sie wegzuwerfen, zu verspotten? Und wo die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache aus der Natur derselben dargethan?

Aus der Natur derselben? Wäre dieß geschehen, auch neulich von Süßmilch*) geschehen: wie hätte er dann einen späten, einen vollendeten Zustand der Sprache für den Ursprung; und eine gebildete Sprache, an der auch selbst bei dem rohesten Volke Jahrhunderte arbeiteten, zu der Millionen Menschen zutrugen, die so viel Zeitalter überlebt hat — wie hätte er die für eine werdende Sprache nehmen können? Siehe diesen Baum, mit seinem starken Stamme, mit seiner prächtigen Krone, mit Aesten und Laub, Blüthen und Früchten, auf seinen Wurzeln wie auf einem Throne — siehe

*) Süßmilch über den Ursprung der Sprache.

ihn, wie er ist: du wirst bewundern, erstaunen, und ausrufen: „Göttlich! Göttlich!" Nun aber siehe dieß kleine Samenkorn; siehe es in die Erde verscharrt, sich in einem zarten Sprößlinge hervor heben, Keime treiben, Blätter gewinnen, wachsen — du wirst noch ausrufen: Göttlich! — aber auf würdigere und vernünftigere Art. Die Anwendung lasse man mich nicht machen: sie ist zu offenbar. Vollkommenheit, Ordnung, Schönheit ist in der Sprache; aber wie und wann in sie gekommen? dieß ist der Knote! Der vorige Baum, hätte er, so wie er ist, aus der Erde steigen, mit seinem schönen Gipfel den Schoos seiner Gebärerin durchdringen, mit seinen tausend Armen die Mutter brechen, und mit seinem starken Stamm sich in die Lüfte heben müssen: hätte er dieß müssen; hätte ichs gesehen; freilich so wäre sein Ursprung unbegreiflich, unerklärlich, göttlich! Wäre die Sprache mit aller ihrer Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit geschmückt der Erde wie eine Pallas, die aus dem Gehirn Jupiters trat, erschienen; ohne Zögerung würde ich, verblendet von ihrem Glanze, zurücktreten, mich verhüllen, niederfallen, und sie als eine göttliche Erscheinung aus dem Olymp anbeten —

Aber ist dieß? und woher muß es seyn? Sind nicht tausend Merkmale in einer, und Millionen Spuren in der Verschiedenheit der Sprachen, daß die Völker eben durch die Sprache allmählich denken, und durch das Denken allmählich sprechen gelernt? Ist wohl Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit der Sprache, so vieler, ja aller Sprachen nach einem

Plan gebildet? Welche ungeheure Hypothese in diese große Menge und Verschiedenheit ein einziges Ideal zu bringen? Welche ungeheure Einbildungskraft, dieß Eine Ideal in allen zu finden, und offenbar sehen zu können, daß der Geist des Idiotismus in jeder Haupt-, in jeder Nationalsprache nichts als Anomalie, bloß Abweichung von der Regel sey, die wir beliebten? Und wenn nun auch dieß Vorbild einer Sprache für alle angenommen wäre: welcher Scharfsinn, zu sehen, daß dieß Vorbild auf einmal gebildet; zu sehen, daß es in dem göttlichen Verstande, und in keinem andern gebildet seyn müsse — zu sehen und genau sagen zu können: so viel Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung konnte in die Sprache von Menschen gebracht werden, durch die vereinten Bemühungen ganzer Zeitalter, Jahrhunderte und Geschlechter. — Allein diese Ordnung, jene Vollkommenheit, jene Schönheit geht schlechthin über den menschlichen Verstand weg, und wenn ich ihn auch als eine Zusammensetzung von Millionen Köpfen, als eine Produktion von ganzen Jahrtausenden, und als ein Geschöpf betrachte, zu dessen Bildung ein unendlicher Zusammenfluß von Zufällen und Kleinigkeiten, ein Zustoß von unzähligen Fehltritten und Situationen beitragen mußte.

Kurz! die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache ist wider die Analogie aller menschlichen Erfindungen, wider die Geschichte aller Weltbegebenheiten und wider alle Sprachphilosophie. Sie setzt eine Sprache voraus, die durch Denken ausgebildet, und zum Ideal der Vollkommenheit ausgedacht ist (ein Bild, das wir uns oft bei allem sei-

nem Krüppelhaften doch schön und gesund denken), und bekleidet dieß Kind des Eigensinnes, das augenscheinlich ein späteres Geschöpf und ein Werk ganzer Jahrhunderte gewesen, mit den Strahlen Olymps, damit es seine Blöße und Schande decke. — Und wie Süßmilch insonderheit diese Hypothese vorgetragen, hat er nichts — als gezeigt, daß ihm der philologische Geist fehle, das wahre Ideal einer Sprache zu schätzen; der Geist der Geschichte, um die verschiedenen Zeitfolgen und Lebensalter derselben zu prüfen; und am meisten der Philosophie Genius, sie als eine Entwickelung der Vernunft, und als eine Produktion menschlicher Seelenkräfte erklären zu können. Er denkt sich eine Sprache, wie er sie will, und kann also auch, was er will, beweisen: er hat im Kleinen überall Recht, und für das Ganze nichts gesagt!

Ich darf also immer einen menschlichen Ursprung voraussetzen: jeder andere ist über unsere Sphäre; er läßt uns den Knoten der Untersuchung nicht entwickeln, sondern nach dem Einfall des Alexanders im Gordischen Tempel ihn abhauen. Ueber göttliche Produktionen läßt sich gar nicht urtheilen, und alles Philosophiren κατ' ανθρωπον wird mißlich und unnütz: wir müssen sie doch immer als menschliche betrachten; insgeheim immer einen menschlichen Urheber voraussetzen, der nur auf höherm Boden stehet, und mit höhern Kräften wirket. Man lasse mich also einen menschlichen Ursprung der Sprache voraussetzen, sollte es auch nur meiner leidigen Philosophie, und des bessern Theilnehmens halber, kurz! meines schwachen Magens wegen seyn. Was ist für Men-

schen würdiger und wichtiger, als Produktionen menschlicher Kräfte, die Geschichte menschlicher Bemühungen, und die Geburten unseres Verstandes zu untersuchen? Und wie interessant wird die Philosophie über die Kindheit der Sprache, wenn ich in ihr zugleich die menschliche Seele sich entwickeln, die Sprache nach sich, und sich nach der Sprache bilden sehe! — Das größte Werk des menschlichen Geistes. — Ich folge also dießmal zween blinden Heiden, dem Diodor von Sicilien und Vitruv; zween katholischen Christen, dem heiligen Gregor, und dem für mich noch heiligern Richard Simon; und in der neuern Zeit einem akademischen und einem jüdischen Weltweisen: Maupertius und Moses Mendelsohn — und setze, wenn nicht mehr, so zum Spaß, voraus: „Menschengeschlechter haben sich ihre Sprache selbst gebildet.“ Und führe, wenn nicht mehr, so zum Spaß, meine Parallele fort: ein Menschengeschlecht und ein Mensch in seiner Kindheit seyn einander ähnlich. Nur rede ich nicht von der Erzeugung, auch nicht einmal von der Geburt: sondern bloß von der Kindheit ihrer Sprache.

3.

Eine Sprache in ihrer Kindheit? — man nenne dieß Zeitalter, wie man wolle, es bleibt ein Zustand der rohen Natur. Natur war damals noch alles: Kunst, Wissenschaft — Schriftsteller, Weltweisen, Sprachkünstler gab es noch nicht; alles war Volk, das sich seine Sprache bildete — zur Nothdurft, und dann allmählig zur Bequemlichkeit. Der Anfang derselben war in einer einfältigen Gestalt, als

Werkzeug des Gebrauchs halben: wie dieser war, wurde jenes eingerichtet. Bis auf Eigensinn, Unwissenheit, Irrthümer und Dürftigkeit muß also die älteste Sprache ein Spiegel der Nation und des Zeitalters seyn: man untersuche die Natur des letztern, so hat man die Natur des erstern, der Sprache in ihrer Kindheit.

Ohne nun einen Rousseauschen Zustand der Natur romanhaft zu erdichten, oder das Bild eines werdenden Volks zu übertreiben: muß ich doch immer auf die Stimmen des gesammten Alterthums merken, daß der erste Zustand eines Volks ein Stand der Dürftigkeit und Stärke gewesen. Wer diese tausend Stimmen nicht in den Hallen des Alterthums selbst gehöret: der höre die Echo derselben in Goguets nützlichem Werke, der die Stellen hierüber gesammlet hat; er gehe unter die Wilden in allen Reisebeschreibungen und lerne ihre Weise: so wird er nicht mehr zweifeln, daß ein Brittischer Beobachter Recht habe: „in der Kindheit der Staaten sind „die Menschen unwissend, unentschlossen, beherrscht „von der Furcht und von ihrem Gefährten, dem „Aberglauben. Jeder neue Gegenstand findet sie „unvorbereitet: sie starren gleich Kindern, die die „ersten Ideen des Lichts empfangen.“

Ich habe nicht Lust meine Vergleichung zwischen Kindern und diesen Thiermenschen auszumalen: man muß alle Nachrichten der Alten abläugnen, und sich ganz und gar nicht aus seinem jetzigen Zustande einer gebildeten Natur, eines gesitteten, bequemen und üppigen Lebens heraus zu setzen wissen, wenn man alles dieß unbegreiflich findet — und findet man

dieß nicht, wie kann man den Einfluß auf die Sprache fremd finden?

Eine Gesellschaft, die tausend Gefahren ausgesetzt, in unbekannten Gegenden zwischen den Zähnen und Klauen der Thiere und Thiermenschen, der Räuber und Mörder umherirret; wo jeder sich durch einen Freund, wie durch einen Schutzengel seines Lebens sichert, von dem er in einem Augenblick Hülfe erwartet — eine Gesellschaft, die aus Furcht vor jedem neuen Gegenstande starret — vor jeder ungesehenen Sache, wie vor einem Wunder staunet — und aus Unwissenheit und Aberglauben vor ihr niederfällt — ein Volk, dem also Entsetzen, Furcht, Staunen, Bewunderung, wie bei Kindern, die häufigsten Regungen seyn müssen: ein solches Volk wird diesen Geist auch seiner Sprache mittheilen; große Leidenschaften mit gewaltsamen Geberden und mächtigen Tönen ankündigen; schleunige Bedürfnisse durch kurze und heftige Accente des Geschreies melden; unartikulirte Laute werden sich zu rauhen und einsylbigen Worten umarbeiten; starke und ungeglättete Organe werden unbiegsame Töne hervorstoßen; der Othem wird sich nicht Zeit nehmen, Lunge und Perioden auszudehnen, sondern in kurzen und häufigen Intervallen kommen und wiederkommen. Das wird die Sprache seyn, die nach Horaz Menschen machte: denn so lange waren diese Thiere, bis sie Worte fanden: quibus voces sensusque notarent.

Um den Ton helle und unterscheidend zu geben, habe ich die Saite scharf anziehen müssen; diese läßt von selbst nach, und wird sich aus jenem das Scharfe des Klanges verlieren. Von den ersten Zeiten eines

Volks gibt es so wenig Andenken, als von unsern unmündigen Jahren. Die Erinnerung an unser letztes Knabenalter, da wir Zucht annahmen, ist die Morgenröthe in unserm Gedächtniß: so auch die ersten Nachrichten aus dem Zeitalter der Sprache, da sie jugendliche Zucht anzunehmen begann. Diese Verspätung wird unsern zu hoch angegebenen Ton von selbst herunterstimmen.

Die ältesten Sprachen haben eine Art von sinnlicher Gestaltung, so wie noch die Sprachen der Völker beweisen, die in ihrem Jugendalter der Bildung leben. Klima und Zone kommt hier noch nicht in Betrachtung; denn sowohl die heißen Morgenländer, als die wilden Amerikaner bestätigen, was ich sage. Alles erinnert uns an den Morgen der Welt, da eine Nation sich ihre Sprache nach Zunge, Ohr und Auge bildete; und für Ohr und Auge sprach.

So wie es die älteste Schrift ist, seine Gegenstände in Bildern zu malen, so malte auch die erste Sprache: Dinge, die durch Bewegung in die Sinne fielen, dem Ohre; Dinge, die durch das Anschauen begreiflich wurden, dem Auge. Von ihr kann man also sagen, was Plutarch vom Delphischen Apollo sagte: *ϐτε λεγει, ϐτε κρυπτει, αλλα σημαινει.*

Die ältesten Sprachen hatten vielen lebenden Ausdruck, wie es die Reste alter und ursprünglicher Sprachen, doch jede nach ihrem Lande bezeugen. Unmittelbar nach der lebenden Natur, und nicht wie die neuern nach willkürlichen todten Ideen gebildet, hatten sie nicht bloß einen nachdrücklichen Gang für

das Ohr; sondern waren auch bei der leichtesten Anwendung fähig, mit dem Wirbelwinde zu rasen, in der Feldschlacht zu tönen, mit dem Meere zu wüthen, mit dem Fluß zu rauschen, mit dem einstürzenden Felsen zu krachen, und mit den Thieren zu sprechen. Aus der damaligen nähern Bekanntschaft mit diesen, die wir nicht mehr die Ehre haben zu genießen, rührt auch vermuthlich die alte poetische Sage, daß in der goldenen Zeit Menschen und Thiere sich verstanden hätten. Für mich hat dieses Märchen bei Plato und andern viel Reiz und Würde; so wie es auch einige Aufschlüsse über die Kindheit der Dichtkunst geben könnte. Hier führe ich nur an, daß, wenn man es einigen ihrer ältesten Weisen zur Ehre nachsagt, daß sie, z. E. Melampus, Tiresias und andere, sich hätten mit Thieren besprechen können, noch jetzt die Morgenländer nicht ganz von der Vogelsprache weg sind. Ein in der Einöde lebender Araber kann leicht einige Gattungen des Thiergeschreies unterscheiden lernen; und da eine poetische, schwärmende Einbildungskraft aus jedem Eindruck machen kann, was sie will: so dünkt mich diese erste thierische Sprache den Saamen zu vielen Erdichtungen in sich zu tragen. Die Helden Homers mögen also mit ihren Pferden sprechen, und Aesop die ganze Natur in Handlung setzen: mir nicht zuwider.

Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (αυδαν, αειδειν, und das nachgebildete Wort canere) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hießen Aussprüche (φατα); die Gesetze sangen, und hießen Lieder (νομοι); die Weißager, die Dichter sangen, und was sie sangen,

hießen Reden (επεα); Homers Helden sprechen lauter geflügelte Worte (επεα πτεροεντα) und seine Volksältesten sind „Heuschrecken gleich, die auf den Bäumen im Walde sitzen, und angenehmen Laut geben.“ Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherm Ton, daß man nicht bloß lange und kurze Accente, sondern auch hohe und niedere Sylben deutlicher hören ließ. Der Rhythmus der Sprache war heller, und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander; in Verbindungen ungefesselt bekam sie einförmige Cadenzen. Noch jetzt wird im gemeinen Leben der gekettete Bücherstyl widerlich und ein rednerischer Periode unausstehlich: und damals, da man noch nicht an Bücher dachte, was war die Sprache da? Nichts als singende und redende Natur.

Fliegende Fragmente würden sich mit einem schweren Panzer von Gelehrsamkeit übel behelfen: man ist also für erschrecklichen Zeugnissen und Ausführungen aus den Alten sicher, die Vossius, Meibom und Du-Bos zum Theil gesammelt haben. Man urtheilt immer schief, wenn man den Ausdruck singen so uneigentlich nehmen will, als wir ihn gebrauchen; man spricht wie im Traume, wenn man das Theatersingen der Alten auf eine Modedeklamation nach dem Französischen Ohr herabsetzet, vielleicht bloß um der Musik und der Schaubühne seiner Zeit ein Kompliment zu machen. Alsdann thut man besser, wenn man, wie Vossius, gar nicht unternimmt, dieß Singen der Alten zu erklären; oder daß man, wie die meisten, unbestimmt und verworren darüber spricht; oder am besten — man sage mit

Dacier wenn die Griechen da sangen, wo wir sprechen, so waren sie — Narren! kurz und gut!

Durchaus muß man aus seiner Zeit und aus seinem Volke auszugehen wissen, um von entfernten Zeiten und Völkern zu urtheilen. Die Nation, die Sitten und Gebräuche auf gut ägyptisch ohne Veränderung erhält, die Chineser, haben mit ihrer Zeichenschrift und Sachensprache auch das Singen beibehalten; viele wilde Nationen von alten Sprachen und Sitten singen noch, sie haben auch in ihrer Prose den hohen und schweren Accent, von dem wir so wenig wissen. So wurde also das Ohr der Alten am Singen vergnügt, wie unser Ohr in der Kindheit sich mit einförmigen Cadenzen stillen und einschläfern ließ: Gesang war ihnen natürlich.

Und in diesen Gesang für das Ohr sprachen noch mit hundert Stimmen Geberdungen und Zeichen für das Auge: daß also die Rede im neuen Verstande Malerei heißt. Wollte ich die Sache ab ovo anfangen: so könnte ich mich hier darüber ausbreiten, daß Zeichen die Stelle der Schrift vertraten; daß symbolische Handlungen alles eindrücklich, ehrwürdig und feierlich machten; daß man die Zeichensprache in Frage und Antwort beliebte — allein dieß alles gehört nicht hieher. Ich verweise nur darauf, daß, wie wilde und freie Nationen, die noch mehr Menschen und weniger Bürger sind, durch Geberden des Körpers weit mehr sprechen, als uns das eingeführte Sittsame, der Wohlstand erlaubt: so auch die Alten weit mehr mit Geberdungen gesprochen, und die Rede deklamirt haben, als wir. Ich verweise auf Homer,

der in seinen kleinsten Beschreibungen es zu schildern weiß, wie mächtig die Leidenschaft durch eine einzige Geberde, und die freie Seele durch einen freien Körper spricht — wie oft wird man bei kleinen und mächtigen Zügen ausrufen: nein, göttlicher Alter! nur du sahest Geister, und konntest Leidenschaften körperlich schildern; wir sehen sie nicht mehr: wir gaukeln, oder stehen wie Bildsäulen; jetzt spricht nicht mehr der Geist, wie er vor deinen Augen sprach; aus mächtigen Geberden ist er in stille Mienen und Gesichtszüge geflohen, wo er — statt sich auszureden — stammlet und schweigt. — Immer mußte Geberdung zu Hülfe kommen, wenn die noch ungebildete Sprache sich nicht zu wenden wußte — und da die Leidenschaft ohnedem die Geberden von selbst hervorrief: wie mußte diese lebendige Interpunktation der Sprache Einschnitt, Modulation und Nachdruck geben! —

Noch genauer lauft die Parallele zwischen Kindern und einem neugebornen Volke, wenn wir bei beiden das Innere ihrer Sprachen untersuchen. Namen sind das Wortregister eines Kindes, man heiße nun diese Namen Nomina oder Verba: und so sind auch in der Sprache diese beiden die ersten. Sogar Nomen und Verbum wurde in der griechischen Sprache grammatisch spät unterschieden; und die übrigen Redetheile gehören entweder zur Familie oder zur Begleitung dieses Paars; und die einfachen Formen der morgenländischen Sprachen zeigen hinlänglich, daß Veränderungen und Beugungen ein Zusatz späterer Zeiten gewesen. Noch jetzt bestehen die Sprachen der Huronen, Iroquoisen und an-

derer ursprünglichen Nationen meistens aus Verbis, und auch selbst in der unsrigen zeiget der lebendige Laut, der in den Verbis tönet, daß sie der älteste Theil der Sprache sind; so wie jedes Thun und Leiden, jede Handlung und Bewegung, die in Verbis gemacht wird, mehr Eindruck macht, als das thätige oder leidende Wesen selbst, das die Nomina ausdrücken.

Mit der Zeit mußten natürlicher Weise in die ältesten Sprachen Synonymen und Pleonasmen kommen. Die Welt von Gegenständen, die um sie war, war der Inhalt ihrer Sprache — und wo war der Philosoph, der, was er sah, in Classen geordnet, und den Ueberfluß weggeschwemmt hätte. Neue Sachen, neue Gegen-, Zu- und Umstände gaben neue Namen — und so ward sie nur gar zu reich. Sinnlich wurden sinnliche Gegenstände bezeichnet — und von wie vielen Seiten, aus wie manchem Gesichtspunkte lassen sie sich bezeichnen! — so ward die Sprache voll toller und ungezähmter Wortumkehrungen, voll Unregelmäßigkeit und Eigensinn. Bilder wurden so viel möglich als Bilder eingetragen: und so entstand ein Vorrath von Metaphern, von Idiotismen, von sinnlichen Namen. Rauhe Stärke in Leidenschaften und Handlungen, in Tugenden und Lastern war das Gepräge des Zeitalters — nothwendig auch der Sprache, die bei jedem Volk unter tausend zufälligen Umständen so gut und so schlecht war, als sie seyn mußte, um eine Sprache des sinnlichen Volks zu seyn.

4.

Ich sammle meine zerstreueten Bruchstücke zusammen, und sehe, was sich daraus machen läßt:

nichts minder, als eine philosophische Sprache; und das jugendliche Zeitalter derselben weiß von keiner philosophischen Grammatik; die gegen jene ein Alter mit grauen Haaren ausmacht. Ich wiederhole nochmals: man sammle die vorhergehenden Bruchstücke, eine Sprache voll Bilder und Leidenschaften — Idiotismen und Pleonasmen — Wortumkehrungen und Eigensinn — die da sang und sich geberdete — für Auge und Ohr malte — was ist sie, wenn etwas Kunst über sie kommt? — Nichts anders, und nichts besser, als eine poetische Sprache. Nicht die Sprache allein brachte Poeten hervor; sondern das Zeitalter, das die Sprache hervorbrachte, schuf Poeten, die ihm damals Alles waren, die es mit Allem unterstützte; und unter diesen Unterstützungen war die Sprache, wenn nicht mehr, so die letzte.

Hier zeigt sich also der Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer in seinem falschen Licht: „so lange eine Sprache die Mundart des sinnlichen Volks war, so blieb sie eingeschlossen und unvollkommen: das Denken, Philosophiren, die schönen Künste und Wissenschaften brachten sie zur Vollkommenheit *).“ Ja zur philosophischen Vollkommenheit wohl; aber zum Unglück, daß die Poesie in einem andern Elemente athmet.

So löset sich auch der Zweifel eines Sprachgelehrten Mannes hiemit leicht auf**): „Ich weiß nicht, „ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wieder=

*) Breitingers Crit. Dichtk. Th. 2. durchgängig.

**) Klopstocks Abhandl. über die poet. Sprache.

„holet hat, daß bei allen Nationen, die sich durch
„die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die
„Poesie eher, als die Prose zu einer gewissen Höhe
„gestiegen sey?“ Es ist allerdings wahr, was alle
alte Schriftsteller einmüthig behaupten, und was
in den neuen Büchern wenig angewandt ist: daß die
Poesie lange vorher, ehe es Prose gab, zu
ihrer größten Höhe gestiegen sey, daß diese Prose
darauf die Dichtkunst verdrungen, und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten
Schriftsteller jeder Nation sind Dichter; die ersten
Dichter unnachahmlich. Zur Zeit der schönen Prose
wuchs in Gedichten nichts als die Kunst: sie hatte
sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Aether
der Spitzfindigkeit blieb. In der spätern Zeit hat
man bloß versificirte Philosophie, oder mittelmäßige
Poesie. Ueberhaupt bekommt hierdurch die ganze
schöne Abhandlung: wie man den poetischen Styl
über den prosaischen erheben könne? durchaus eine
andere Wendung. Sein Grundsatz ist: „Keine Nation ist weder in der Poesie noch in der Prose vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht
„sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte.“ Und nach den Zeugnissen der Alten, und nach
einer philosophischen Kenntniß von der Verwandlung
einer Sprache nach den Sitten heißt er so: Jede
Nation lieferte die vortrefflichsten Meisterstücke der
Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennet
und zu ihrer Runde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der Wildheit zur politischen Ruhe trat, war
sie merklich von ver prosaischen unterschieden: die
stärk=

stärksten Machtwörter, die reichste Fruchtbarkeit, kühne Inversionen, einfache Partikeln, der klingendste Rhythmus, die stärkste Deklamation — alles belebte sie, um ihr einen sinnlichen Nachdruck zu geben, um sie zur poetischen zu erheben. Aber da die Prose aufkam, die zuerst, wie Herodot, auch noch ihren Perioden ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da sie sich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte sie sich von der sinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Machtwörter umschrieben; die Synonyme ausgesucht, bestimmt, ausgemustert; die Idiotismen gemildert. So wie das Völkerrecht jetzt im Staate zum Gesetz ward, so auch in der Sprache: man bildete eine Sprache nach der andern, mit der sie umgieng. Es entstand ein Adel, ein Pöbel und ein Mittelstand unter den Wörtern, wie er in der Gesellschaft entstand; die Beiwörter wurden in der Prose Gleichnisse, die Gleichnisse Exempel; statt der Sprache der Leidenschaft ward sie eine Sprache des mittlern Witzes, und endlich des Verstandes. So ist Poesie und Prose in ihrem Ursprunge unterschieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die diese ganze natürliche Metempsychosis der Sprachen überall verfehlt, und nicht genug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurück zu gehen wissen, um von entfernten Altern und abgelebten Sprachen zu urtheilen. Allein Alles dieß gehört nicht zu meinem Buch. Hier kann ich doch nicht, wie ich selbst weiß, diese ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen; mit aller Aehnlichkeit zusammenhalten, und gegen die Einwürfe retten, die man uns unserer Zeit macht. —

Lieber wollen wir, statt zu streiten, das Gesagte auf unsere Zeit anwenden.

5.

Wo steht unsere Deutsche Sprache? Ueberall ist zu unserer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller, und die Poesie eine Kunst, welche die Sprache verschönert, um zu gefallen. Gegen die alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind die Mundarten Europens mehr für die Ueberlegung, als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen; und unsere Poesie ist, sie sey was sie wolle, doch nicht singende Natur, wie sie es nahe an ihrem Ursprunge war, und seyn mußte; so wenig singende Natur, daß wir kaum in dieß poetische Zeitalter, über eine so ungeheure Kluft herübersetzen, kaum dasselbe begreifen und recht fühlen können. Eben die Befremdung, mit welcher man meine Hypothese aufgenommen, zeigt, wie weit weg wir von diesem Lande der Dichter sind: freilich weit, und zu weit weg, um je in dasselbe zu kommen, und es als unser Vaterland ansehen zu können; aber nicht zu weit weg, um dasselbe kennen zu lernen, und die Nachrichten daraus zu nutzen. Wir wollen hierüber etwas versuchen.

So wie uns unsere besten Heldenthaten, die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtniß verschwinden: so entgehen uns aus dem Jünglingsalter der Sprache jedesmal die besten Dichter, weil sie vor der Schriftstellerei voraus gehen. Im Griechischen ha=

ben wir aus dieser Zeit eigentlich nur den einzigen Homer, dessen Rhapsodien durch einen glücklichen Zufall viele Olympiaden nach seinem Tode blieben, bis sie gesammelt wurden; da alle übrigen Dichter vor ihm und viele nach ihm verloren sind. Aeschylus und Sophokles und Euripides beschlossen die poetische Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes die Prose; Herodot schrieb seine Historie noch ohne Perioden; bald gab Gorgias der Redekunst die Gestalt einer Wissenschaft, die Weltweisheit fing an öffentlich gelehrt zu werden, und die Grammatik wurde bestimmt. Der einzige Homer steht also am Ufer dieses großen dunkeln Meeres, so wie ein Pharus da, um eine große Strecke, wenigstens hinan sehen zu können. Und dieser Sänger Griechenlandes trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der schmal, wie ein Haar, und scharf, wie die Schärfe des Schwerts ist, wo Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten; oder vielmehr, wo die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Gränze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinge, das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe, und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei Homer ist noch alles Natur: Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rauh und prächtig; die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke; die Götter niedrig und erhaben; die Helden pöbelhaft und groß; Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen; die Sprache voll Dürftigkeit und Ueberfluß — alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang, ihr

aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie ihn übertreffen sollte. — Was ist aus seiner Sprache zu rauben?

Das Sylbenmaß sehr schwer; wenigstens wird es bei uns nie, was es bei Homer war: singende Natur. Damals, als noch die αοιδοι, und ραψωδοι sangen; da man auch im gemeinen Leben die Wörter in so hohem Ton aussprach, daß man nicht bloß lange und kurze Sylben, sondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß jedes Ohr der Urtheiler der Prosodie seyn konnte: damals war der Rhythmus der Sprache noch so helle, daß die Cadence, in der man die Verse aussprach, oder nach dem Ausdrucke der Alten sang, den Gang eines Hexameters aushalten konnte. Und dieser war also das gewählteste Sylbenmaß, das die meiste Harmonie in sich schloß; das so genau in ihrer Sprache lag, als die Jamben unserm Gesange natürlich werden; und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemäßesten war, weil ihre Melodie im Gesange und Deklamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf- und niederstieg, als unsere. Aber wir reden mit wenigern Accenten monotonischer, man mag es fließend oder schleichend nennen; wir sind also an die Mensur eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten gesunden Verstande ohne Schulweisheit, Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen: er wird sogleich, wenn sie gut sind, scandiren; gebet ihm einen gemischten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen. Höret den Cadencen bei dem Gesange der Kin-

der und der Narren zu: sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht, so geht unter das Landvolk, gebt auf die ältesten Kirchenlieder Acht: ihre Falltöne sind kürzer, und ihr Rhythmus einförmig. Dahingegen sangen die Griechischen Rhapsodisten ihre langen Gedichte in immerwährenden Hexametern: ohne Zweifel, weil der Hexameter ihrem Ohr auch selbst für Gassenlieder nicht zu lang, und ihrer Sprache nicht zu polymetrisch war; und weil ihre Prosodie und Gesangweise jede Sylbe und Region gehörig bestimmte. Aber jetzt! wollt ihr Griechische Hexameter lesen: lernet erst Prosodie, um die Sylben in ihre rechte Regionen bringen zu können. Ihr wollt Deutsche Hexameter machen: machet sie so gut ihr könnet, und alsdann lasset dem ohngeachtet die Versart darüber drucken, wie man es Klopstock rieth; oder bittet, wie Kleist, dieß Sylbenmaß als Prose zu lesen. Könnet ihr Hexameter deklamiren? Wohl! so werdet ihr auch wissen, daß das die beste Deklamation ist, die seine Füße am meisten verbirgt, und nur alsdann hören läßt, wenn sie die Materie unterstützen. Sehet! so wenig ist der Hexameter und die polymetrischen Sylbenmaße unserer Sprache natürlich. Bei den Griechen foderte ihn die singende Deklamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache; bei uns weder Sprache noch Ohr noch Deklamation.

Was sollen wir denn aus dieser Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer sang und wurde spät gesammlet. Die Tragödien des Aeschylus und Sophokles wurden, wie die

Alten gemeinschaftlich bezeugen, auf der Bühne durchaus abgesungen. Die Sprache stützte sich also damals mächtig auf eine singende Deklamation, die für uns ganz ausgestorben ist, und die ihr damals Geist und Leben gab. — Mit dieser Deklamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen und Füllwörter, die zur damaligen Deklamation gehören. Das *Αλλ᾽ οτεν*, womit jedesmal die Orakel anfiengen; das *αλλα*, *δε* und *αυταρ* des Homers, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Uebersetzung klingen; eben so lächerlich, als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde, uns seine 24 Buchstaben vorzusingen. Er zerreißt und zerstückt seinen Perioden, aber mit dem heiligen Rhythmus, mit welchem nach Theokrits Ausdruck die Bacchantinnen den Pentheus zerstückten.

Bis zur Natur diesen hellen Rhythmus nachahmen, können wir also nicht; aber doch gehört er dazu, um die Alten dieses Zeitalters poetisch zu lesen. Wenn ich den Homer lese, so stehe ich im Geist in Griechenland auf einem versammleten Markte, und stelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato die Rhapsodien seines göttlichen Dichters mir vorsinget. „Wie „die Corybanten; von der Melodie des Gottes, der „sie begeistert, entzückt, ihre trunkene Freude in „Worten und Geberden zeigen; so begeistert ihn „Homer, und macht ihn zum göttlichen Boten der „Götter." In dieser Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht seines Perioden mir Ohr und Seele; jede Verbin=

dung, und jedes Beiwort wird lebendig, und trägt zum Pomp des Ganzen bei; und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde, so beklage ich die, so den Homer in einer Uebersetzung lesen wollen, wenn es es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in seiner poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Ich unternehme es nicht, diesen poetischen Rhythmus, zusammt seinem ganzen lebendigen Eindruck auf die Sprache des Dichters zu erklären: allein wie oft, wenn ich ihn wenigstens mir selbst lebendig zu machen gesucht — wie oft habe ich alte und neue Scholiasten beklagt, die den Homer mit Mißverständnissen, übeln Deutungen und Zänkereien überschwemmten, bloß weil ihnen das poetische Ohr entgieng, das diese Sprache des Dichters hören, fühlen und verfolgen konnte. Wie? würden alsdann wirklich Wortgelehrte Scholiasten und schickliche Uebersetzer uns das ungriechische barbarische Ohr so oft hören lassen, das die ganze Verbindung und Ausfüllung des Perioden mit allem, was diese Stücke in sich schließen, so oft verwirret, so oft versäumet, und selten ganz gefühlet? Bei allen Erklärungen hat man es noch immer als die dunkelste Seite dieser Altgriechischen Sprache nachgelassen, wie mächtig und sonderbar sie den Perioden fülle und binde.

Viele nutzbare Aufschlüsse müßte es geben, wenn ein Ausleger Homers, mit Griechischem Ohr uns diese ganze Fülle und Verbindung des singenden Numerus entdeckte: wie Homers Periode sich nirgend zur prosaischen Rundung wölbe, noch in spitze

Gegensätze zusammen laufe; wie er Glied nach Glied auseinander fallen läßt, und indem er sich immer halb wiederholt, eben damit immer weiter schreite; wie er seine Töne immer aus- und in einander zieht, so daß überall Ruhepunkte, nirgends aber im ganzen Werke ein Endpunkt erscheint; wie das ganze Gebäude aus Rhapsodien besteht, durchhin aber kein Riß und keine Verkittung zu merken ist; wie mit der beständig fortgehenden Handlung auch das ἐπος im kleinsten wörtlichen Theile mit verketteten Händen in gleichen Schritten fortschreite. Der Rhythmus des ganzen Werks ist wie ein Silberton, der freilich in Wirbeln und Wellen und Kreisen sich durch die Luft fortarbeitet. Kreis umschließet Kreis, Welle schlägt Welle; Wirbel faßt in Wirbel: so wird der Schall bis zu unserm Ohr fortgetrieben. Hier aber verlieren sich Wirbel und Wellenkreise; alles fließt in einen himmlischen Laut zusammen, der untheilbar, wie ein Gedanke, und rein ist, wie ein Tropfe Nektar im Munde der seligen Götter. Das Werk Homers, mit allen Wiederholungen — mit allen neben und in einander geworfenen Absätzen — mit seinen aus- und in einanderfallenden Tönen — mit seinen einförmigen Cadenzen — seinem rauhen ungekünstelten Numerus — seinen unaufgestützten hinlässigen Perioden; mit alle diesem wird es eben ein Einziger hoher Gesang, der alle Harmonien der Götter und Menschen vereinigt, ein Inbegriff aller Gesangweisen, und ein Werk, das sich dem himmlischen Einklange der Vollkommenheit nähert. Was für Dinge ließen sich sagen — wie viel Streitigkeiten und Mißverständnisse über die ältesten Dichter abthun, wenn

man in einem eigentlichern Verstande, als welchen Plutarch ausführte, darüber schriebe: „wie man „Sänger der Natur, und den vollkommensten Sän„ger derselben lesen und hören soll?“ Ich darf doch wohl nicht erst selbst sagen, daß ich hier von etwas ganz anderm, als von dem sogenannten lebenden Ausdruck rede, da der Numerus Schall und Bewegung der Natur nachahmet. Wäre der Naturgesang der Poesie nichts anders als dieß, so könnte man ihn eben sowohl in Virgil, und warum nicht auch in vielen neuern Dichtern? hören, in welchen ebenfalls, nach dem Ausdruck des Pope, der Schall ein Echo zum Sinne ist. Allein der Naturgesang, der mir aus der güldenen Zeit der Welt, wie aus dem Reich der Aurora entgegen schallet, mein Ohr mit lieblichen Tönen täuscht, und mich in ein singendes Zeitalter zaubert, ist offenbar eine andere Sache, die wir mit aller unserer prosodischen Kunst nicht nachahmen können.

6.

Und fast geht es uns so mit den Inversionen, die damals in jener biegsamen uneingeschränkten Sprache jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versucht es! Unserer Sprache, selbst dem freiesten und unverworrensten Klopstockischen Hexameter sind Fesseln der Construktion angelegt worden, die die Harmonie des Griechischen Perioden meistens zerstören werden.

Oder sollen wir unsere Sprache in Bildung der Machtwörter, nach dem Griechischen üben? Versucht es! Wenn ihr gleich ein Schweitzer seyd, wer-

det ihr die Beiwörter im Homer, Aeschylus und Sophokles, oft genug umschreiben müssen.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht so alt, daß sie, so wie sie sind, bis an den Orpheus reichen sollten; aber, so wie unsere Kirchensprache und Kirchenpoesie, beständig Jahrhunderte zurück bleiben; so zeigen sie, nach meiner Meinung, am besten, wie die älteste Sprache der Poesie, zur Zeit des hohen Styls gewesen ist. Wohlan nun! versucht, diese Hymnen so ins Deutsche zu verpflanzen, als Skaliger sie in Altlatein übersetzte: ihr werdet, ohngeachtet aller Stärke, doch oft das alte Deutsche vermissen, das bei den alten Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern Orpheisch mag geklungen haben! —

Homer, Aeschylus, Sophokles schufen einer singenden Sprache, die noch keine ausgebildete Prose hatte, ihre Schönheiten an; ihr Uebersetzer pflanzte diese Schönheiten in eine Sprache, die auch selbst im Sylbenmaß, selbst im Hexameter, sprechende Prose bleibt, daß sie so wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte, und Empfindungen in Bilder; der Uebersetzer muß selbst ein schöpferisches Genie seyn, wenn er hier seinem Original und seiner Sprache ein Genüge thun will. Ein Deutscher Homer, Aeschylus, Sophokles, der im Deutschen eben so klassisch ist, als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein- noch Schulmeister ins Auge fällt, das aber durch seine stille Größe und einfältige Pracht das Auge des Weisen fesselt, und die Aufschrift verdienet:

Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!

Ein solcher Uebersetzer ist unstreitig viele Köpfe

größer, als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten Sprache, aus einem Volke, das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk übersetzt, das im leichtesten poetischen Ton, didaktisch, geschrieben ist, und das dem ohngeachtet doch in der Uebersetzung sein bestes Colorit verlieret — sollte dieser Uebersetzer auch Ebert selbst seyn. — Sein Young hätte im Deutschen, zu unserer Zeit, nach unsern Sitten und Religion, immer seine Nächte schreiben können; aber jene ihre Werke in unserer Sprache? in unserer Zeit? bei unsern Sitten? — Niemals! So wenig als wir Deutsche je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns sey, was jener für die Griechen war.

Ich habe von dieser Erstgeburt der Poesie immer aus Griechenland geredet, weil in dieser Sprache, so dunkel auch immer die ersten Zeiten seyn mögen, am meisten auf uns gekommen. Für die Orientalische Dichtkunst wird an einem andern Ort Platz seyn; und über die singende Natur in den Skalden- und Bardengesängen kann ich nicht urtheilen, da ich sie nicht in ihrer Originalsprache kenne. Von den ältesten Stücken der Römer, da sich ihre Poesie gebar, werde ich aus bloßen Namen nicht urtheilen, wie andere Philologen können; und überdem wurde hier alles zu früh von Nachahmung der Griechen erstickt, die Natur in ihrem Laufe gehindert, oder wenigstens ihr langsames Wachsthum zu früh in die Höhe getrieben. Wie gern hätte ich unsere Sprache zum Beispiel gewählt, wenn nicht alle Gesänge der Druiden und Barden aus den Zeiten der wahren poe-

tischen Natur verloren wären; und wer anders als der mich nicht versteht, wird von mir fodern, daß ich Knittelverse der Mönche, so alt dieselben auch seyn mögen, zu Denkmälern der ältesten dichterischen Natur machen soll?'

.7.

Ich komme an die Zeit, da der Jüngling sich zu politischen Sitten und zur bürgerlichen Brauchbarkeit bildet, und ein Mann wird. Dieß sey das männliche Alter der Sprache, die Zeit der schönen natürlichen Prose.

Dichter will ich also diesem männlichen Alter abläugnen? Ich erschrecke! So läugne ich ja wider alle Geschichte, wider alle Natur der Sprache, wider alle Vernunft. Dichtern will ich deßwegen den Kranz versagen, weil sie etwas zu spät in ein Zeitalter kommen, da ich sie nicht haben will? Ich entfärbe mich vor mir selbst! Was wäre ein Gedanke hieran? Und man kann mich nicht ärger mißhandeln, als wenn man mich so mißverstehet. Mit Schamröthe habe ich das gelehrte Namenregister *) gelesen, das mich aus allen Zungen und Sprachen und Völkern und Gesellschaften der Erde überführen soll: „gute Poeten „und Prosaisten können zu einer Zeit leben." Einen Autor, den man von so etwas überführen muß, sollte man verachten, und wahrlich! die Ehre eines solchen Unterrichts kann Schriftstellern, die nicht vom Handwerk sind, jeden Federzug verleiden. Wer wird für Leute schreiben wollen, die uns Behauptungen von

*) s. Hallische Bibliothek der sch. Wiss.

der Art auch nur zutrauen können? und wer für die, die uns solche, als eigensinniges System aufbürden? Undankbare Schriftstellerei, die so lohnet! Doch, warum lasse ich nicht einen Menschen fortschwatzen, der im Stande ist, zu behaupten: „bei „den Griechen sey kein guter Dichter, der nicht erst „auf gute Prosascribenten gefolgt wäre!" Wer die Griechische Litteratur auch nur von hintenzu gesehen, wird aus allen Scribenten wissen, daß die Bildung ihrer Schreibart nicht bloß auf den Gesang göttlicher Dichter gefolgt sey, sondern, daß Poesie bei ihnen Prose habe werden müssen; daß die ersten Prosaisten es für Kunst und Neuerung angesehen, den Gesang zur Prose herunter zu stimmen; daß die vortrefflichsten Schriftsteller, die der Prose Styl gegeben, sich ganz nach dem Dichter gebildet, der vor aller Schriftstellerei sang, ja, daß noch der tiefsinnige Aristoteles, der durch und durch Philosoph war, halb eine Entschuldigung vorzubringen scheint, warum die Prose vom Rhythmus der Poesie in seiner ganzen Fülle habe abweichen müssen? wie sie darüber schadlos halte? und ihn auf andere Art vergüte? Warum soll ich mit Lesern, die die Griechen kennen, wie mit Schülern sprechen, denen durch hunderte von Beweisen gezeigt werden müßte: daß sie zur Bildung ihrer Schreibart den Weg über die Poesie genommen, und daß diesen Gesichtspunkt selbst die Sprachlehrer selten verfehlt haben? Ein Buch würde dazu gehören, diese anscheinende Sonderbarkeit zu beweisen, zu erklären und mit allen ihren Folgen ins Licht zu setzen. Ich setze also in dreistem behauptenden Tone hinzu: Eine Sprache ist ein ganz

ander Ding, wenn ein Volk sie stammlet — singet — singet und schreibet — schreibet und spricht — schreibet und nicht mehr spricht. Jetzt bin ich also in dem Zeitpunkt, da man sie singen und schreiben lernet — schreiben kann, und nicht mehr singet, sondern spricht: in dem Zeitpunkt, da aus der Lieder-eine Büchersprache zu werden begann, die Poesie schöne Kunst, und der prosaische Periode im bürgerlichen Leben erfunden und gebildet wurde.

Erfunden habe ihn, wer da wolle: sein Name war bei den Griechen Merkwürdigkeit, noch merkwürdiger sollten uns die Namen seyn, die ihn von der Stärke der Poesie zur Fülle der Prose, vom Gesange zum Halbgesange der alten Deklamation umschufen. Für mich ist kein Zeitalter heiliger, als da sich Poesie und Weisheit, Natur und Kunst zu trennen anfieng: hier ruhen Schätze von Entdeckungen, für alle Wissenschaften; hier ist der Mittelpunkt im Cirkel der Griechischen Literaturgeschichte, allein ein dunkler, unabsehlicher Abgrund, an den sich noch niemand gewagt, und bloß ein zweiter Curtius wagen kann. —

Zween Wege gehen vor mir aus einander: Poesie, die da aufhörte, die einzige Sprache der Schrift, und darf ich kühn mit den Alten sprechen, die Sprache des Lebens zu seyn, und auf dem andern Wege: Prose, die jetzt ward, die natürliche Sprache der Schrift ward, weil sie Alten die natürliche Sprache des Lebens war.

Den ersten Weg kann ich hier nicht verfolgen, so wenig auch Spuren auf ihm, und so viel auch Kränze hinter ihm seyn mögen. Er giebt die große

Untersuchung auf: wie aus der Dichterei Dichtkunst ($\pi o \iota \eta \sigma \iota \varsigma$) und der Sänger der Natur zum Poeten wurde? Wie die Musik (nach dem Griechischen Gebrauch dieses Worts) die bisher Gesang der schönen Natur gewesen war, allmählich Nachahmung und schöne Kunst wurde? Wie nach Homerus Gedichten, in denen an Natur nichts mehr zu übertreffen war, allmählich immer mehr Kunst in die Poesie kam? Wie aus dieser großen Quelle, in der bisher Alles, Weisheit und Schreibart vereint gewesen war, verschiedene Gattungen, wie Bäche abflossen, und viele endlich im Sande zerrannen? Was jeder große Dichter, nach Maßgabe seiner Werke, oder nach Nachrichten der Alten der Poesie für Neues gegeben? jener in der Manier, dieser in der Sprache, ein anderer in der Gesangweise, und ein vierter in der Gattung der Materie. Ich getraue mir zu behaupten, daß dieser Fortgang der Griechischen Poesie, der die Grundlinie zur Geschichte derselben seyn muß, ziemlich genau zu entwerfen wäre: denn das ganze Griechische Alterthum hat ihn immer vor Augen; leitet alles aus Homer her; behält diesen immer im Gesichte; nennet die Werke und die Verdienste der Dichter meistens im Gesichtspunkt auf ihn, und ist voll von kleinen Nachrichten, die uns diesen Fortgang der Poesie auf dem Wege künstlicher Musik verrathen. Daß wir aber von dieser Spur noch so wenig haben bemerken wollen, daß man bei jedem Griechischen Dichter alles erkläret, beschreibet, erläutert, erzählet, erörtert, nur die einzige Kleinigkeit nicht, wiefern und worin er Dichter ($\pi o \iota \eta \tau \eta \varsigma$) war? dieß mag uns zeigen, wie we=

nig wir noch zu einer Griechischen Geschichte Griechischer Dichtkunst auch nur Materialien angeführt haben.

Damit man mich nicht wieder auf erbärmliche Art zurecht weisen dürfe, als vergäbe ich der Poesie in diesem Zeitpunkte etwas: so muß ich wider Willen in Exempel ausschweifen.

Wäre ich ein Ausgeber des Tyrtäus: statt aller historischen Rhapsodien von ihm, sollte es mir zum Hauptaugenmerk seyn, was dieser διδασκαλος γραμματων der Poesie für neue Kunst gegeben? Wie er mit seinen Elegen und Anapästen neuen Flötengesang erfand, so kriegerisch, so schrecklich und unerhört, daß Feinde flohen, und Muthlose fechten mußten? Durch was für Wege er den allgemeinen Ruhm erwarb, die Heldenpoesie bis zur höchsten Stärke des Schlachtgesanges hinauf gestürmt zu haben? Wie dem ohngeachtet, seine gewaltige Dichtkunst mit der Natur Homers verglichen, der Ausspruch des Themistius wahr bleibe: τον Τυρταιȣ μεγαλοφωνοτερον Ομηρον — wahr bleibe, vom Innern seiner Gesänge an, bis zur Diktion und zum Numerus derselben? Alsdann erschiene er, als der Vater einer neuen spartanischen Poesie, für das Ohr dieser Stadt, und für ihre Seele: ich würde seine ρυθμȣς εμβατηριȣς, seine νομȣς πολεμικȣς und προτρεπτικȣς, so viel sich errathen ließe, auf die Musik Griechenlandes zurück führen, und überall in den Noten über ihn, den Mann suchen, der mit Nachdruck der ποιητης, ελεγειοποιος und αυλητης genannt wird, der neuen Schlachtgesang erfand. — Bei mir wäre dieß, wie gesagt,

gesagt, das Hauptaugenmerk, vielleicht bei vielen Lesern des Tyrtäus auch: nur schade! daß Klotz seine letzte schöne Ausgabe nicht mit einem Wort hierüber hat verschönern wollen.

Wir haben vom Archilochus wenig übrig, und so kann ich auch nicht die Grabschrift erklären, die ein Inhalt seines poetischen Lebens seyn sollte: die Muse gab ihm Jamben, damit er das επος „Homers nicht überträfe." Und so sind die meisten folgenden Dichter, von denen so wenig und nur zerstückte Glieder übrig sind, kaum mehr als Namen.

Aber wie aus der Sprache Homers, die Sprache theatralischer Kunst ward; den hohen Schritt derselben auf den Kothurn des Aeschylus und Sophokles; was für andere Gestalt jetzt die Poesie annahm, da sie die Musik des Dialogs und des Chorus unterschied; wie weit jener noch die Sprache des Lebens selbst mit seiner singenden Deklamation nachahmen konnte, dieser aber sich dem hohen Lyrischen näherte; wie manches Eigene in den Sylbenmaßen und in der Natur der griechischen Theatersprache lediglich hieraus erklärt, und also sehr unrecht nachgeahmt wird; wie vieles, das man dem theatralischen Gesetzgeber, Aristoteles, als Eigensinn ausgelegt hat, eben hiedurch griechisches Bürgerrecht in diesem Zeitalter erhält: — eine Menge anderer Betrachtungen bieten sich dar, wenn man in Aeschylus und Sophokles dem Leitfaden nachgehen wollte: wie in ihnen das επος der Natur zur tragischen Kunst ward? wie es daher durch den Weg des Entsetzens und Erstaunens zur Rührung, und durch das kühne Uebertriebene des

Aeschylus in das schöne Gleichgewicht kam, da Sophokles die Sprache des Lebens auf den Kothurn erhöhete, und die hohe aber ungekünstelte Sprache des επος in die lyrische Natur des Chorus umschuf.

Da sich bei Pindar, der die lyrische Kunst auf den höchsten Gipfel brachte, ein zu reicher Vorrath von Anmerkungen zeigen müßte, wenn man ihn gegen Homer hielte: so ists besser, lieber nichts, als etwas unvollständiges zu sagen. Der Zweifel eines meiner Leser *), wie ich mir viele wünschte, geht, wie ich glaube, von selbst auseinander: daß nach meiner Hypothese Pindar vor Homer seyn müßte. So wenig, als Kunst vor der Natur seyn kann; denn bei welchem griechischen Dichter ist die Kunst in mehrerem Glanze als bei ihm? Die Schöpfung seiner Worte, und die Verkettung seines Perioden, selbst bis zur Zerreißung der Sylben, selbst bis zum Ueberstrom über die Strophe, selbst bis zu seinem manchfaltigen Numerus, selbst bis zu seiner anscheinenden Wuth ist doch wahrlich! nicht das Werk wilder Phrenesis, sondern Alles setzt so viel Wahl und vortreffliche Kunst voraus, daß, wie die lyrische Sprache schon an sich unter allen Gedichtarten vielleicht die künstlichste seyn sollte, mir unter allen Griechen Pindar auf der höchsten Stufe der poetischen Kunst erscheint.

An die Dichter zur Zeit Philadelphus, läßt sich nicht anders, als an Dichter der Kunst denken. Die Kunst kam bei Theokrit, bis auf das Wortspiel, das er macht, vortrefflich; bei den meisten seiner Mitgenossen ward sie schon gelehrt, sie

*) Bibl. der sch. Wiss. Band 4., St. 1.

fieng an in gezierte und mühsame Künstelei auszuarten, von welcher selbst Callimachus nicht frei ist. Dem sey indessen, wie ihm wolle, ich werde in diesem Zeitalter nichts weniger gewahr, als einen Sänger, der, wie Homer, ein Sohn der Mutter Natur wäre, — und was will man mehr?

Sey die Poesie in allen Zeitaltern, was sie wolle; seitdem die Prose entstehen mußte, war sie eins nicht mehr: Gesang der Natur. Indessen gieng dieser damit nicht aus: bei allen Veränderungen der Sprache des Lebens und der Bücher erhielt er sich in den ersten großen Originalwerken, insonderheit in Homer. Dieser blieb immer der Fürst der Dichter, dem Alle ihre Sprache nachbildeten, in sie mehr Kunst und Manieren brachten, und nur etwa nach ihrem Zeitalter sie modificirten. So konnten jetzt also vortreffliche Dichter leben; die dichterische alte Sprache immer ihren Weg fortgehen, parallel mit der Prose; allein — Prose allein wars, die da lebte. —

8.

Den großen Unterschied, den der Zeitpunkt einer werdenden Prose macht, an wem könnte er besser gezeigt werden, als an Herodot, dem Vater der Geschichte und dem Homer der Prosaisten. In mehr als einer Absicht steigt bei ihm der Dichter zum Geschichtschreiber herunter, und der Geschichtschreiber bei aller seiner Simplicität zum Dichter herauf; daß, so schwer es mir würde, im Homer Gränzsteine zu setzen, wo das Gerücht von Geschichte der epischen Erdichtung Platz mache; so schwer wären im

Herodot die Farben zu trennen, die in seinem Bilde der Geschichtschreiber, und der Sänger alter Sagen und eigner Reisen zusammen fließen läßt. Der ganze Bau seiner Geschichte hat die Einfalt des Dichters erreicht; Alles schlingt sich in Episoden zusammen, die theilweise aus einander fallen; und so aus einander fällt auch der ganze Bau seiner Schreibart, die noch nichts vom Numerus des Isokrates weiß. Wie viel würde also dazu gehören, ihn, wie es seyn soll, in unsere Sprache zu verpflanzen, und nach seiner ungebundenen Einfalt unsere weitschweifige, zu gefesselte Schreibart zu zerstücken, ohne doch ihrer Bildung etwas zu vergeben — ein Feld, von welchem sich Goldhagen, mit seiner Lehrlingsübersetzung, gewiß keinen Lorbeer geholet! — Und wie fein muß das Auge und die Hand dessen seyn, der einen leichten und genauen Zwischenstrich ziehen kann: wie fern zu unserer Zeit Geschichtschreiber den Herodot in seinem Halb-Epischen, in seinem Episodenmäßigen nach- oder nicht nachahmen können. Preiset man das alles so durchweg an, wie Gatterer *) neulich gethan, so nimmt man alles überhin, und kennet Herodot nur vom Hörensagen. Gewiß, wer uns das Bild dieses Mannes, nicht wie einen Schattenumriß an der Wand, sondern im lebenden Bilde zeigen will, der muß uns Herodot aus seinem Zeitalter in Cultur und Sitten, in Denk- und Lebensart, in bürgerlicher und wissenschaftlicher Verfassung gleichsam erklären können; er muß diese Zeit, wie seine

---

*) S. Historische Bibliothek, 2 B.

eigene, kennen; mit Herodot gelebt haben, und jetzt zum zweitenmal leben. Je mehr ich Herodot im ganzen Ton der Denk- und Schreibart kennen lerne, desto ehrerbietiger nähere ich mich ihm, wie einer antiken Bildsäule des Janus, der mit einem Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinsiehet, in ein werdendes Zeitalter der Prose. *)

Wie auf dem höchsten Gipfel kunstloser Wohlredenheit, erscheinen mir die Schüler des Sokrates, Xenophon und Plato: classische Schriftsteller, in welchen die Prose lebet, für mich die ersten und einzigen unter allen Nationen, die ich kenne. Wie bei Homer alle Gattungen poetischer Schreibart in seine ungekünstelte Poesie, so fließen bei ihnen alle spätere Gattungen der Prose in ihren natürlichen Vortrag zusammen — und wenn Homer die Sprache der Götter sang, so schreiben diese die Sprache vollendeter seliger Menschen. Ihr Ausdruck schwebet zwischen dem frühern Pomp der Dichter, und dem spätern Pomp der Redner wie in ruhiger Mitte; von da er sich bei jeder sanften Regung der Luft bald dort, bald hier hin schwingen kann, ohne auf das Aeußerste hart anzulaufen, oder aus seiner glücklichen Mitte zu wanken. Sie sind die καλοι αγαγαθοι unter den Griechischen Schriftstellern, bei

*) Ich darf zu meinem Zwecke vom Thucydides nichts mehr sagen, als daß auch die prosaische Schreibart der Griechen auf eine gewisse Art sich habe dem Uebertriebenen, wiewohl nur von ferne, nähern müssen, bis sie in ihr ruhiges Gleichgewicht sank.

denen die Weisheit noch nicht Wissenschaft, die Schreibart noch nicht gelehrte Kunst; beides aber gemeinschaftlich ein Werk der Natur scheint *), wo Weisheit wie die unsichtbare Seele ist, die vom Antlitz der Unschuld mit sanftem Glanz strahlet, die Schreibart aber den schönen Körper giebt, den alle Huldgöttinnen gebildet. Mehr als von allen Lateinern kann unsere Sprache von ihnen gewinnen, um das Süße und Schöne (ἡδυ και καλον) zu lernen, das ihre Prose des guten Verstandes belebt.

Der historische Styl soll unserer Sprache noch erst angebildet werden. Und von wem wird sie diese Bildung eher nehmen, als von dem edeln Xenophon, der nichts halb sagt, und nichts übereilet, bei dem die Rede fließet, wie ein Bach in den Auen Elysiums. Wie sehr hat unsere Schreibart, die ohnedem einen ruhigen Gang liebt, wie sehr Ursache, was sie sagt, ruhig und ganz sagen zu lernen! Und wie leicht wird sie sich an einen Xenophon anschmiegen! leichter, als an einen Geschichtschreiber, bei dem Gedanken und Sentenzen einander drängen und drücken: denn bei diesem kommt eine schwere

*) Leuten zu gut, die da glauben, ein Verfasser wisse nichts mehr, als was er schreibt, muß ich dazu setzen, daß ich wohl weiß, wie in diesem Zeitalter die Sophisierei der λογοδαιδαλων, wie sie Plato im Phädrus nennet, der herrschende Geschmack war; allein um so mehr konnte das edle Propago der Schriftsteller, die bei den Griechen von den ältesten Schriften an ein eigenes Geschlecht machten, sich von dieser herrschenden Denk- und Sprachart unterscheiden. Dieß sey genug über einen Einwurf, gegen welchen sehr Vieles gesagt werden müßte.

Sprache zu bald in Gefahr, überladen, eine weitschweifige Sprache, halb, und eine unbequeme, schielend zu schreiben.

Mich dünkt, es war Aristoteles, der es nicht wagte Dialogen zu schreiben, weil Xenophon, die attische Muse, solche geschrieben, und gewiß! es gehet kaum etwas über die einfältige Natur, über die honigsüße Freundlichkeit, über das Feine der Symmetrie, das bis auf Kleinigkeiten in ihnen herrschet: denn die Musen selbst sprachen aus seinem Munde. Nichts sagt er verworren, nichts falsch, nichts durch einander, wie wenn Viele in einander schreien, und keiner ganz spricht; jedes seiner Gespräche ist wie ein schöner Teppich, mit Gold gestickt, und bis auf jeden Nadelstich voll Natur, Ordnung und Symmetrie. — So ist es denn ja eine wahre Schandsäule, die man Xenophon errichtet, wenn man ihm alle diese Schönheiten, die Symmetrie des Ganzen, das Colorit in jedem Theile, und den Wohlklang jeder Sylbe raubt; ihn in unserer Sprache alles halb, oder überladen oder verwirrt sagen läßt; und ein solches Gespräch, als wäre es die Manier zu dialogisiren, die wir an Xenophon lieben, gerade vor ein Buch aufstellt, das selbst ein Muster des Geschmacks seyn, Uebersetzungen beurtheilen, und uns die Griechische Kunst anpreisen will — Und wäre dieß Buch selbst die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften — Warum duldet man vor ihr eine elende Uebersetzung, wie die vor ihrem zweiten Bande?

Und wo bleibt eine Uebersetzung des göttlichen Plato, dessen Schreibart wie Feuer brennt, und

wie ein himmlischer Thau erquicket? Die Verschönerungen seines Dialogs, selbst wenn sie Moses in ihn bringet, halten uns kaum für die Einfalt des Griechen schadlos: und doch welch ein Werk hätte der geleistet, der uns die vornehmsten Gespräche Platons gäbe, wie Moses uns den Phädon gab? — Vom Plato wurde dem Sokrates durch einen Traum verkündigt, daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe aufflöge, und in seinem Schooße niedersäße, nachher sich auf seinen Schwingen gen Himmel erhübe, mit einem Gesange, der das Ohr der Götter und Menschen ergötzte. O säße in dem Schooße des Griechischen Plato auch ein solcher Schwan nieder, um, was er in seiner Sprache sang, uns in der unsrigen vorzusingen. Sein Uebersetzer muß den Dämon Sokrats zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit selbst, und in dem Gewande derselben, dem Sokratischen Vortrage, Rath und Unterricht gebe: diesem Göttlichen, was in Sokrates wohnet, opfere er, wie der junge Theages Gebeth und Opfer, und was die Weissager wollen, damit er sein Vertrauter sey.

Ich habe die Griechische Prose in einem Zeitalter betrachtet, in welchem sie die Göttin der Ueberredung, die Suada mit holden Lippen, auch in Büchern zu sprechen scheint: und was darf ich sie, zu meiner Absicht, in das Gebiet der Kunst begleiten, da Redner und Redekünstler, vom Demosthenes zum Isokrates hinauf ihr den ganzen Umfang des schönsten oratorischen Numerus, der Weltweise Aristoteles aber mit allen seinen Nachfolgern ihr den genauen Umriß einer dogmatischen

Sprache gaben? Unter allen diesen Händen müßte ich sie als ein Werk der Kunst betrachten: viele Künstler gaben ihr eigene, und vortreffliche Künstler vortreffliche neue Gestalt. Nachdem tausend Umstände, Zwecke und Hülfsmittel zusammen trafen, theilte sich die Kunst der Schreibart in Gattungen, und jede Gattung in Schulen. Jede Schule konnte Meisterstücke, und jede Gattung neue Manieren geben. Allein für mich liegt dieß alles seitwärts ab, da ich bloß aus der Natur der Sprache habe bemerken wollen, wie die Prose entstanden, und wie sie ihre schönste Natur erreichet, da sie in der Mitte zwischen Dichterei und rhetorischer Kunst, zwischen der Ungebundenheit des Poeten, und den Fesseln des Philosophen schwebte, und in dem edelsten Verstande Weisheit und Sprache des Volks war, wie es vormals die Poesie gewesen. Und kann ich dieß Zeitalter, das in dem Lauf, den die Prose genommen, wie der Edelstein in einem Ringe ist, kann ich es genug anpreisen, zu studiren, ihm nachzuahmen?

9.

Weil ich einmal über dem Geschäfte bin, mich selbst erklären zu müssen, so lasse man mich ein Buch nennen, das über dieß Zeitalter der Griechischen Prose beinahe ein Commentar hätte werden können, hätte der Verfasser es nach meinem Eigensinn ausgeführet: es ist das bekannte Werk eines Schottländers *) über die Schreibart Xenophons,

*) *Jam. Geddes* on the composition and manner of writing of the ancients.

Herodots, Thucydides, des Plato und Demosthenes. Geddes schrieb sein Buch mit einer genauen Kenntniß seiner Griechen, mit einem feinen Geschmack, die Composition ihrer Bilder und Gleichnisse zu schmecken, und mit dem richterlichen Ohr, das Numerus und Wohlklang bis zum Uebermaße hören will. Außerdem hat er über Plato manches Andere von Nutzen gesagt, und ist ein Sammler der schönsten prosaischen Stellen der Griechen. Allem ungeachtet aber bleibt sein Werk nichts, als das Buch eines Schulmeisters, der Xenophon und Plato zu nichts besserm machen kann, als er selbst ist. Er legt den Satz zum Grunde, den das ganze Griechische Alterthum uns zurufet: „die besten „Schriftsteller, auch der Prose, hätten ihre Schreibart „dem Homer abgelernet.“ Allein da er ihn sehr gebrochen verstehet: so giebt er allen diesen großen Leuten wahre Schulmethode zu lernen Schuld, die den Feldherrn Xenophon plötzlich auf eine Bank rückt, wo der Professor Geddes sitzt, wenn er Homer und die Alten lieset. Hier sollen sie dem Homer eine Beschreibung, ein Gleichniß, ein Bildchen künstlich und kindisch nachgemahlet haben, wo ich zum Unglück das wenigstemal einen Zug der Nachahmung entdecken kann, wenn meine Phantasie nicht Buße thun soll. Dort haben sie ihm den lebenden Wohllaut nachgebildet, selbst wo sie in ihrer Sprache kein Wort mit Homer gemein haben. Warum denn so etwas Homer nachgebildet? Eben als wenn sie kein Ohr hatten, einen Platzregen, einen Fluß rauschen zu hören — kein Auge hatten, die Wirkungen der Leidenschaften zu sehen — und keine Zunge hat-

ten, das was sie sahen und hörten, auszusprechen! Eben als wenn Plato keine Vergleichung mit dem Hauche der Aura machen könnte, ohne den Zephyr Homers in dem Elysium im Sinne zu haben; und Thucydides zum Pindar laufen müßte, wenn er ein großes Gemälde wagen wollte. Gewiß die größten Schriftsteller der Prose, die in der Welt gelebt, so weit zu Schülern, zu kindischen Nachahmern, zu Affen des Numerus herab zu setzen, ist schimpflicher als wenn er sie des Gedankendiebstahls beschuldigen würde: denn große Gedanken erobern ist königlich, aber Bilderchen nachmahlen ist kindisch, und den Numerus und Rhythmus nachpfeifen, gehört für dumme Vogelköpfe. Geddes hat geschrieben, wie ein Geschöpf, das nur Einen Sinn hat: ein künstliches Ohr — darauf kann er stolz thun, davon kann er schreiben, aber von allen andern Sinnen — wenig oder nichts!

Der muß alle, und alle wohlgebildet haben, der darüber reden will, wie die Griechischen Prosaisten ihren Homer, und wie sie einander nachsprechen, — nicht in läppischen Kleinigkeiten, sondern in dem Innern ihrer Schreibart. Tief in dieß Innere muß der Griechische Gedanke verfolgt werden, „daß alle „Weisheit und Schönheit des Vortrages aus dem „Abgrunde derselben, der alten Poesie, allmählich „geflossen, und sich in eigene Bäche, und nachher „große Ströme getheilt habe;" ein Gedanke, den Geddes nie ansichtig wird, so oft er auf ihn stößt. Erst muß man das Eigene in der Schreib- und Denkart jedes Schriftstellers einzeln zu bemerken, und lebendig zu schätzen wissen, ehe man sich die

Frage vorlegen kann: wie hat dieser Scribent das Ganze seiner Denk= und Schreibart nach einem alten Original gebildet. Ueber das erste weiß Geddes nichts, als drei Schulklassen des Styls anzugeben; und das Ziel der zweiten Frage, und der Lorbeerkranz an demselben, ist also ganz außer, oder über seinem Gesichtskreis. Sein Buch hätte ein prächtiger Vorhof, und eine Einleitung in die Geschichte der Griechischen Prose werden können: jetzt ists ein kleines enges Nebenzimmer, wo man die Schreibart des Xenophon und Plato, wie in einer dunklen Kammer, flickweise siehet.

10.

Um von der wahren Sprache der Philosophie würdig zu reden, muß man es Anfangs vergessen: ob eine Sprache in der Welt es so weit gebracht? Ob einige oder ein Schriftsteller sich derselben genähert? Ob außer ihm noch ein Schriftsteller in der Welt sey? Ja auf eine Zeitlang vergessen: ob eine solche Sprache Menschen möglich, faßlich und vortheilhaft wäre? Ueber alles dieß trinke ich aus dem Fluß Lethe, und nun sind auch alle die kleinen Einwürfe vergessen, die man meiner philosophischen Sprache gemacht hat. Ich denke mir eine solche an sich, und —

Dichterisch ist diese doch gewiß nicht: sie giebt, ihrer innern Würde und Beschaffenheit nach, alle Ansprüche auf poetische Sprachschönheiten auf. Wohlklang der Wörter, Wechsel der Sylben, rührender Ausdruck, Schmuck der Bilder, so viel sie anderswo gelten mögen, so gelten sie, wenn man

mehr als praeter propter reden will — hier nichts. Die Weltweisheit verschmähet diese Schönheiten, wie der Homerische Hektor die Gaben der Venus verschmähete, oder wie Herkules ausrief, da er die Statue Adonis im Tempel erblickte: in dir ist nichts Heiliges! Sind die Gaben der Venus nicht deßwegen an Paris schätzbar, wenn sich gleich Hektor aus ihnen nichts macht? Paßt sich die Statue Adonis nirgends hin, wenn sie Herkules auf seinem Altar nicht leiden kann? Wie so nicht? Nehmet den Paris aus dem Handgefecht mit Menelaus in das Schlafzimmer der Helena; setzet Adonis in den Tempel der Venus: so sind sie am rechten Ort. Aber nur nicht, daß Hektor und Herkules, wie Paris und Adonis schön seyn müßten! Nur nicht, daß Weisheit ihr Gesicht mit Schönpflästerchen der Poesie und Rednerei verstellen müßte, um schön zu seyn! Wer sie so sehen will, hat nie ihr offenes Angesicht gesehen.

Wenn die Grundsätze, die eine Semiotik a priori bestimmt, bei einer wirklichen Sprache wenigstens theilweise anzuwenden wären: so gäben diese Theile zusammengesetzt — eine Sprache der Philosophie. Nicht rede ich also von den wenigen Zeichen, die erfunden wurden, um Syllogismen und Figuren anzuzeigen: sondern von dem strengsten Vortrage vollkommener Begriffe, Schlüsse und Beweise. Hier ist alles was zu viel oder zu wenig sagt, es sey in einem andern Gesichtspunkte so schön, so rührend als es wolle, hier ists — ein Fehler.

Jeder deutliche Begriff habe hier also nur ei-

nen Ausdruck; hätte er mehr, so wären sie überflüssig, unnütz, oder schädlich. Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, drückten natürlicher Weise das durch ein neues Wort aus, was sie noch nicht unter einen andern Begriff zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter eben so vortheilhaft waren, als sie dem grammatischen Philosophen zum Aergerniß gereichen. Dieser fragt haushälterisch: wozu sind so viel unnütze Knechte? sie stehen sich im Wege! Und er hat sie abgeschafft; den übrigen aber ihr genaues Geschäfte angewiesen, um nicht müßig zu seyn. Gesetzt, ein philosophischer Begriff habe zween Ausdrücke: die Gelegenheit, die beide schuf, war entweder dieselbe, oder verschieden. Dieselbe — so ist es Fehler der Sprache; verschieden — der gewöhnliche Sprachgebrauch, der nie philosophische Deutlichkeit zum Zwecke hat, kann immer die beiden Gelegenheiten verwirren, ohne doch seinem Zwecke zu entkommen; aber der Philosoph muß unterscheiden, oder sich an ein Wort binden. Thut er nichts von beiden, so vergiebt er im ersten Fall schon etwas von der Genauigkeit im Denken, und er oder ich kann von der strengen Wahrheit abirren, wäre es auch nur ein Haarbreit. Im zweiten Fall vergiebt er etwas von der Genauigkeit im Vortrage: denn bei Abwechselung halbgleichgültiger Wörter, kann sich eben auf den Nebenbegriff meine Aufmerksamkeit heften, und den Hauptbegriff, wenn auch nur im feinsten Theile, verfehlen — wenigstens kann sie sich darüber verwirren, als sey mit dem Wort auch der Gegenstand selbst geändert worden.

Daher halte ich auch in strengen Beweisen von dem beinahe Philosophiren nichts, da man, um, wie man sagt, nicht durch ein ewiges Einerlei zu ermüden, Worte vorspielen läßt, wie ein Farbenclavier. Einem Auge, das sich anheften will, ist diese Vorspiegelung so unangenehm, wie eine Augenblende: eben ein Einerlei, eben das Wiederkommen des Einen, was ich für Dasselbe erkenne, will es; starr soll eben sein Blick darauf liegen, um es gleichsam durch und durch sehen zu wollen. Für ein flatterhaftes Auge ist freilich ein schönes Wortspiel willkommener; für Damen, und die Philosophen, die Weiberschürzen statt philosophischer Mäntel tragen, sind solche Fontenellische Spatziergänge angenehmer, da man sich an nichts minder, als an Worte bindet. Allein hat man sein Ziel unverrückt vor Augen: was sucht man anders, als den kürzesten Weg? Wortschmuck, schöne Abwechselung und Zerstreuung, sind goldene Aepfel der Atalanta, die uns im Laufe hindern. Und warum lassen unsere Schönschreiber nach der Mode eben dieß aurum volubile fallen? Wozu es Hippomenes fallen ließ, damit sie mit ihren lahmen Füßen zurecht kommen mögen.

Doch ich falle selbst in den Fehler, den ich tadle, und nehme kurz ein Beispiel. Die Schriften des Philosophen Baumgarten, und insonderheit seine Metaphysik, als Lehrgebäude in Migniatur betrachtet — nicht betrachtet, für wen sie geschrieben sind — nicht betrachtet, wiefern sie wahr, vollständig, vollkommen sind — betrachtet bloß an sich, und in der Natur des Vortrages: kann ich ihre genaue Kürze und einförmige Wiederholungen nichts anders,

als loben. Denn bloß durch diese harte und feste Andeutung der Begriffe kann die Weltweisheit zum sichern Umriß ihrer Gestalt gelangen; und dieser ungekünstelte, viereckigte Vortrag, der auf nichts als Wahrheit geht, ist besser als aller Styl, der sich in Schönheitslinien krümmet und windet, mit Farben spielt, und in Verzierungen von fremder Natur ausschweift. — In dieser Absicht danke ichs ihm, daß er den Ueberfluß entfernet, in geraden Linien zu seinem Punkt geht, ohne schön abzuweichen, daß er in ein jedes Wort Verstand legt, und wo der Sinn wieder kommt, auch den Ausdruck wieder kommen läßt. Ich danke es ihm, daß er eintönig, hart und wiederholend ist, wo ers seyn muß, dem Reichthum entsagt, wenn er Unordnung anrichtet, der Schönheit, wenn sie der Vollkommenheit gegenüber stehet, der Grazie, wenn sie Seiten schön überschleyert, die ich nackt sehen mußte. Wußte er denn nicht Synonyme, um abzuwechseln? Viel, bis auf synonymische Allegorien; aber, damit sie nicht verwirren, so opfert er sie dem Verständniß auf, und klammert sie hinter das Hauptwort ein. Oder wiederholet er sich, um sich auszudehnen? Wer ist kürzer als er, wenn er's seyn kann; und wer wiederholet sich wieder in ganzen Paragraphen so monotonisch, als der Leyermann des Horaz, wo er's der Ordnung und Deutlichkeit wegen thun muß? Oder hatte er nicht Blumen, um seine dürre Schreibart zu bestreuen? Leset seine Aesthetik, seine Vorreden, seine Abhandlungen, wo er sich gleichsam sich selbst überlassen kann: hier duften aus seiner dürren, freilich unter der Philosophie vertrockneten Schreibart eine Menge Blumen, die er

einzu=

einzuweben wußte — aber dieß ganze Füllhorn giebt er aus der Hand, wo es auf Waffen, zu streiten, und auf freie Hände ankommt, zu ringen. Sollte also sein trockner, harter und unverdaulicher Styl, seine zusammengepreßte Kürze, seine wiederholende Einförmigkeit nicht eben ein Werk des Vorsatzes, der Nothwendigkeit seyn?

Er ists! denn seine Schriften sollten eben ein Grundriß von Wahrheiten seyn, wo ich keine Schlängelungen, sondern Linien suche, die fest nach der Kunst, richtig dem Verstande, deutlich dem Auge seyn sollen. Wer wirft nun nicht einen topographischen Riß ins Feuer, der der Schönheit wegen in der Richtigkeit wankt, für das Auge spielet und den Verstand unsicher läßt? Ja wenn dieser Riß noch ein Muster architektonischer Schönheit, oder eine Chorographie seyn sollte *). Nun aber ist ja, um sich ein Ganzes abstrakter Wahrheiten im Verstande entwerfen zu können, das eben eine willkommene Aussicht, die dieß Ganze in seiner kurzen und genauen Zusammenordnung zeigt. „Wie in Erlernung der „Musik und Sprachen, dort die Töne und hier die „Sylben und Worte scharf und deutlich müßen ange„geben werden, um zur reinen Harmonie und zur „flüssigen Aussprache zu gelangen: eben so führet die „Zeichnung nicht durch schwebende verlorne und leicht „angedeutete Züge, sondern durch männliche, obgleich „etwas harte und genau begränzte Umrisse zur Wahr„heit der Form“ — und durch solchen Styl die Sprache zur Wahrheit der Erkenntniß. Freilich nähert

*) Winkelmanns Geschichte der Kunst.

sie sich bloß von ferne diesem strengen Einfachen der Wahrheit. Es müßte eine Sprache der Philosophie zu gut ersunden, die Philosophie vollendet, und die Kräfte der menschlichen Seele ohne Schwachheit seyn, wenn ein solches System erscheinen sollte. Nur lasse man denn auch so lange diese philosophische Sprache ruhen, ohne ihr zum voraus Vorwürfe zu machen, und lasse es bleiben, die für Barbaren und trockene Köpfe zu schelten, die sich dieser Richtigkeit in einer bekannten Sprache zu nähern suchen.

11.

Beides geschieht häufig, und das erste ist noch neulich von einem Gelehrten geschehen, der mit der philosophischen Sprache wie mit einem Schatten spricht, und dem Kinde, das noch nicht geboren ist, und noch lange nicht geboren werden wird, nachtheilige Namen giebt, ohne daß ers gesehen.

Michaelis *) führt unter seinen Weissagungen wider die gelehrte Sprache an, daß sie dem Ohr übel klingend, ohne Verschönerung durch Synonymen, ohne Ausdrücke fürs Herz, ohne Reize des Styls, und Apollo weiß! ohne was mehr seyn würde. — Mich dünkt, wir können ihn wegsprechen lassen, denn sie soll ja nichts als gelehrte Sprache seyn; keine poetische, oratorische oder schöne, und so kommt die Sorge für das Ohr durch Wohlklang und Synonymen eben zuletzt — keine historische, für die Geschichte bleibt also in allen andern Sprachen Platz — keine theatralische, und Romanensprache: folglich mö-

*) Michaelis Preisschr. der Beschluß der franz. Uebersetzung.

gen immer die Herzens- und Milzausdrücke wegbleiben — keine Frauenzimmersprache, und so mag sie trocken, einförmig und unangenehm seyn, wie die Algebra: sie kann alles seyn, was er ihr Schuld giebt: sie mag es aber auch, oder vielleicht muß sie es seyn, als eine Charakteristik philosophischer Begriffe.

So sind also ein guter Theil seiner Einwendungen verflogen, und die andern halten eben so wenig Stich, wenn ich unterscheide: die philosophische Sprache soll ja ein ander Ding seyn, als die Sprache für den gemeinen Verstand (sens commun), anders, als eine Sprache zum täglichen Umgange, anders, als eine zum angenehmen Bücherlesen. Dieses alles will sie ja nicht seyn, kaum sich mit allen vergleichen, am wenigsten ihnen zur Last fallen.

Und überhaupt vergißt der ganze Abschnitt: ist eine gelehrte Sprache möglich zu erfinden? seine große Aufschrift so ganz, daß der Verfasser vom Erfinden aufs Haben, vom Haben aufs Wissen, vom Wissen aufs Sprechen, vom Sprechen aufs Hören, vom Hören aufs Lernen, vom Lernen aufs Akademische Lehren in einem halbjährigen Collegio, hievon aufs Gebrauchen, aufs Lesen zum Zeitvertreib und wo mehr hin? kommt, und mit allem nur so viel beweiset: wie er seinen eigenen Vortrag für genugsame Dosis gelehrter Sprache, und vielleicht für die beste gelehrte Sprache halte. In beiden kann er Recht haben, wenn voraus der Mittelpunkt der Beziehung ausgemacht wird: die beste in welcher Absicht? gegen welche Verhältnisse? Da hat nun Michaelis und Leibnitz jeder offenbar einen ganz andern Mittelpunkt

der Vollkommenheit; beide haben einen verschiedenen Begriff von dem Wort gelehrte Sprache, und so hat immer M. nichts gesagt, so viel er gesagt haben mag. Hier ist nicht von Faßlichkeit, Wohlklang, Anmuth, Herzregung, Lesbarkeit u. s. w. die Rede: sondern von intellektualer Vollkommenheit, in welcher Richtigkeit statt Schönheit, die Wahrheit statt Rührung, und Deutlichkeit statt aller Verzierungen ist. Sie sey immer barbarisch, monotonisch, trocken und ohne sinnlichen Reiz — sind diese Mängel in ihr Mittel zu Vollkommenheiten: so übersieht man sie — sind sie selbst Vollkommenheiten: so kann man sie nicht missen, und der Weltweise nimmt alsdann den Namen eines Barbaren, eines simplen und trocknen Kopfes sich so zum Ruhm an, als Sokrates den Namen eines Unwissenden.

Wer heißt in Rom nach der Mundart des Volks Barbar? Der eine fremde Sprache spricht — und die muß der Weltweise sprechen, der ja eben die Begriffe der gemeinen Rede berichtigen, erhöhen, erklären soll. Wer heißt einförmig? Wer karg mit Worten, den schönen Luxus nicht affektirt, der das Wohlleben in der Gesellschaft und das Wohlschreiben im gewöhnlichen Styl ausmacht — und dem Luxus muß der Weltweise entsagen, wenn das Gewicht seiner Worte, und die Nerven seiner Gedanken dabei leiden. So auch, wer heißt trocken? Eben, wer alles aufgedeckt vor Augen legt, ohne es mit Blumen zu bestreuen — und dieß will ja eben der Weltweise, der alles der Wahrheit aufopfern muß, der nur nach dem Namen eines tiefen Forschers geizet, der nichts als eine Philosophie sucht, die in allen

Worten richtig, genau, erwiesen, einen Schatz von vollkommenen Begriffen enthält, und eben diese Vollkommenheit ist statt Schönheit. Ich setze hinzu, daß es bloß von der Unvollkommenheit der Erkenntniß, der Sprache, und der erkennenden Kräfte herrühre, wenn die nackte Wahrheit sich mit schönen Feigenblättern umhüllen muß, um den Augen der Menschen zu erscheinen: in der Nacktheit allein erscheint ihre ganze Schönheit.

12.

Nun aber vor den Augen der Menschen! Sind diese schwach, so kann sie sich immer einhüllen, wenigstens nach und nach zeigen, und eigene Gestalten wählen, ohne daß man daraus schließen dürfte: so ist sie an sich. Alles bekommt also eine andere Wendung, wenn ich die Philosophie subjectiv betrachte: wie gelangen wir zu ihr? wie weit haben wir sie? wie läßt sie sich in Sprachen, wie wir sie jetzt haben, vortragen? Hier kann es wirklich seyn, daß es sich auf diesem schmalen Pfade abgezirkter Worte zur Wahrheit kaum und schwerlich kommen ließe, man gehe ihn als Untersucher oder Schüler. Ja, wer die Wahrheit schon hätte, oder nur sie ohne minder Fehltritte suchen, und ohne minder Beschwerden lernen könnte! — Ich bringe einige muthmaßliche Gründe an, die aber, wenn sie alles thun, was sie sollen, nichts zeigen müssen: als daß eine behagliche Sprache — nicht die beste und einzige für die Philosophie — sondern die bequemste für uns sey.

Wir sind Menschen, ehe wir Weltweisen werden. Wir haben also schon Denkart und Sprache, ehe wir

uns der Philosophie nähern, und beide müssen also zum Grunde liegen: die Sprache des Verstandes der Vernunft, die Denkart des Lebens der Spekulation. Und wie viel liegt damit zum Grunde? Muttersprache, der ganze Umfang von Begriffen, die wir mit der Muttermilch einsogen — Muttersprache, die ganze Welt von Kenntnissen, die nicht gelehrte Kenntnisse sind — Muttersprache, das Feld, auf welchem alle Schriften des guten Verstandes hervor wuchsen — was ist sie also für eine Menge von Ideen! Ein Berg, gegen welchen die kleine Anzahl philosophischer Abstraktionen ein künstlich aufgeworfener Maulwurfshügel — einige Tropfen abgezogenes Geistes gegen das Weltmeer! Der Weltweise hat also in seiner Untersuchung unendlich mehr Data, wenn er sich dieser freien Sprache überlässet; er spreche noch immer unbestimmt, wenn er nur vielseitig spricht; er spaziere frei: in desto mehreren Gegenden wird er bekannt, an desto mehreren Orten kann er Früchte suchen, hie und da Minen eröffnen — hie und da die Wünschelruthe versuchen. Er kommt zeitig genug auf seine Landstraße, wenn er nur viel auf sie mitbringt — und wie viel läßt sich aus dem Gebiete der Erfahrungen, der Sprache des Lebens und der vernunftähnlichen Kräfte mitbringen! Das Land der Kunst ist wie dürrer Sand, aber auf dem Boden der Natur blühet das herrlichste Paradies!

Woher lag über Jahrhunderten jener Nebel der Unterdrückung in der Philosophie? Weil man einmal die Sprache der Vernunft von der Sprache des Verstandes getrennet, und sich dunkler Wortkrämerei anvertraut hatte. Zwischen diesen Wortschranken, die

einmal Aristoteles vorgesteckt hatte, Schule nach Schule durch, immer auf einer Stelle mit starrem blinzenden Blick, suchte man, und man weiß, daß, wenn man am emsigsten sucht, man oft am wenigsten finde. Man hätte meht gefunden, wenn man sich nicht blind gesehen, wenn man die Aussicht ausgebreitet, sich bald an grünen Farben, bald an neuen Gegenständen erholet hätte: hiemit wäre das Auge gestärket worden, um es desto schärfer zu gebrauchen. Ist es wahr, daß alle unsere erworbenen Kenntnisse, Ideen und Erfahrungen in der Sprache des Lebens aufbehalten werden: so muß sich aus ihr auch die Philosophie gleichsam entwickeln; und wir fehlen leicht weit ab, wenn man bloß von gewissen gegebenen Punkten der Schulsprache sein Gewebe fortleitet, ohne zu sehen, wo diese Punkte Haltung haben. Das ganze Gebäude der Spekulation kann künstlich gezimmert werden; steht es aber nicht auf der sichern Erde: so siehe nicht hin! der künstliche Luftbau fällt.

So ist also die Untersuchung abstrakter Sätze, so viel möglich in der freien Sprache des Lebens, fruchtbarer und sicherer: hin und her zu treten, ob man feste gehet; freier hin und her zu spazieren, um Materialien des Denkens zu holen — als wenn man sich an einen schmalen Steig von Worten und Unterscheidungen heftet. Und wann ist dieser freie Gang mehr anzurathen, als zu unserer Zeit der philosophischen Anarchie, da man — nicht über einige Wahrheiten — nicht über Beweise — kaum selbst über die Methode der Weltweisheit einig geworden. Was ist bei dieser Verwirrung das beste? Daß man sich jeden seinen Gang, seinen Gesichtspunkt, seine einzelnen

Materien, und einzelnen Seiten wählen lasse. Vielleicht, daß er von seinem Standort weiter sieht; vielleicht, daß er, welches noch besser ist, bemerkt, woher sein Vorgänger oder Nachbar habe falsch sehen müssen; vielleicht, daß er in der Sprache nach seiner Art es findet: „wie diesem Wort eine fal„sche Idee anhing, und wie viel Falsches sie unver„merkt in den Verfolg der Rechnung brachte? Wie „jene Wortverbindung ein ungültiges Glied dem Be„weise unterschob? und jene Verwirrung feiner Un„terschiede Irrthümer zwischen Wahrheiten verwi„ckelte?" Man kann sich zu diesem Geschäfte nicht Spielraum genug nehmen, weil man immer zu geneigt ist, den Wahrheiten großer Männer, ihrer Methode und Sprache nachzuhängen: man hütet sich zu sehr für Irrthümern, um ganz auf seine Kosten denken zu wollen. Lieber wolle man doch das letzte: man irre auf seine Art: so läuft das Cirkelrad der Irrthümer umher, und man lernt durch Fallen um so eher gehen. Eben weil man nicht so häufig auf neue und nützliche Art fehlet; eben weil man langen Zeitraum durch nichts that, als sich an einigen regelmäßig gespannten Luftseilen herab und herauf zu schwingen; eben weil man viel zu jung und früh an System und Gipfel des Baues dachte — eben deßwegen hat man verjährte Irrthümer, und immer streitige Wahrheiten.

Von der Seite des Faßlichen mag ich diesen Vortrag nicht noch empfehlen; von dieser Seite hat man ihn zu sehr und zum Schaden empfohlen. Euklides Mathematik weiß für Könige keinen andern Weg, als für Schulweisen; und ist das Bequemen

ad captum, um nichts als der Erleichterung und des Vergnügens wegen: so ist an dieser Empfehlung wenig. Vielleicht ist aber mehr an ihr, und gar so viel, daß ich die harte und sparsame Synthesis der philosophischen Methode dem natürlichen Gange zuwider halte, den unsere Seele nimmt, wenn sie lernet. Dieß hätte freilich viel auf sich!

Der Vortrag ist ohne Zweifel der beste, der da anfängt, wo ich anfangen wollte: von den Ideen, die ich schon habe, und von den Worten, in denen ich jene aufbewahre. Er gehet auf der Bahn des guten gesunden Verstandes fort — noch finde ich mich also auf bekannten Wegen; ich nähere mich dem Gebiete der Vernunft — mein Führer läßt mich aber noch nicht das Land meines Ursprunges aus dem Gesicht verlieren; ich trete endlich, kundig des Weges hinter mir, von selbst stufenweise höher, bis ich alles in einer Sprache übersehe, die ich mir selbst ausgedacht zu haben dünke. So ist ein Lehrbuch der philosophischen Erziehung.

Lehrbücher von der gewöhnlichen Unterweisung sind das Gegentheil. Aus seiner Welt- und Denkart und Sprache findet sich der Lehrling in eine andere Welt, Denkart, Sprache verrückt: er versteht nichts, er muß sich alles erklären lassen; er kommt auf nichts selbst: er muß begreifen, und den Anfang zu allem glauben. Um gebildet zu werden, mußte er Philosophie wissen, ehe er sie weiß; philosophisch denken, ehe ers lernt; und eben bei dem Anfange, wo der Grundbegriff liegt, am schärfsten denken können. Nun ists doch nicht einerlei, einen Begriff lernen, und ihn aus sich entwickeln — ihn begreifen, und den-

selben sich erklären können — den Beweis wissen, und ihn aus sich wissen; und was hilft das Eine, ohne das Andere? — Der Lehrling trat in das Land der Philosophie: steil hinan steht vor ihm eine Höhe, wo von oben herab, synthetisch strenge, Begriffe und Worte herabgerollet werden — Entweder erkleuch die Höhe, oder du mußt von unten zusehen, und nehmen, was dir zugezählt wird! Das Letzte ist leicht und gewöhnlich. Man fängt auf, was ohngefähr herunter kommt, d. i. man lernet nackte Sätze — Conclusionen ohne die Mittelnerve des Beweises; und läßt sich Wörter vorzählen, wie man den Extemporaldichtern Endreime giebt. Man hört einen Philosophen durch, wie ein Register zum orbis pictus abstrakter Begriffe: man wird ein historischer Schüler derselben; ein Witzling aus, oder gar ein Spötter über die Philosophie. — Nun nehme man den kleinen Rest derer, die jene steile Höhe hinan klettern wollen: einige fallen mitten im Klettern zurück, das sind die unglücklichen Halbphilosophen, die schädlichsten Geschöpfe, die sich unterstanden, alles trübe zu machen, weil sie nichts recht und ganz wußten. Andere kommen hinauf, und thun, was andere thaten: sie rollen ihre Begriffe und Worte so synthetisch herunter, wie ihre Vorgänger: damit gut!

Wolfs Methode war der natürliche Weg für einen Geist, der sich schon an Leibnitz Schriften gebildet: der aus ihnen Wahrheiten, wie Inseln, hervor hob, und Plan genug im Kopfe hatte, sie zum festen Lande eines Systems zu verbinden. Sein letzter Blick dachte sie sich in mathematischer Kette, und so stellte er sie mathematisch hin — Vortreffli=

cher Anblick für den, der sie, wie er, schon alle gefaßt, geprüft, und bei sich befestigt hat, der jezt alle diese gesammelten Ideen richtig und genau ordnen, und alsdann sie im Ganzen überschauen will — Ja, der siehet von seiner Höhe eine Reihe von Bäumen, nach strenger Richtschnur gepflanzt, Glieder, die sich einander zudrängen, um für Einen Mann zu stehen: und so wird er ihn als eine Landcharte seiner eigenen Reisen und Entdeckungen durchdenken. Wer aber diese Reisen erst thun will — ob dieß dann der sicherste und natürlichste Weg sey? die Frage ist anders!

Baumgartens Methode ist der natürlichste Weg für einen Geist, der sich an Wolfs Schriften gebildet: der aus ihnen Wahrheiten, wie Glieder, riß, und Plan genug im Kopf hatte, sie fast zur Tabelle zusammen zu fügen. Tabellarisch dachte sie sich sein lezter Blick, und so ordnete er sie — Vortrefflich für den, der eine synthetische Tabelle nöthig hat, um die Wahrheiten in aller Kürze und Fülle, gleichsam von oben herab zu überschauen. — Wer aber keine dieser Wahrheiten noch nicht einzeln kennet, und sie aus seiner Seele und aus seiner Sprache gern selbst analysiren will: ist für ihn die strenge Synthese? Und wenn ich ihm auch Meiers Commentarien in die Hand gäbe, so viel Bände von ihnen er auf einmal tragen kann? Sie ändern nichts, weil sie bloß mit vielen Worten sagen, was B. mit wenigen sagt. Und wenn ich ihn auch auf Bs. eigenen lebendigen Vortrag verwiese, der, wie er selbst sagt, dieß Skelett mit Fleisch und Adern zu bekleiden wüßte? — Noch wird nichts geändert, denn hier soll man erst einen vollen Körper

zergliedern, damit man hintendrein ein Skelett bekomme. — Wolfs und Bs. Vortrag ist der beste, nach dem sie dachten, und jeder Philosoph denken will — aber auch der, in welchem man denken lernt? die Ordnung der Natur unserer Seele? die Sprache der philosophischen Erziehung?

13.

Ich bin nicht außer meinem Pfade: ich habe zeigen wollen, daß eine Sprache, wie sie die höchste Dichtkunst und die strengste Philosophie fodern, zween Endpunkte seyen, und mitten inne Platz zu allen Gattungen bleibe, die ich unter den Namen einer behaglichen, bequemen Sprache setze. So wie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist: so ist auch die schönste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mittlere Größe ist unstreitig der beste Platz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

Nun soll eine Sprache gebildet werden: wozu? Entweder zur mehr dichterischen Sprache, damit der Styl vielseitig, schön und lebhafter werde; oder zur mehr philosophischen Sprache, damit er einseitig, richtig und deutlich werde; oder wenn es möglich ist, zu allen beiden.

Das Letzte kann in einem gewissen Grade geschehen; und muß nach unserer Zeit, Denkart und Nothwendigkeit auch geschehen. Alsdann werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchste Stufe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte schweben, und von den sinnlichen Sprachen durch Uebersetzungen und Nachbilden borgen; anderntheils durch Reflexio-

flexionen der Weltweisheit das Geborgte haushälterisch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vortheile ausmachen, und nicht dem Spartanischen Eigensinne nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt versagt; wir werden aber auch, so wie die Akademie della Crusca, und Johnson in seinem Wörterbuche, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, so daß die fremden Kolonien bloß die Mängel des Staats unterstützen dürfen. — Man bilde also unsere Sprache durch Uebersetzung und Reflexion.

Man sehe die meisten Vorschläge zur Bildung der Sprache, und sie fallen in ein Aeußerstes, statt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur philosophischen Sprache; andere wollen sie allein auf die dichterische Seite lenken. Daß, wenn beide etwas wirken, beide einander die Stange halten, macht das Glück unserer Sprachenverbesserung.

Unter so vielen philosophischen Sprachverbesserern nehme ich einen, zu dessen Lob ich gern unterzeichne: Sulzer, in seinem beliebten Inbegriff der Wissenschaften, in dem vielleicht kein Artikel ärmer ist, als der über die Sprache. Er fodert zur Vollkommenheit einer Sprache: „1) Einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern und Redensarten, „wodurch jeder Begriff deutlich und bestimmt ausgedruckt wird.“ Nun! und wenn die Sprache einen überflüssigen Vorrath hat? So muß der Ueberfluß fort! — Vollkommen für den Philosophen, aber schlecht für den Dichter, der von diesem Ueberfluß leben muß; der nicht Begriffe deutlich und

bestimmt, sondern Begriffe und Empfindungen sinnlich rührend und reich ausdrücken will. Wenn dieser neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme und uneigentliche Wörter verbannt werden: lebet wohl, ihr Dichter! ihr müßt von selbst Abschied nehmen. Ueberdem ein hinlänglicher Vorrath: hinlänglich — wofür? wozu? — Jeder Begriff deutlich ausgedruckt? Und wenn er nun nicht von Menschen, in einer menschlichen Sprache deutlich ausgedrückt werden kann? So soll er weg! Auf einmal ist mir ja der Schatz aller meiner untern Kräfte, Erfahrungen und sinnlichen Ideen geraubt: was bleibt mir für ein kleiner Bettel abstrakter Ideen, deutlicher Ausdrücke übrig, und was sollen mir die jetzt? Alle meine Sinnen sind mir geraubt, ich habe aufgehört Mensch und Thier zu seyn, und bin nichts!

„2) Eine genugsame Anzahl deutlicher Lenkun„gen." Genugsam? deutlich? für wen? wozu? Im Sprechen? in Büchern? in welcher Gattung der Schreibart? Und wie, wenn einige gegen einander ausschließend wären?

„3) Eine Biegsamkeit in der Zusammensetzung „vieler Wörter in einen Satz, damit ein ganzer Ge„danke richtig, bestimmt und nach Beschaffenheit „der Sache leicht und nachdrücklich ausgedruckt wer„de." Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht, daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrücken will, so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Rich=

tigkeit ist steif, die Gründlichkeit fest, und die Ueberzeugung statt des Nachdrucks.

„4) Eine hinlängliche Mannigfaltigkeit langer „und kurzer, hoher und tiefer, heller und dunkler „Sylben, und der daher entstehenden Füße, Perio„den und Versarten.“ Eine philosophisch vollkommene Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir bloß als Geister einander Begriffe in die Seele reden, so fragen wir nicht nach hohen und tiefen Sylben; so wenig als in den Büchern, wo diese philosophische Sprache allein gelten kann, die hellen und dunklen Sylben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nehmlichen Fehler, daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt. Ja wären wir ganz Geist: so sprächen wir bloß Begriffe, und Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer sinnlichen Sprache müssen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen seyn. Sein Plan, der philosophisch seyn soll, ist also ein Hermaphrodit: die philosophische Vollkommenheit erreicht er nicht, und der sinnlichen Schönheit thut er zu viel; als Plan, was eine vollkommene Sprache seyn sollte, zu wenig; als Projekt, was irgend eine wirkliche Sprache seyn könnte, viel zu viel; und was die beste Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Eben der Fehler trifft auch sein Wörterbuch. „Es soll den Unterschied der beinahe gleichlautenden „Wörter sorgfältig anzeigen!“ Schön! das ist die Sprache der Philosophie. Lasset Sulzern, den

noch lebenden Baumgarten, die Wörter: angenehm, schön, lieblich, reizend, gefällig, in seiner Aesthetik bestimmen: die Welt wird ihm vielen Dank wissen; lasset andere auf der Bahn des Baumgartens fortgehen, und einen Kant in seinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, seine Unterschiede zwischen beinahe gleichen Wörtern bemerken: sie arbeiten für die Deutsche Philosophie und philosophische Sprache; aber nicht für die Sprachkunst überhaupt. Alle kannst du nicht bestimmen, philologischer Weltweise! Die wirst du vermuthlich auswerfen wollen? Aber wirst sie auch die Sprache des Umganges aus? Nein! so weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter. — Der Dichter muß rasend werden, wenn du ihm die Synonymen raubst; er lebt vom Ueberfluß. — Es ist immer ein Girard im Deutschen zu wünschen, recht sehr zu wünschen — aber ein Gesetzgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht ideal-philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, gebühret einem zweiten Claudius und Chilperich, die neue Buchstaben einführen wollten, und Grammatiker zu ABC-Märtyrern machten. Immer ein Glück für den Dichter, und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen, und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind. Und eben so ein Glück für den Prosaisten, und ein Unglück für den Weltweisen, daß das Reich einer lebendigen Sprache, Demokratie ist. Das Volk regiert, und duldet keine Tyrannen: der Sprachgebrauch herrscht und ist schwer zu bändigen:

Hunc penes arbitrium est et vis et norma loquendi.

Ueber Sulzers Anschlag zur philosophischen Grammatik mag statt meiner ein Kunstrichter *) reden. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich, wenn man „eine allgemeine philosophische Grammatik hätte, „welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommen„heit einer Sprache beurtheilt werden müßte; mit „diesen Regeln könnten die durch den Gebrauch ein„geführten verglichen und daraus gebessert und ver„mehrt werden.“ Und der Recensent setzt dazu: „Ich weiß nicht, ob die schönen Wissenschaften von „dieser Vergleichung Vortheil haben werden. So wie „die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu sagen, „ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortreff„lich zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Ueberflüssi„gen und Unregelmäßigen seiner Sprache öfters „Schönheiten, die eine richtige philosophische Spra„che entbehren muß. Nur ein einziges Exempel an„zuführen: die philosophische Grammatik würde ver„muthlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leb„losen Dingen für überflüssig erklären, und gleich„wohl würden sich die Französischen und Deutschen „Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen, die „sie aus diesem unnöthigen Unterscheide der Ge„schlechter gezogen haben. Einige Sprachen unter„scheiden die Geschlechter auch in der Conjugation der „Zeitwörter, welches ihren Schriften zu einer be„sondern Zierde gereicht. **)“

---

*) Lit. Br. Th. 4. S. 230.

**) So ist's für die orientalischen Dichter eine bequeme und vor-

Ueberhaupt würde dieser weise Vorschlag, so wie jener andere: „es sollte keiner Schriftsteller werden, der nicht die Alten gelesen," uns alle Originalschriftsteller rauben. Man lese unsere besten Dichter, besten Prosaisten, ja selbst unsere eigenthümlichen Philosophen — wie wird man den Sulzerschen Einfall bedauren, uns keine Idiotismen zu lassen. Der Philosoph, der in dieser philosophischen Grammatik säße, wäre wie ein ungelenkiger Alter, der muntern Knaben das Springen verbeut, weil er selbst nicht mitspringen kann.

14.

Von der andern Seite hat man, um unsere Sprache auszubilden, so häufig die Uebersetzungen angepriesen, den Uebersetzern so manchen Rath, der leicht zu geben, und schwer anzuwenden ist, so manchen Liebes= und Gnadenschlag gegeben, und wiederum so viele Aufmunterungen vorgehalten, daß ich über alles so oft Gesagte, nichts noch einmal sagen will.

Der Uebersetzer soll Wörter, Redarten und Verbindungen, er soll seiner Muttersprache vortreffliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern Sprache anpassen. „So machte Apoll, daß Achilles

theilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Kenntnissen in der Botanik vermuthlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja sogar für eine Pflanze, die Jungfer und Ehefrau ist, verschiedene Namen haben. So haben die Griechischen und Römischen Dichter alle unübersetzbaren Schönheiten aus dem Eigensinn ihrer Sprache gezogen, und in ihn verwebt.

„Rüstung Hektorn so gerecht war, als ob sie auf „seinen Leib verfertiget worden. Ohne Versuche, „die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine „whe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in „derselben vollkommen werden.“

„Zu eignen Versuchen über die Bildung der „Sprache haben nur die öffentlichen Redner Anmun„terung genug, und die größte Zahl dieser Versuche „ist vergeblich; aber man thue es durch Versuche „nach einer bessern Sprache. Diese stellt uns schon „viele Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen „müssen, und stellt diese Begriffe so neben einander „vor, daß uns neue Verbindungen nöthig werden. „Von dem Wohlklange jetzt nicht zu reden, der „besser gemessen werden kann, wenn immer das „Ohr unmittelbar vorher von einem Perioden sehr „richtig angefüllet gewesen.“ Ich mag Abbten*) nicht weiter nachschreiben: er preiset den Uebersetzern das Griechische, Lateinische und neuere Ausländer an, verspricht ihnen classische Herrlichkeit, um sie zu der Tugend zu reizen, quae serit arbores ut alteri seculo prosint!

Statt dessen will ich, nach unsern vorausgesetzten Prämissen, einige Worte über die Uebersetzungen ins Allgemeine hinschwatzen. Alle alten Sprachen haben, so wie die alten Nationen, und ihre Werke überhaupt, mehr charakteristisches, als das, was neuer ist. Von ihnen muß also unsere Sprache mehr lernen können, als von denen, mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied zwischen

*) Lit. Br. Th. 15, S. 98.

beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir haben über die Griechische etwas versucht, und zugleich einige Schranken angezeigt, an denen sich so manche Uebersetzer den Kopf gestoßen. Es wird sich in den folgenden Theilen bei einzelnen Autoren der Griechen und Römer sagen lassen, was sich für unsere Sprache von ihnen nützlich ablernen ließe; hier lasse ich mich darüber nicht ein, und fahre fort.

So sehr man Ursache hat, Uebersetzungen zur Bildung der Sprache anzupreisen, so hat doch die Sprache größere Vorzüge, die sich vor aller Uebersetzung bewahret. Eine Sprache vor allen Uebersetzungen ist wie eine Jungfrau, die sich noch mit keinem fremden Manne vermischet, um aus zweierlei Blut Frucht zu gebären: zu der Zeit ist sie noch rein, und im Stande der Unschuld, ein treues Bild von dem Charakter ihres Volks. Sie sey voll Armuth, Eigensinn und Unregelmäßigkeit: wie sie ist, ist sie Original- und Nationalsprache.

Welche unendliche Vortheile es gebe, wenn sich die Literatur eines Volks in allen ihren Gattungen so ursprünglich in ihrer Sprache, und diese sich mit jener gestalte, ist an keiner als an der Griechischen Sprache zu zeigen; an ihr aber auch auf vorzügliche Weise. Denn wenn gleich die ersten Samenkörner aller Wissenschaften in sie aus andern Ländern kamen, so war doch dieß vor der Zeit der Büchersprache, folglich in einem Alter, wo diese fremde Mundart nach der Natur der Kindheit, in der die Veränderungen schnell auf einander folgen, bald konnte verdrungen und umgebildet werden. Und so bildete

sich auch alles nach Griechischem Himmel um, und weil die Literatur dieses Volks nie ein tyrannisches Urbild hatte, was sie nachahmte: so ward ihnen alles Fremde eigen, und alles Eigne gelangte in ihrer Hand zur eigenthümlichen Vollendung. In einer Geschichte Griechischer Literatur und Sprache müßten diese zween Vorzüge, über deren Beschaffenheit, Gränzen und herrliche Wirkungen noch wenig versucht worden, zum Grunde liegen: nämlich wiefern dieselbe den Adel des Ursprünglichen, und das Herrenrecht des Eigenthümlichen gehabt, erhalten und genutzt habe.

Eine Sprache, in welcher kaum die Literatur empfangen ist, und die die ganze Gestalt derselben nach einer andern bildet, verliert eben damit, wenigstens als gelehrte Sprache, ihr Original-Eigenthum. Unter diesen Ueberwundenen war die Römische die erste, die, in den Gränzen gelehrter Bearbeitung betrachtet, ganz nach der Griechischen ist. Es ist erstaunend, wie tiefe Eindrücke dieß bis in das Innere ihrer Literatur gemacht, die fast nie eigenthümlich geworden, als wo sie es seyn mußte.

Da nach Wiederaufweckung der Wissenschaften alle Völker Europens, die nicht Barbaren blieben, von Athen und Rom aus Gesetze und Muster bekommen haben, und unsere heilige Sprache dem Orient entwandt ist: so giebt es unzählige Merkmale dieses Fremden und Seltenen in unserer Literatur und Sprache. Hierüber könnte ein Cellarius, der das für den Geist wäre, was unser Cellarius mit seiner latinitate ecclesiastica, cadente, prolapsa etc. für nichts als Worte ist, ein tief-

sinniges und gelehrtes Werk schreiben: was unsere Literatur von der Sprache bis zur Form ganzer Wissenschaften von den Morgenländern, Griechen und Römern habe?

Wie sehr unsere Sprache sich in einigen Jahrhunderten mit Leib und Seele geändert habe, würde ein Sprachkundiger mit Erstaunen sehen, der den verschiedenen Geist ihrer ältesten Ueberbleibsel, und ihrer Hauptwerke in verschiedenen Zeitpunkten grammatisch und philosophisch schätzen, und eine Geschichte derselben liefern könnte, die wir noch nicht haben.

So leicht unsere Handwerksrecensenten es halten, über Uebersetzer hoch einher zu fahren, und ihnen Sprachfehler zu zeigen: so halte ichs für die feinste Kritik, genau den Mittelstrich zeigen zu können, „wie ein Uebersetzer seinen beiden Sprachen nicht auf ein Haar zu nahe treten müssen, der, aus welcher und in welche er übersetzt". Eine zu laxe Uebersetzung, die unsere Kunstrichter gemeiniglich frei und ungezwungen nennen, sündigt wider beide: der einen thut sie kein Genüge, der andern erweckt sie keine Früchte. Eine zu sehr anpassende Uebersetzung, die leichte, muntere Seelen sclavisch schelten, ist weit schwerer: sie eifert für beide Sprachen, und wird selten so geschätzt als sie es verdient. Da ein solcher Autor überall versuchen, anpassen, wagen muß, so erbeutet er von unsern Censoren mit hohem Augenbraun, daß sie ihn über drei mißrathene Versuche verschreien, alles Gewagte in ihm für Sprachfehler nehmen, und den Proben eines Künstlers, wie Lehrlingsstücken eines Schülers,

begegnen. So ging es Abbten mit seinem Sal= lust. Wenn sich ein munterer Jüngling für sein Vaterland wagt, so wünsche ich ihm einen alten Verständigen zur Seite: nur daß dieser nicht vor= gehe; und hat sich ja jener zu weit verirrt, so füh= re ihn ein Genius, wie ein unsichtbarer Menschen= freund, wieder zu den Seinen. —

Wäre aus allem, was ich gesagt, nichts zu se= hen: so doch, was es für eine mißliche Sache mit dem Ideal einer Sprache sey? Es giebt so verschie= dene und ausschließende Vollkommenheiten dersel= ben, wenn man sie in verschiedenen Lebensaltern, zu verschiedenen Zwecken, auf verschiedenen Stufen betrachtet, daß, je mehr ich über dieß Ideal nach= denke, desto mehr fließen die Farben in ihm zusam= men: es wird eine Luftgestalt, die mein Auge blen= dete, die es verwirret — und endlich ist doch alles verflogen.

Ich lasse also einen andern für mich reden, und setze bloß einzelne Worte hinzu, die bestimmen sol= len, was er nicht genau, und anwenden sollen, was er vortrefflich sagt.

15.

Beschluß über das Ideal der Sprache.*)

„Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen ha= „ben kann, als man sie wünschet, so muß man aus

*) Lit. Br. Th. 17. S. 180.

„den vorräthigen zu machen suchen, was sich daraus „machen läßt. Leibnitzens gelehrte Sprache ist „nicht zu bekommen: wie könnten wir uns der „Deutschen z. E. noch am bequemsten zu den „Wissenschaften bedienen? Diese Frage dürfte „allenfalls eine andere als Vorläuferinn haben, wel= „che unter denen in Europa recht bekannt geworde= „nen Sprachen der Idealvollkommenheit einer Spra= „che, die Worte braucht, am nächsten kömmt. Eine „gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache würde „uns diese Idealvollkommenheit wenigstens einiger= „maßen kennen lernen." Will man sie etwas mehr, als einigermaßen, kennen lernen, und auf beide Fragen so viel antworten, als sie fragen: so dürfte es mit etwas Metaphysik nicht abgethan seyn, die gewiß nicht bloß weit, sondern auch tief seyn müßte. Abbt überdachte sie fliegend, und freilich dünkt uns im Fluge eine Gegend kleiner, als wenn wir sie mit unsern Schritten durchmessen sollen. Bei bei= den Antworten muß das divide! doch das erste Wort seyn, und so bald wir die Frage in ihre Classen nach verschiedenen Wissenschaften, Zwecken, Zeiten, Nationen, Spracharten zertheilen, und wir jeden abgeschnittenen Theil wieder zu einem ganzen Polypen lebendig werden sehen: so wird man es glauben, daß die reichste Antwort noch immer zu wenig liefere.

„Man kann die Sprache unter zwei Augpunkten „betrachten: in so fern sie einmal unverbundene und „unzusammenhängende Begriffe vorstellt; hernach so „fern sie diese Begriffe in Verbindungen anzeigt."

„Vom ersten Stücke hängt der Reichthum und

„der Wohlklang und auch das Bilderreiche der Spra=
„che ab." Der Reichthum kann seyn in Namen
der Sachen, oder in Zeichen der Begriffe;
der erste macht eine Sprache sinnlich oder bilder=
reich; der zweite abstract oder gedankenreich;
und den Unterschied von beiden habe ich zu zeigen ge=
sucht. — Der Wohlklang hat mit Begriffen kei=
ne Verbindung, sondern muß aus der Natur der
Sprach= und Hörwerkzeuge erklärt werden, wenn
wir eine Prosodie auf philosophischem Grunde ha=
ben wollen.

„Das erste Stück ist solcher Vollkommenheiten
„fähig, die mit dem Tode der Sprache, wenn sie auf=
„hört Landessprache zu seyn, verlöschen." Nicht bloß
mit dem Tode der Sprache, sondern mit jedem Le=
bensalter gehen gewisse Vollkommenheiten verloren,
die durch Vollkommenheiten eines andern Lebensal=
ters ersetzt werden. So lange sich eine Sprache bil=
det, als Sprache der Nothwendigkeit, ist, bei
allen Ungemächlichkeiten der Armuth, ihr Vortheil
Stärke. Wenn die Sprache noch nicht Bücher=,
aber Liedersprache ist, so hat sie Reichthum an Bil=
dern, und den höchsten Wohlklang. Wird sie Sprache
des sittlichen Volks, so bekommt sie mehr Reichthum
an politischen Ausdrücken, allein der hohe Wohlklang
und das Bildervolle mildert sich. Als Büchersspra=
che wird sie reicher an Begriffen; allein der poeti=
sche Wohlklang wird Prose; das Bild wird Gleichniß;
die malenden, klingenden Beiwörter verlieren
sich. Die philosophische Sprache, ist sie be=
stimmt, aber arm, verliert Synonymen, und Bilder
und Wohlklang achtet sie nicht. Dichterisch ist ei=

ne Sprache am vollkommensten, ehe sie; und philosophisch wäre sie am vollkommensten, wenn sie bloß geschrieben wird: am brauchbarsten und bequemsten, wenn sie gesprochen und geschrieben wird. Indessen fodert und verdient die Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verloren? die würdigste Auflösung.

„Es ist doch unstreitig, daß außer den fünf „Selbstlautern noch viele Zwischenlaute hätten ange„bracht werden können; so wie die vorhergehende „und nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu „solchen Lauten noch weit mannichfaltiger einzurich„ten wäre." Nach der Bewegung der Redewerkzeuge haben wir wirklich mehr Selbstlauter, als fünfe: weil diese fünfe mit verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze ausgedrückt werden. Daß wir nun für diese Zwischenlaute nicht neue Zeichen, wenigstens Unterscheidungen haben, ist eine große Unvollkommenheit unserer Orthographie, die unter allen mir bekannten Europäischen Sprachen die letzte, und für einen Lehrling die schwerste seyn dürfte. Wer wird Meer und mehr, Zehn, Zehen, Zähn', zähe u. s. w. als Fremdling, bestimmt finden? Was wir bei I zu viel an Zeichen haben, ist bei A und E zu wenig. — Und brauchen wir Accente nicht noch immer, obgleich unsere Sprache kurzsylbig und eintönig ist? Der lächerliche Fehler mit Gés-penstern, statt Gespénstern; mit vérg-lich, statt ver-glìch; mit Enterbè-ter, statt Ent-érbeter ist doch bei Lehrlingen immer möglich, da er uns gebornen Deutschen manchmal in Gedanken und bei verzerrtem Druck, oder verzerrter Hand anwandeln kann. Bei

vielen Wörtern ändert sich ja die Bedeutung selbst; z. E. unterhálten und únterhalten, übersétzen und úebersetzen, Uebersétzer und Übersetzer sind ja himmelweit verschieden. Nicht bloß zu dem Hebräischen Schin fehlt uns das Zeichen, weil ich Geschmack als ein Fremder immer eher Ges-chmack lesen werde; sondern man kann überhaupt den Mangel unserer Zeichenschrift am besten aus Reise- und Erdbeschreibungen sehen, wenn die Namen fremder Sprachen in unsern Buchstaben sich kaum mehr erkennen lassen. — Soll unser Hexameter ausstehlich werden, so muß er Accente haben; und der erste Dichter, der sich die Mühe geben wird, Griechische Hexameter zu machen, wird sich auch der Accente nicht schämen, weil er sie vor allen am wenigsten braucht. Sollte unsere Sprache sterben: Himmel! wie schlecht würde man sie aus Büchern lernen. Um sie auszubilden, stelle man sie sich todt vor; man nutze die Provinzialismen, um sie zu bestimmen. Man mache sie bestimmt, wie eine todte, und fruchtbar, wie eine lebendige seyn kann.

„Bei der Verbindung der Begriffe kommt es „hauptsächlich an: 1) ob man sie durch bloße Abän„derung des Ausdrucks für eine jede Idee; oder „2) durch Zwischensetzung kleiner Worte; oder 3) „durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. „Denn diese drei Fälle sind, glaube ich, bloß mög„lich.“ Der erste Fall ist der einfachste, und bei dem Anfange jeder Sprache der geradeste gewesen; er ist daher noch bei den heutigen Sprachen von antikem Charakter sehr sichtbar; gut für Dichter, aber un=

philosophisch. Der mittelste ist am üblichsten, bei der Deutschen Sprache sehr gebräuchlich, und für die Sprache des gemeinen Lebens bequem. Aber weil diese zwischengeschobenen kleinen Worte nicht Accent genug haben, und doch nicht wie die wenigen Wörterchen der alten Griechen, auch nicht ganz ohne Accent sind: so entstehet daraus die Unbestimmtheit der Prosodie, die unsern neuen Sprachen so lästig fällt. — Der dritte Fall ist der philosophisch-vollkommene; und wenn Leibnitzens allgemeine Sprache ja möglich wäre, so wäre es eine Algebra, wo die Verbindung der Ideen sehr von ihrer Stellung abhienge.

„2) Was für Gesetze man zur Folge einer gewissen Anzahl von Ideen, die in Verbindung stehen, „annehmen wolle. Hier ist das Hauptgesetz, man „lasse sie in der Ordnung folgen, die der Faßlichkeit „des Gedanken und dem jedesmaligen Zweck des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden in tausend Fällen nur einerlei seyn, also wird „es eine gewisse allgemeine Construktionsordnung geben; hundertmal aber giebt es einen besondern „Zweck des Redners, und dann ist diejenige Sprache „die beste, welche räumig genug geschürzt ist, um „ihre Ordnung nach diesem Zweck wenden zu können. „Ein geringes Nachdenken überzeugt uns, daß wir „in unsern jetzigen Sprachen eine Menge besonderer „Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen „vermögend sind, sondern sie nur aus dem Zusammenhange unserer Gedanken müssen errathen lassen. „Unvollkommenheit der Sprache!" Ueber diesen philosophischen Artikel kann das Fragment ein Commentar

tar seyn, das unsern Nachtheil nach der Griechischen und Lateinischen, aber Vortheil vor der Französischen Sprache zeigt.

Man muß die Worte so ordnen, daß sie bei aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden. Diese Zweideutigkeit ist am ersten in Sprachen zu besorgen, die wenige Casus z. E. den Nominativ und Accusativ gleich haben; die nach dem vorigen zweiten Fall mit Zuschiebung kleiner Wörter flektiren, und bei denen die Construktionsordnung wenig bestimmt ist. Die erste Unvollkommenheit äußert sich bei der Französischen; die zweite bei dem schleppenden Perioden der Deutschen, und die dritte bei dem elenden Lateinischen Perioden neuerer Bücher, die sich jede Inversion erlauben, weil sie die Gesetze der alten Römer in ihrem vortrefflichen Perioden nicht kennen, der nichts unbestimmt läßt, und doch für das Auge und Ohr zugleich schreibt.

„Nach dieser Vorschrift müssen wir die Sprache „der Schriftsteller ausbilden; denn dem Sprechen„den helfen Geberden und der Ton der Stimme den „wahren Verstand bestimmen, dahingegen alles dieß „im Buche wegfällt.“ Jetzt setze ich folgende wahre Beobachtung Samuel Johnsons dazu: „Es „giebt Worte, deren Sinn allzufein ist, als daß man „ihn mit Worten sollte fassen, und in eine Umschrei„bung bringen können. Das sind diejenigen Worte, „welche die Sprachlehrer particulas expletivas, oder „ausfüllende Wörter nennen. In todten Sprachen „übersieht man sie als leere Töne; als Töne, die „zu anders nichts dienen, als einen Vers auszufül-

„len, oder einen Perioden wohlklingender zu machen.
„Aber in lebenden Sprachen wird man bald inne,
„daß dergleichen Wörter mehr, als ausfüllende Wör=
„ter, sind, daß sie Kraft und Leben haben, ob man
„gleich ihren Nachdruck mit andern Worten nicht
„ausdrucken kann." Dieß wird jedem bei dem Lesen
Homers unzähligemal beifallen; Füllwörter, wo
alle leben, und je öfter, desto kräftiger wiederkom=
men. Ich mache mich auf eine Menge Einwürfe ge=
faßt, die man meinem Gefühl einer in Büchern le=
benden Sprache machen wird. Ich antworte aber:
urtheile nicht aus der Grammatik, sondern lies, als
ob du hörtest.

„Durch was für Künste haben es die Franzosen
„dahin gebracht, daß man ihre Sprache die Sprache
„der Vernunft nennet?" Ich glaube, drei Ursachen
dazu angeben zu können. Ihre Sprache hat bei ihrer
Bildung, durch welche Ursachen es auch seyn möge,
eine gewisse Regelmäßigkeit sich eingedrückt, die un=
sere Sprache nicht hat. Da ihre Construktionsord=
nung bestimmt ist, so kommt man minder in die
Verlegenheit, sich schielend auszudrücken. Zweitens:
man hat an sie so viel Politur angewandt, als nicht
viel andere lebende Sprachen erhalten haben. Zu ei=
ner Zeit, da Deutschland noch Barbarisch oder Latei=
nisch schrieb, feilte man schon lange an ihr, weil die
Franzosen immer lieber für ein Publikum und schö=
nes Publikum schrieben, wenn der Deutsche für Stu=
dirstuben und Katheder schrieb. So wie die alten
Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiber=Rathhaus
hatten, so ward das schöne Geschlecht auch bald der
Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises. Man sah die

Bücher immer mehr für schriftliche Gespräche, für Unterredungen im schönen Ton an, und gab sich also die unterhaltende Miene eines Vernünftlers. Statt daß ich drittens an alle die öffentlichen Anstalten gedenken sollte, die der Sprache aufgeholfen, will ich bloß dazusetzen, daß die Französische Sprache auch nichts wäre, wenn sie nicht dieß Lob erbeutet hätte. Zur Musik elend; wässerig, nervenlos, unharmonisch für die Poesie; zu unbestimmt für die hohe Weltweisheit, hat sie ihr Glück eben durch eine Mittelmäßigkeit gemacht, die weder in Weltweisheit noch Dichtkunst eine hohe Stufe erreicht. Premontval*) urtheilt nicht unbillig: „soll ich bei ihrem gro-„ßen Glücke einen Vorzugstitel für sie ausfinden, so „würde ich ihn in einer gewissen Gleichung mittelmä-„ßiger Eigenschaften suchen. Nicht so sanft, als die „Italienische; nicht so majestätisch, als die „Spanische; weniger zusammengedrängt, als die „Englische; an Nachdruck weit unter der Deut-„schen; an Reichthum, an Ueberfluß fast unter je-„der Sprache Europens, hat sie doch bei ihrer Armuth „Mittel, Nachdruck, Kürze, Majestät und Süßigkeit „genug, um ein sehr schätzbares Werkzeug der mensch-„lichen Gedanken zu seyn. Insonderheit legt die Klar-„heit und Politesse, die sie charakterisiren, ihr gro-„ßen Werth bei.“ So wie nun ein hübscher, artiger Mensch, deutlich und vernünftig in Gesprächen, im Umgange mehr gelitten wird, als ein tiefsinniger, stiller Mann: so hat auch die Französische Sprache vor der Deutschen sich das Lob des Verstandes ge-

---

*) Premontval préservatif contre la corruption P. 1.

ben lassen, da die unsrige sich den Titel einer Sprache der Vernunft anmaßen könnte.

„Stellt eine philosophische Materie, die unge=„fähr mit gleicher Genauigkeit in zwo Sprachen vor=„getragen worden, in der einen sich klärer, netter „und überzeugender dar, als in der andern?" Ja! und Exempel bestätigen dieß allerdings. Eine tiefe philosophische Materie kann sich in der alten, reinen Lateinischen Sprache nicht so klar, so nett, so über=zeugend ausdrücken, als in einer gewissen neuern Lateinischen Sprache, die eben deßwegen noch nicht barbarisch ist, weil sie von den Worten der Alten ab=geht. In den Schriften des philosophischen Baum=garten herrscht ein gewisser ächt Römischer Geist: seine Blumen, die gleichsam selbst aus seiner Welt=weisheit zu wachsen scheinen, und nicht über dieselbe gestreuet sind; eine so nachdrückliche Kürze, daß je=der Gedanke sich ein Wort selbst zu schaffen scheint; kurz, eine Sprache, die nicht netter und überzeugen=der und für den denkenden Leser klarer seyn kann. Ich habe mich gezwungen, mir diesen Eigensinn aus=zureden, weil andere sie eben für barbarisch, oft spielend und dunkel hielten: ich fing an in das flie=ßende Latein der Schriften des Cicero zu übersetzen, zu umschreiben, zu verschönern: und der Geist der Philosophie war weg. Nun versuche man gar die Uebersetzung in eine andere Sprache, und es wird immer noch mehr verlieren. Die Ursache davon liegt in dem Charakter der Sprache, die zu dieser Materie gleichsam die Fugen ihrer Gelenkigkeit gebildet hat, und an dem geschickten Schriftsteller, der sich in diese Fugen zu schicken weiß. „Daß also Dinge in der ei=

„nen Sprache sich besser ausdrücken lassen, als in „der andern, kann eines Theils von der Subtilität „der Gedanken herkommen; zweitens, daß man an „ihre trockene Bezeichnung bei dem einen Volk mehr „gewöhnt ist, als bei dem andern." Theils von dem Schriftsteller selbst, der als Erfinder der Gedanken, auch zugleich ein gewisses Haus- und Herrenrecht über den Ausdruck hat, in dem selten ein Uebersetzer ihm nachfolgen kann und darf; weil er theils nicht mit dem Feuer des Schriftstellers selbst denkt, theils lieber aus Furcht den Gedanken dem Worte aufopfert. Nach diesen drei Ursachen muß sich so ziemlich eine Landkarte entwerfen lassen, wiefern gewisse Materien in gewissen Sprachen sich vorzüglich schön behandeln lassen.

Materien der Weltweisheit theilen sich am leichtesten jeder ausgebildeten Sprache mit, weil man hier vorzüglich die Richtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe zum Hauptaugenmerk hat, und diese sich in jeder über das Sinnliche erhabenen Sprache, obgleich nicht überall gleich leicht, erreichen läßt. Daß man an die neuere Lateinische Sprache hierin so viel Werth geknüpfet, die Weltweisheit gleichsam nach ihren Worten bequemet, und den Begriff einem Ausdruck zu gut erfunden, ist durch eine langwierige Gewohnheit uns fast zur zweiten Natur geworden, und muß sowohl nützlich als schädlich werden können; wovon zur andern Zeit geredet werden soll.

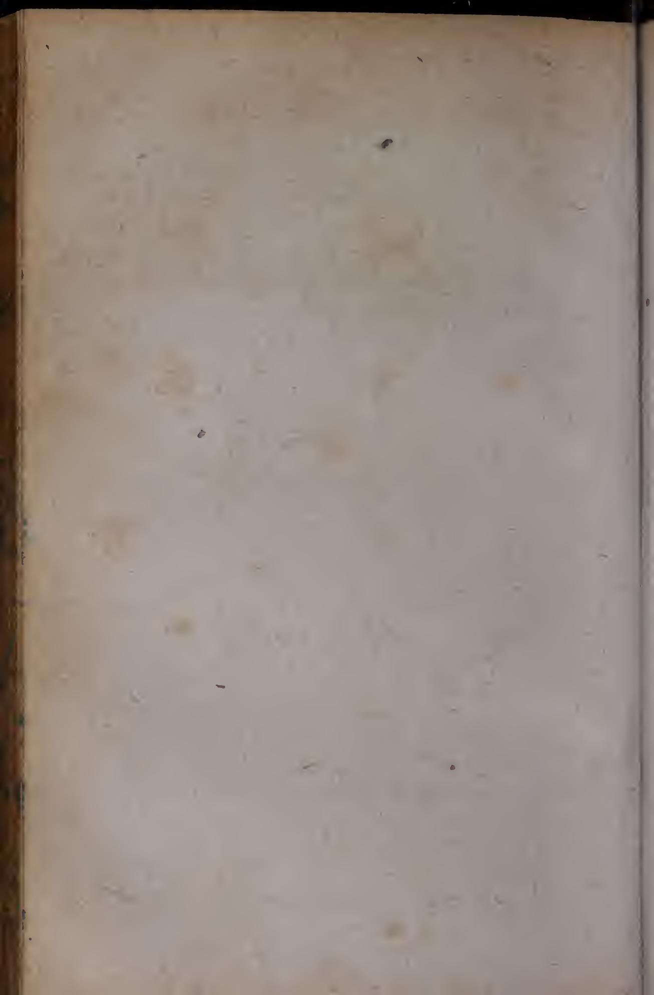
„Eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zei„ten angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht „leicht einen Modus für den andern setzen kann, ist

„nicht sonderlich zur Geschichte geschickt, wie z. E.
„die Deutsche. Wir haben gar keinen Begriff von
„den temporibus der Griechischen Sprache. Der
„Deutsche hat selten das Gefühl von dem Unter=
„schiede der beiden temporum praeteritorum der
„Franzosen, daß aus der Verwechselung oft lächer=
„liche Mißverständnisse entstehen." Indessen ist diese
Ungemächlichkeit nicht ohne Hülfe, und unbeträchtlich
sogar. Sie ist nur in einzelnen Theilen des Perio=
den: in ganzen Inversionen haben wir sogar vor dem
Franzosen viele Vortheile; und wenn einige große
Männer bei uns die historische Periode in Gang brin=
gen, und selbst als Originale vorleuchten und locken
werden; wenn man, statt der Auszüge, es unterneh=
men wird, einzelne Zeitpunkte der Geschichte mit al=
lem Fleiß zu bearbeiten: so wird unsere Sprache so
leicht Muster im historischen Styl bekommen, als
sie schon in der Weltweisheit hat.

Schöne Prose ist schon mehr in die Idiotis=
men verwebt; und unsere Sprache hat also in dieser
Schreibart viel von der Französischen gewonnen. Poe=
sie ist beinahe in ihren Schönheiten unübersetzbar,
weil hier der Wohlklang, der Reim, einzelne Theile
der Rede, Zusammensetzung der Worte, Bildung
der Redearten, alles Schönheit gibt.

Aus alle diesem folgt, daß unsere Sprache un=
streitig von vielen andern was lernen kann, in de=
nen sich dieß und jenes besser ausdrücken läßt, (sollte
es auch nur das Schimpfen seyn, wozu den Kritikern
gemeiniglich das schönste Latein gedienet); daß sie
von der Griechischen die Einfalt und Würde
des Ausdrucks, von der Lateinischen die Nettig=

keit des mittlern Styls, von der Englischen die kurze Fülle, von der Französischen die muntere Lebhaftigkeit, und von der Italienischen ein sanftes Mahlerische lernen könne. Allein man sieht auch, daß in jeder Gattung der Schreibart kein Genie sich seiner Muttersprache schämen, oder sich über sie beklagen darf, weil überhaupt für einen jeden vortrefflichen Schriftsteller die Gedanken Söhne des Himmels, die Worte Töchter der Erde sind.



Johann Gottfried von Herder's
sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung,
1827.

Inhalt.

Zweite Sammlung.

Dritte Sammlung.

Seite

Johann Gottfried von Herder's

Fragmente zur Deutschen Literatur.

Herausgegeben durch Heyne.

Zweite und dritte Sammlung.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 2 7.

Zweite Sammlung.

Vorläufiger Discurs.

Von dem Ursprunge, und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheint.

Der erste Kunstrichter war nichts mehr, als ein Leser von Empfindung und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten und den Erfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch, wie die Raupen und Heuschrecken, kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philosophischen Erkenntnißbaum genascht hatte. Es hat in der Literatur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft, und Schriftstellerei; die Wahrheiten noch nicht Systeme; die Erfahrungen noch nicht Versuche waren. Statt zu lernen, was andere gedacht, erhob man sich selbst zum

Denken — vielleicht verdient dieß auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein anderer dachte dem Gefallen und dem Eindrucke nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machten; und fieng an die Wahrheit seines Schriftstellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens und Gefühls zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar, um Vater zu seyn, daß er also wie die Türkischen Verschnittenen ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden suchte, die jetzt bloß für sein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Manne von Gefühl ein Philosoph.

Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen, die die Erstgeburt ihrer Originale nicht erreichten: er mußte also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken; bald das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen: und jetzt fieng er an, die Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden; er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter. Ist es nicht beinahe wahr, daß er so entstanden ist, als sich nach der ältesten und neuesten Philosophie das Lebendige gebiert: aus einer gährenden Fettigkeit; es sey diese der Nilschlamm, oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: „wie aus dem, der bisher bloß empfand, ein Denker, und aus dem Genie ein Weiser wurde? Wie „weit jedes von diesen dem andern entgegen gesetzt „sey, und wie weit diese, sich einander schwächenden

„Kräfte zusammen kommen müssen, um die Tempe=
„ratur des Virtuosen auszumachen? Wie aus der
„Natur Kunst, aus der Kunst Künstelei, und aus dieser
„wieder Barbarei hat entstehen können?" Die allge=
meinen philosophischen Beobachtungen hierüber wür=
den ein Mährchen von kritischen Troglodyten,
nach Art des Montesquieu hervorbringen, und
dies Mährchen könnte man dann in Geschichte ver=
wandeln und aus Völkern und Staaten bestätigen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter —
in welchem Gesichtspunkt? gegen Leser, gegen
Schriftsteller, und gegen das ganze Reich der
Literatur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, dann Vertrauter, dann
Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, dann Freund,
dann Richter; und der ganzen Literatur entweder
als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Bau=
meister selbst.

Dem Leser setzet er die Speisen in ihrer Lüstern=
heit und Anmuth vor, und sucht durch seinen eige=
nen Appetit ihren Geschmack zu erregen: dieß sind
die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Le=
ser ist schwach im Verdauen: er giebt ihm Wein zur
Stärkung; er hat einen verdorbenen Geschmack: da=
her braucht er jetzt ordentliche Cur. Dieß sind die
kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte
im Lesen darlegen, die ihm Erläuterungen, Prüfun=
gen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent
gehört immer nothwendig zum wahren kritischen Geist.
Du schreibst, als wenn du für dich schriebest: nein!
Kunstrichter! du schreibst für Leser. Diese nie aus
den Augen zu lassen; dich nach ihren Schwächen,

nicht aber Fehlern zu bequemen; dich nach der Verschiedenheit ihrer Fähigkeit, Lust und Absicht zu richten; die Stummen sprechen, die Blinden sehen, und die Tauben verstehen zu lehren; die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegengift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist dein großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter seyn? Sein Diener, sein Freund, sein unpartheiischer Richter! Suche ihn kennen zu lernen, und als deinen Herrn auszustudiren; nicht aber dein eigner Herr seyn zu wollen *). „Unser Geist nimmt oft „eine gewisse Unbiegsamkeit an, die uns hindert in „die Gedanken anderer uns gleichsam hineindenken „zu wollen, und folglich sehr oft die unsern dadurch „zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht an sich „selbst, wenn man einen andern über eine Materie „lieset, über die man selbst noch nicht gedacht hat. „Ist aber dieß letztere geschehen, so fängt die Steifigkeit an sich zu zeigen, die vermuthlich aus eben „dieser Ursache, auch außer andern, bei alten Leuten häufiger angetroffen wird, als bei jungen. Es „gehört entweder eine besondre Gabe des Himmels, „oder eine anhaltende Kreuzigung des Fleisches dazu, „um weich und beugsam genug zu bleiben, und wenn „vollends der, welcher Bücher lieset, um sie zu beurtheilen, unverdorben bleibt: so hat er gewiß eben „so viel Lob verdient, als der heilige Aldhelmus, „der sich nakt und bloß zu jungen Mädchen ins Bette

*) Lit. Br, Th. 17, S. 107.

„legte, und doch der Empörung der Sinne siegreich „widerstand." Es ist schwer, aber billig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versetze, und aus seinem Geist lese; allein wie wenige Schriftsteller haben den Stab des Popilius, um uns in diesen Kreis einzuschließen. — Ist der Verfasser von der Art, daß wir ihm nachdenken müssen, so vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem Griffel in der Hand lieset; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm zur Seite zu denken, so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei Polhöhe, und wird also sein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn endlich, wie in den meisten Deutschen Büchern, die Vorreden Entschuldigungen und demüthige Komplimente enthalten, so wird der Kritikus Richter und Gesetzgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht also zuvor und commandiret.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich der Wissenschaften, als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als Schriftsteller gelesen, und zeichnet bei den Recensionen die Schattenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißet er nieder, um die Aussicht zu verbessern; oft springt er, wie Remus über die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen; oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten: und kann er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Systems, so wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht

Kolom, der hier eine Insel und dort eine erfand, sondern der ans feste Land trat, gab der neuen Welt seinen Namen.

Ein kritisches Werk, das in allen diesen drei Absichten groß bliebe: was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichste Abwechselung statt der gewöhnlichen kritischen Monotonie müßte entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auflauerte: bald Leser von unverdorbnem Geschmack, bald solche, die nicht zu lesen wissen, erwischte und sie zu denen führte, die mit ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und Gehülfe des Verfassers lieset, mit ihm, oder ihm nach, oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieset, als wenn er es selbst schriebe. — Ich glaube, es ist Shaftesbury in einer seiner leider! noch unübersetzten Abhandlungen, der von sich schreibt, daß ihm beständig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen schweben, und ihn als Muse begeistern müsse — Diese Dulcinea hat ein Kunstrichter mehr als irgend jemand nöthig.

Aber es schleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der seinen Charakter parodirt. Er gibt uns, anstatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte Gerippe von Auszügen; statt ein Pygmalion seines Autors zu werden, schlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab, und setzt das seinige darauf; als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Geräth, und ehrwürdigen Auskehricht der Literatur; er eifert in den petites maisons der Gelehrsamkeit gegen elende Uebersetzer; die Brille eines Compendiums oder das Fernglas ei=

nes Systems in der Hand, nähert er jetzt diese Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um nur beständig das Schattenspiel seiner Lieblingsbegriffe zu erblicken: und eben dieß ist ein Kunstrichter nach dem gewöhnlichen Geschmack. Er wird seinen Lesern so unentbehrlich, als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerinnen sind; er wird gelesen, gelobt uud vergessen; seine Ephemeriden, gleich den Insekten dieses Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Messe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leser! mit dem ich jetzt spreche, folge diesen Winken, die nicht Einfälle, sondern oft und leider! bei den besten Werken gemachte Beobachtungen sind. Ich lasse dich los, um die vielen Deutschen Journale, die die Modekrankheit unsrer Zeit sind, in diesen Aussichten zu betrachten, und wie du es für gut findest, in der Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unsere Kritici sind Richter; jedes Journal reimt sich mit Tribunal. Hierin ist die Deutsche Literatur ihrem Vaterlande ähnlich: viele Fürsten und kein gebietender Oberherr! Man muß also noch so lange in der Stille urtheilen, bis man die Kunstrichter auch als Schriftsteller ansehen lernt. — —

A n m e r k u n g.

Die beste Art, einen Autor zu beurtheilen, ist sein eigner Plan. Dieser ist zu prüfen, zu bessern und auszumahlen. Diese Arbeit charakterisirt und bildet Genies; schwer und nützlich zugleich!

Prüft man bloß den Plan allgemein, und sagt seine Gedanken drüber, ohne den Verfasser nach seinem Plan zu prüfen: so thut man weder dem Ehrgeitz,

noch der Demuth desselben Genüge. Man hält ihn zu sehr für Kind, wenn man sein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind, wenn man sein Probstück nicht ansehen will.

Bei mittelmäßigen Verfassern, deren freilich die meisten sind, verstehe man die Kunst, die Sokrates bei Heraklits Schriften anwandte: ein Taucher zu seyn, um Perlen herauf zu holen.

Die entgegengesetzte Straße ist, Stellen herausnehmen, um an ihnen zum Ritter zu werden; Oerter zu suchen, wo man seine Lieblingsgedanken ausschüttet. Dieß unterhält; aber oft auf Kosten des Autors.

Man muß mehr Kunstrichter über Fehler, als über Schönheiten seyn! insonderheit um Schriftsteller auszubilden. So lange man nicht Werke liefert, bei denen es selbst schwer war, zwei Fehler zu erwischen, bei denen wenigstens die Schönheiten überwiegend sind, bei denen kein falscher Geschmack zu merken oder zu fürchten ist: so kann der Kunstrichter immer sich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken; eine Arbeit, die ihm überdem Würde gibt. — Und das selbst bei guten Verfassern! Wo viele Schönheiten sind, muß ich auch die kleinsten Fehler rügen. Die Schönheiten findet das Genie selbst, und der Kunstrichter entfaltet nur die feinsten, die dem Auge selbst des Genies entwischen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Basedows *) wegen; damit, wer nicht Genie ist, gewarnt werde gegen

*) Lit. Br. Th. 5. S. 289.

— — maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura — —

Je mehr der Kritikus sich vertheidigen muß, desto minder wird seine Gerechtigkeit unwidersprechlich. Der alte Syrus hat wohl nicht Unrecht: „Lobe die Freunde öffentlich, und tadle sie „insgeheim!“

Was Isokrates sich zum Muster nahm: „stumpfes Eisen zu wetzen! das ist auch der Zweck der Kunstrichter gegen Schriftsteller, und das Verdienst der Literaturbriefe. Haben sie nicht das Füllhorn der Grazie ganz ausgeschüttet, unde parentur opes; so haben sie doch Blumen gestreut um den Altar der Göttinn Literatur — falls nicht schlechte Schriftsteller in gute umschaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutsamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geschmacks ist geöffnet: man komme und trinke!

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat: „unser „Deutschland dürfe keinem Volk, es sey alt „oder neu, wenn es nur undeutsch ist, an Werken „der Einbildungskraft etwas nachgeben“; seitdem die Nachahmungssucht einer andern Sekte auch etwas kalt geworden: man müsse, was nur Orientalisch, Griechisch und Brittisch hieße, durch rauhe Kopien auf halbdeutschen Boden verpflanzen; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mit=

telstraße wählten, und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und Schweizerischer Nachahmungen, die Deutsche Literatur übersahen: seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger*), als über den Mangel an Originalen, an Genies, an Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Literaturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber. Man konnte es merken, daß sie über jedes Feld der Deutschen Literatur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Cirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war; da Schweizer und Gottschedianer einander möglichst widerstanden, und gleichsam durch ihre gegenseitigen Kräfte, die in einander wirkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen mußten: so foderte es die Zeit, daß Kunstrichter, die beider Partheien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden mußten: und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig; beständige Klagen endlich verdrossen, und ewige Vorschriften matt und gezwungen. Kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt, und die Vorschriften zu einschränkend sind: so sieht man den Schulmeister, der nach der bekannten Fabel, dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sey nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: sey gesund!

---

*) Lit. Br. Th. 1 — 24.

Um also mehr zu thun, als zu klagen, kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser das Genie, und Originalgeist, und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien anflösen, und bis auf den feinsten Grund zu dringen suchen. Ich wünsche unserer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer Begriff unserer Weltweisheit; sie sind von großem Nutzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen, viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiednen Oertern graben zu sehen. Sulzers*) Abhandlung in den Schriften der Berlin'schen Akademie, die Untersuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermischter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern, um diesen Begriff ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei. Bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi so unangetastet, als der rector Archaeus bei den Scheidekünstlern: Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar. Allen ihren chymischen Zusammensetzungen können sie nach dem, was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählet, die zum Genie gehören, je mehr Ingredienzien er in diesem Salböl der Geister antrift: desto mehr kann ich zweifeln, ob mir nicht eine davon entging; und niemand war groß, der an seiner Größe zweifelte,

---

*) Lit. Br. Th. 6. und 22.

und jemand höher als sich schätzte. Je feiner die Regeln sind, die du aus der Natur des Genies herleitest: desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts Höheres vorsetzt, als fehlerlos zu seyn.

Jener Baumeister im Plutarch, sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: alles, was er gesagt hat, will ich thun! — Und der kann zuerst ein Meister in Israel werden, der andern vorarbeitet: die armen Stümper, quibus peiore ex luto finxit praecordia Titan, werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei der Young'schen Schrift über die Originale ein gewisses Feuer an, das wir bei blos gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Young'sche Geist drinn herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz, aus dem Genie in das Genie spricht; der wie der elektrische Funke sich mittheilt.

Man kann sagen, daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem ersten mehr Spekulation erfordert wird: bei dieser schränket man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben, und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der andre nicht sucht. Man wird auch eher auf die Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigener Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am besten die Originalsucht ausreden können, wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurükscheucht. Durch feine Spekulationen ist nie der Geist einer Nation

geändert, aber durch große Beispiele allemal. Und neben dieser Hoheit, ein Muster werden zu können, braucht's bloß ein gutes Auge, andre zu sehen, und einen guten Willen, sich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist, als ein zweiter Prometheus, den elektrischen Funken vom Himmel selbst zu holen; weil es schwerer ist, Künstler, als ein Sophist über die Kunst zu seyn; weil das Kunstrichteransehen immer Verminderung befürchtet, wenn es sich selbst der Beurtheilung unterziehen soll: so ist der Mittelweg die gewöhnliche Straße: man betrachtet die Werke der Andern, um durch sie aufzumuntern. Und dieß ist die dritte und üblichste Art, zu der ein gutes Auge, zu sehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterschied zu bemerken, und ein guter Verstand gehört, rathen zu können.

Ich will also die Deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen, ihren Werth gegen einander abwägen, und fragen, warum Apoll den Deutschen noch immer sagen kann, was er dort durchs Orakel den Aegiäern sagte: *ὑμεις Αιγιεες ȣτε τριτοι, ȣτε τεταρτοι.* Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wohlan! laßt uns einen „Wahrsager oder Priester, oder Traumdeuter fra„gen, warum Phöbus Apollo auf uns so sehr zürne? „denn wahrlich auch der Traum kommt vom Jupi„ter!" — Kalchas sagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager

des Unglücks; aber Lügenphrophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen. *)

Von den Deutsch-Orientalischen Dichtern.

1.

Ein Theil unserer besten Gedichte ist halb Morgenländisch. Ihr Muster ist die schöne Natur des Orients; sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue, so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man, aus Dummheit oder Bosheit, das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will; das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben. Indeß wage ichs; und kann es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland, der Morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack genug besitzt, um hievon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat. **)

Kön-

---

*) Iliade B. 1. V. 64. rc.

**) Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochnen Arbeiten, die hebräischen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten: so könnte alsdann vielleicht ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkenntniß

Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich, und leite bloß den Leser auf Wege, die er selbst fortsetzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordans nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singet: so wird so ein charakteristisches Ganze daraus, als Michaelis im 42sten Psalm zeiget. Wenn die biblischen Dichter von den Schneegüssen des Libanon, vom Thau des Hermon, von den Eichen Basans, vom prächtigen Libanon, und angenehmen Carmel reden, so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat. Wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur, sondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortrefliche Buch Hiob, woher nimmt es alle seine Schätze der Schönheit? Aus inländischen, aus Egyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen. Nun sage man, wie einer unsrer Dichter, der Egypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf? Wie manches Lob Gottes in Deutschen Gedichten könnte ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesezt sind, daß

kenntniß und Philosophie, aus allen seinen Schriften insonderheit aus seinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der Morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich hier vorbilde; und diesen könnten die Uebersetzer folgen.

ein prächtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt. O überließen doch unsere Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen!

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen — erklären, und aus den lebhaftesten historischen und geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen: nie haben diese historischen Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck auf uns, als die sinnliche Gegenwart dieser Oerter; nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sähen, als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse wirklich ergriffe und weckte, als wenn wir μȣσοληπτοι oder μȣσοπαταχτοι würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede „so voll, daß mich der Othem in meinem Bauch „ängstiget; ich muß reden, daß ich Othem hole: ich „muß meine Lippen aufthun und antworten!" So muß es jeder großer Dichter seyn:

— — — Poſcere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie ist die gesunde Einbildungskraft so lebhaft, als die Erfahrung, und nie die ideale Gegenwart der sinnlichen gleich.

Der Verfasser der Jüdischen Schäfergedichte, dem sonst Anlage zur Dichtkunst nicht fehlt, hat meine Warnung durch seinen unglücklichen Flug bestätigt. Diese sowohl, als seine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange nicht die Gewalt, uns in diese Gegenden zu versetzen. Seine Einbildungs-

kraft kämpft, um lauter alte Züge zu wiederholen; den Norden nach dem Orient zu verpflanzen; alles, was er gesehen und gelesen, aufzubieten; alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas Unbestimmtes und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und seine Sprache — alles sichert ihn vor dem Verdachte, beschnitten zu seyn; er verläßt sein Land, um in der Fremde zu betteln. Die poetischen Gemälde aus der heiligen Geschichte *) verlieren in diesem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben; indessen ziehen sie sich unter poetische Empfindungen zurück, und als solche mag ich sie nicht betrachten.

Singen wir überdem Occidentalische Gegenstände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt: so wird ein solch Gemisch daraus, als jeder in Horazens Bilde auslachet — Und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon, und Cherubs u. d. gl. neben dem Rhein und dem Harz stehen; wenn sich die Orientalischen Tiger mit unsern Lämmern gatten. „Wir können Vergleichungen mit diesen Gegenständen allerdings „nutzen!" Wir können Bilder borgen, um sie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlassen; nicht in dieser fremden Bildersprache durchgängig reden; nicht sie mit der unsern ungeschickt vermischen; nicht uns den Glanz der Mittagssonne rauben, um den Schein einer Lampe zu genießen; oder diese gar in das Sonnenlicht tragen.

---

*) Th. 6 S. 247.

Käme es nur erst so weit, daß niemand schriebe, was er nicht verstünde; befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen, und wirklich erklären zu können: so würden wir es gewiß verlernen, mit Orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsähen, zu Schilderern unserer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armuth, sondern Unschicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unsere Schätze zu brauchen, und lieber, wie Horaz sagt, pauperes nostro in aere zu seyn.

2.

Auch die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer ist nicht die unsere. So sehr sich immer Voltaire, und die seines Theils sind, beklagen, daß wir ein eckles dummes Volk aus einem Winkel der Erde so sehr erheben; so wahr es ist, daß ihre Geschichte allerdings mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an sich verdienen möchte: so fehlt uns doch noch immer zu viel, unsern dichterischen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geschichte zu borgen. Unser Publikum, das die Juden bloß aus einem Hübner oder Iker kennet, wird einen ewigen Commentar nöthig haben, und Schönheiten, die für das Auge dastehen mit dem Fernglase ansehen müssen; und der Dichter selbst wird Mühe genug haben, in den Orientalischen Gedichten die beständigen feinen Anspielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die Aegyptische Errettung, auf ihre Rei

durch die Wüste u. s. w. nur überall bemerken zu können; nur höchstens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz besitzen zu wollen, ihre Schilderung selbst zu übernehmen — das thut nur der, so das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einsieht. Wer hätte uns eher den Moses im Heldengedichte singen können, als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weisen Horazischen Regel:

Si quae desperas tractata nitescere posse, - -
- - - relinque,

Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären; alsdann übersetzt und ahmet nach! Was ist z. E. der 68ste Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was ist er bei Cramer?

Gesetzt, wir könnten alles dieß wissen; singen wir denn für Juden? die sich für das einzige Volk Gottes hielten; die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden. Jedem Volk gießet bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dieß gährende Blut länger erhalten als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem Schutzgott Nationalgesänge; erlöset von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphslieder, die ihr patriotischer Geist belebte; entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten — Wer kann ihnen nachsingen? Unser GOtt ist ein Vater der Menschen, nicht eines Volks, ein GOtt der Christen, nicht einer christlichen Religion! — „Aber werden einem Juden diese

„Gegenstände nicht eben so alt geworden seyn, als uns?" Ich gebe es zu: und habe doch nicht meine Parallele verloren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und stärker, weil alle diese Geschichten für uns fremder und entfernter sind. Man sey unpartheiisch: wer kann wohl bei uns den besten Cramerischen Dankpsalm mit der Entzückung singen, wenn er Nationalwohlthaten betrift, als Israel in seinem Heiligthum? Wer singet die Cantate des Zachariä mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moses die ihrige am rothen Meere? Es kann immer seyn, daß „ein Genie im Talmud als in einer „Wissenschaft seine völlige Nahrung finden könne," *) aber ein poetisches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunst gräbt? Schwerlich! wenn es unserm National- oder Seculargeist sich bequemen will.

3.

Mit diesem Nationalgeist sind auch die Nationalvorurtheile sehr genau verbunden; Meinungen des Volks, über gewisse ihnen unerklärliche Dinge; Fabeln, die sie sogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen; die sich also aus den ältesten Zeiten von den Stammvätern herunter erben; die sich bei einem sinnlichen Volk, das sich statt der Weisheit und Wissenschaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau, und den Künsten abgiebt, sehr lange Zeit erhalten

*) Liter. Br. Th. 1. S. 256.

können, und dem Dichter also vielen Stoff darreichen, zu Erdichtungen, die das Herz des sinnlichen Volks sinnlich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen schläft, er greift ihre Seele bei der schwächsten Seite an, und erinnert sie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen sich ihre Einbildungskraft gleichsam zusammen geformt hat; an die Traditionen ihrer Väter, die also auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden sind, weil sie sich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Clima und ihrer Sprache richten. Daraus entstehet alsdann für die Dichter eine heilige Mythologie, die national ist, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fiktionen zu schöpfen, und Bilder zu erheben, in die sie, die zu den ersten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren, ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Märchen einen sehr reichen Ueberfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich desselben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran; und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besitzungen ist dem Dichter so vortheilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte GOtt diesen in Judäa auszurotten? Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen, diese Meinung hatten sie mit den Morgenlän-

dischen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ih-
Dichter bezeugen. Aus Aegypten hatten sie einen
ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herüberge-
holt, von denen Michaelis einige, wie aus einem
Herkulanum, gezogen hat.

Für uns sind diese Fabeln halbverloren, oder fremde, oder todt; da unsere mehr wissenschaftliche und denkende Lebensart sie ausgetilget, oder geläutert hat. Die schrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufstiegen, und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David also so viel große Bilder, und insonderheit den vortreflichen 29sten Psalm geweihet. Bei uns sind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantasie. Noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unser Dichter singt: „Gott fährt in den Wolken, um Donnerkeile zu schleudern;" der „Weltweise aber und sein Bruder, der philosophische Dichter, wird, seitdem Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel stahl, eher den elektrischen Blitzfunken, als so oft wiederholte Bilder singen. Wo ist bei uns der Engel des Todes, mit seinem flammenden Schwerte, dessen Gefolge und Verrichtungen jene so gut kannten? Er ist entweder ein Unding, oder nach den Idolen unsers Pöbels ein Gerippe. Wo sind die Engel des Herrn, auf Flügeln der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es sind Diener der Natur, die unsere Einbildungskraft selten personificirt. Was ist die Veste des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft!

Was der Regenbogen, der sich zu seinen Füßen wölbet? Bei den alten Skalden die Brücke, auf der die Riesen den Himmel stürmen wollten, die noch jetzt ein flammender Weg zum Schrecken erscheint; aber für unsern Dichter, ein Farbenspiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen, und die meisten haben sich entweder in unserer erleuchtetern Zeit schon verloren, oder verfeinert, oder sind nach dem Unterschiede unsers Klima und unserer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalden *), die Odin aus den Morgenländern brachte, wie sehr veränderte sie sich auf dem rauhen Scandinavischen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentstehung durch Frost, und ihre Riesen, ihr großer Wolf und der Bändiger desselben, ihre Zaubereien und Heldenthaten sind mit solchen Lokalfarben aus Norden gemahlet, als in verschiedenen andern Gegenden, hier Drachen und dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perser, und die Schildkrötengeschichten der Amerikaner gezeichnet sind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Versuch, diese Nationalvorurtheile vieler Völker zu sammlen, zu vergleichen, und zu erklären.

Für den Dichter sind dieses Nationalvorurtheile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt, oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi, besser klingen, als in dem seinigen; Klopstocks Oeffnungen am Nordpol,

*) Mallet Geschichte von Dänemark, Th. 1.

seine ätherischen Wege, seine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dürften vielleicht zu sehr die Wirbelwelt der Leser verrücken; sie mögen ehrlich Ptolemäisch, oder Copernikanisch denken; diese Erdichtungen scheinen selbst einer sinnlichen Denkart entgegen. Und übersieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre Morgenländischen Gedichte eingewebet (vom Blute des unschuldigen Abels, bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn): so kann man sich bei ihren Engeln und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philosoph lesen will, kaum jener Frage erwehren, die der Cardinal von Este an seinen Ariost that: mein lieber Ludwig, wo habt ihr all das närrische Zeug herbekommen?

Möchte man doch bedenken, daß der Geschmack der Völker, und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe; daß also, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren müsse; und, um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes passen müsse. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der Romanische Geschmack der Spanier und Italiäner ist ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der Maurischen und hier aus der Saracenischen Ueberschwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein, in beiden vermischte er sich

mit dem Gothischen Ritter- und Riesengeschmack; nachher mischte sich der katholische Hang zu Kreuzzügen, und heiligen Abentheuern dazu, — und nun sehet! wie sehr Lopez di Vega, Pulci, Ariost und Tasso dieses Gemisch zu brauchen gewußt; aber freilich zu nichts mehr und minder, als Nationalstücken. Wer es also beklagen möchte, daß nicht auch bei uns eine solche Morgenländische Invasion den Saamen poetischer Fabeln gestreut hat, dem rathe ich, diese dichterischen Schweißtropfen der Cultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise, als ein Prophet in Ziegenfellen, die Mythologien der alten Skalden und Barden sowohl, als seiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Russen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach seinen Kräften, sorgsam seyn, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen: so würde man nicht bloß tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden Lettischen Dainos, die die Literaturbriefe *) anführten, den oft so vortrefflichen Ballads der Britten, den Chansons der Troubadoure, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalden beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge Lettische Dainos, oder Cosakische Dummi, oder Peruanische, oder Amerikanische Lieder seyn. Will aber jemand dieß nicht thun, wohl! der bequeme sich nach seiner

*) s. Lit. Br. Th. 2.

Zeit, da das Licht der Philosophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und singe für unsern reinen Verstand.

4.

Der Geist der Religion hat sich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunst blühete, herrschte noch eine gewisse wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerinn der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Gesichtspunkte. Sie begriff mehr unter sich; sie hatte einen andern Zweck; sie gieng einen andern Weg, als unsere.

Sie begriff mehr unter sich. Es ist bekannt genug, daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesetze, Veranstaltungen und Ceremonien einließ; daß eben sowohl auf den Märkten, als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte, und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig; sie mochten prophetische Gesänge, oder Lasten von Flüchen, oder Trostlieder, oder Gesetze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert sich von der politischen Regierung und den Richterstühlen ab: sie ist nichts minder als theokratisch, und der prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck: ein wildes ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und die Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel, ihre Seele etwas aufmerksam zu machen.

Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück, schallten von jenen Bergen Grisim und Erdbal: der größte Theil der Psalmen beschäftigt sich mit dem zeitlichen Zustande des Volks und kann meistens bloß durch erbauliche Accommodationen und Katachesen etwas Geistliches bedeuten. — Unsere Religion hingegen ist geistig, und mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war sinnlich und lange nicht so moralisch, als die unsere. Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unsere Religion fodert; es mußte also mit sinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Satzungen, Priester und Tempel, alles beschäftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anspielungen, die sie darauf ziehen sollten. Die ganze Sprache hat sich also verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unser Teufel: es war ein unmoralisches Wesen, das Gott sandte; die andern Engel hatten nicht so unabtrennbar einen Begriff der moralischen Güte mit sich; ihr Gott selbst mußte ihnen in den stärksten Leidenschaften geschildert werden, damit er sie rührte; sie sahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichniß tugendhaft und wohlanständig wäre; wenn es nur schilderte. — Unsere Religion hingegen ist keine Tochter der Einbildungskraft, sondern eine Schwester der Vernunft und der moralischen Güte. —

Und nun! Sind alle Gedichte, die bei Ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich

glaube nicht! Und wenn man sie also nachahmen wollte? So müßte es seyn, „als wenn David z. E. „christliche Psalmen schreiben würde." Freilich ist dieß der Zweck, der bei Klopstocks Liedern in der Vorrede steht, den aber im Ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel Orientalischer Schaum, und christliche Gegenstände Orientalisch behandelt — Und worin denn? Ich schätze diese Lieder sehr, denn sie wirken mehr auf das Herz, als einige andere; und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel morgenländische, biblische Sprache, als daß sie immer nach unsern Ideen bestimmt genug seyn sollte; gewisse morgenländische Wiederholungen, die, statt seufzen, gähnen machen; und dann nicht die gehörigen Beweggründe und Reitzungen zu den Empfindungen, die sie erwecken sollen. Klopstock, der selbst eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat sich gewisse Gegenstände der Religion, insonderheit bei den Martern des Erlösers einige Nuancen, so eingedrückt, daß, wenn er auf sie geräth, er sich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leser nicht genug vorbereitet hat, und bei denen also mancher nichts empfindet. Wenn unsre ganze Einbildungskraft in Arbeit ist, so kann sich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendste) am tiefsten eindrücken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und also auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dieß letzte geschieht bei einem fremden Leser nicht durch den einzelnen Zug, sondern durch das treue Ganze, das

man ihm also vormahlen muß. Um dieß mit einem Beispiel zu beweisen: so habe ich einen frommen, redlichen Greis gekannt, der in seinen letzten schwachen Jahren, bei seinem Unterricht und Gebeten nie so sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß; er hieng (nach seinen Provinzialismen) Mutter-Faden-nackt am Kreuz. Bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedrückt hatte, stand er stille, ergötzte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen gähnte. — Uebrigens weiß Klopstock die menschliche Seele genau zu treffen; manche Gesänge sind Muster einer stillen andächtigen Empfindung, insonderheit wenn sie zu den sanften gehört; und nichts glückt ihm mehr, als seine Todesbetrachtungen.

Es ist mir lieb, daß ich über viele ältere biblische Gedichte nicht urtheilen darf. Was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit, und seiner Religion widerspricht. Gerade, wie diejenigen, die eine ganze Straße niederreissen, um darauf einen einzigen Pallast zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel andre sie umbringen; zufrieden, wenn sie, ohne alle Rücksicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geschmack, einen Menschen darstellen können,

Compos'd of many ingredient Valours
Iust like the Manhood of nine Taylors,

wie Hudibras singt.

5.

Ueberhaupt hat sich die ganze poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die gesittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künste und Wissenschaften blühen; die etwas rauhere, die mit Gährungen des Staats, und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredtsamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt ist das Feld der Dichter. In dieser haben die Hebräer sehr lange gelebt, beständig treu dem Ackerbaue und der Viehzucht, den sinnlichen Begriffen, und ihrem Vaterlande: nie hat also die Zeit der Beredtsamkeit ihre Blüthe erreichen, ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweiset der Herausgeber des Lowth in seiner Vorrede; der überhaupt durch seine Noten und Epimetra mehr als Lowth selbst geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können also nach einem Jesaias ohnmöglich unsre großen Redner bilden.

Nie haben sie also auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt. Ihre Poesie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelsprünge geboren haben; der von zu starker Deklamation war, um ein Sylbenmaß zu halten; der durch Musik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterschied ist es nun, in einer durchaus prosaischen und philosophischen Sprache, deren Accente lange nicht so tönend sind; wo man schreibt um gelesen

zu

zu werden; wo, wenn die Musik sich mit der Poesie verbindet, jene die herrschende wird: in dieser Sprache eine Orientalische Poesie durch politische Prose nachzuahmen, die unsrer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum saltantium choros adolevit poesis orientalis; carmina rarius scribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros, non semper pios, natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accommodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lärmenden Chören eingerichtet waren, wie sie sind, nachahmen zu wollen, und sein eignes Chor zu seyn.

6.

In der Poesie wird vieles von der Sprache bestimmt, und ich glaube, aus diesem unperiodischen Melodischen der Hebräischen Gedichte zum Theil den kurzen parabolischen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dieß Bild auszuputzen, und periodisch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichnisse; aber desto öftere Wiederholung desselben Bildes, desselben Gleichnisses. In keiner hohen Hebräischen Ode findet man den abgemeßnen Schwung, der eine Griechische, und noch mehr eine Römische charakterisirt; in keiner die ausgemalten Pindarischen Bilder, die hier immer Stückweise erscheinen, abbrechen und wieder kommen; in keiner Elegie, die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall und anhaltendes Wim-

mern allmählich rührt: — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plötzlich trifft, und eilt, um eine andre zu treffen. — Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hitze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodischen Sprache muß so, wie sie, singen.

Wir aber, in einer periodischen Sprache, wir müssen also jene zerstückten Bilder, die sich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen, und sie in einem gebildeten poetischen Perioden mehr in der Perspektiv eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst dichterischen Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Lichte eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierin ist der Klopstock'sche Psalm auf den König von Dänemark. Wirklich die Hebräische Zerstückung der Sprache, und doch die Griechische Zusammensetzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle; doch aber bleibts immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollet; ein Gemälde, ein Wort entwickelt sich aus dem andern, und macht es vollkommner; — vielleicht Klopstocks schätzbarstes lyrisches Stück! Eben so weiß er in seinen Kirchenliedern oft den Orientalischen Parenthyrsus zu Kirchencadenzen herunter zu stimmen, und im Messias ist sein Wechselgesang zwischen Mirjam und Debora schön, Orientalisch in Sprache und Bildern, und Deutsch in der Anordnung derselben.

Man erinnere sich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache sich gleichsam mit der Haushaltung der Menschen verändere;

daß uns unser Wohlstand viele Freiheiten entzogen, die jene genossen; daß unser Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht botanisch seyn kann, wie Michaelis die morgenländische nennet; daß unsere politischen Wörterbücher unserer sinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. s. w. man errinnere sich dessen, und vergleiche den Charakter unsrer Sitten und Zeiten mit jenen, so wird man finden:

Der poetische Sinn ist nicht mehr derselbe. Jener wirkte schnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des poetisch Schönen (ich will nicht, wie Montesquieu, bis auf ihr Faserngewebe und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und ihrer Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlassen. Unser poetischer Sinn ist mehr langsam und überlegend, als brausend; selbst das sanfte Griechische Gefühl wird unter unserm Himmel nicht reif; wie sollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unsre Saite der poetischen Empfindung gibt nach; wir bleiben kälter, als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen; wir bleiben selbst im poetischen Fluge, wie die Strauße, dem Boden des Wahren treuer, und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir also nach, wie es uns gefällt; so wird ein unparteiischer Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf bloß als ein Erbstück der Religion zu kennen; der Geschmack genug hat, um unsre Nachahmungen mit jenen Ori-

ginalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländischen Werke des Genies zeich=
„nen sich aus durch den hohen Ausdruck einer Ein=
„bildung, die Erdichtungen liebt, Sittensprüche in
„Figuren, Bilder und Schatten einhüllet; die sich
„nicht bloß auf Flügeln der Morgenröthe bis an die
„Gränzen der Natur aufschwinget, sondern sich oft
„über diese Gränzen wagt, und im Reiche des Un=
„natürlichen aber wunderbaren Chaos umherirret.
„Die kältern vernünftigen Deutschen haben dieser
„brennenden Phantasie sich nachschwingen wollen,
„mit Flügeln, die ihnen die Natur nicht gab, wie
„Horaz vom Dädalus singet; sie zeichnen fremde,
„oft unverstandne und wenigstens zu entfernte Bil=
„der; ihre geborgten Erdichtungen sind Geschöpfe oh=
„ne Erde; ihre nachgeahmten Empfindungen keine
„Empfindungen; der Ausdruck erreicht sein Original
„oft nur, wo es sich dem Uebertriebenen nähert."
Ich habe viel gesagt; den Beweis überlasse ich einem jeden, der morgenländische Gedichte zu lesen weiß.

7.

Elend nachahmen sollen wir also gar nicht, und ein Hudemann ist in seinem Lucifer und in seinem Tode Abels der Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von solchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländischen Gedichte, als Gedichte zu studiren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir sie übersetzen und nachahmen, ehe wir sie verstehen; und die morgen=

ländische Philologie, die in unserm Deutschlande seit einiger Zeit blühet, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen.

Der beste Uebersetzer muß der beste Erklärer seyn. Wäre dieser Satz auch umgekehrt wahr, und wären beide verbunden, so würden wir bald ein Buch hoffen können, das so hieße: „Poetische Ueber„setzung der morgenländischen Gedichte; worin diese „aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, „der Religion, dem Zustande, den Sitten und der „Sprache ihrer Nation erklärt, und in das Genie „unsrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt wer„den." In der Vorrede würde man mit Recht sagen können: „Diese Uebersetzung hat nothwendig das „schwerste und mühsamste Werk seyn müssen, zu „dem in der Erklärung die Bemerkungen einiger we„nigen Philologen von Geschmack, und in der Ueber„setzung die Cramerschen Psalmen nichts als kleine „Beiträge haben seyn können, oft um uns zu helfen, „Gesichtspunkte zu zeigen und behutsam zu machen. „Allein wir halten es auch für eine Originalarbeit, „die mehr Einfluß auf unsere Literatur haben kann, „als zehn Originalwerke. Sie unterscheidet die „Gränzen fremder Völker von den unsrigen, so „verwirrt sie auch laufen mögen; sie macht uns „mit den Schönheiten und dem Genie einer Nation „bekannter, die wir sehr schief ansahen, und doch „von Gesicht kennen sollten; sie ist ein Muster einer „Nachahmung, die Original bleibt. Sollte sie also „auch nicht das Glück haben, neue und wirklich neue „Genies zu erwecken: so wird sie doch wenigstens

„den Nach= und Nebenbuhlern ausländischer Götzen „eine Wand von Dornen vorziehen, daß sie ihren „Steig nicht finden. Sie wird sie ergreifen, zurück= „reißen, und sagen: siehe hier deine Natur und „Geschichte, deine Götzen und deine Welt, deine Denk= „art und Sprache; nach diesen bilde dich, um der „Nachahmer dein selbst zu werden. Und willst du „von einer der vorzüglichsten Nationen ihre Schätze „nützen: siehe hieher! Ich suche dich mit der Kunst „bekannt zu machen, wie sie Geschichte und Religion „in Gedichte zu wandeln wußten; raube ihnen nicht „das Erfundne, sondern die Kunst zu erfinden, zu er= „dichten, und einzukleiden!"

Wo ist ein Uebersetzer, der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog ist? er soll der Morgenstern ei= ner neuen Epoche in unsrer Literatur seyn! Aber lei= der! Arabische Wurzeln wachsen gern auf dürrem Grund und Boden: ich werde vielleicht ein pium desiderium hingeschrieben haben. Es sey! Vortheil genug, wenn dieß mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im Orientalischen Ge= schmack liefern will! Vortheil genug, wenn es einen einzigen Hexametristen vermöchte, sein Gedicht nach den vorgelegten Gesichtspunkten zu verbessern; auch schon Vortheil genug, wenn es einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urtheilen.

Ich kann nicht wichtiger schließen, als wenn ich das erhabenste Orientalisch=Deutsche Werk, den Messias, kritisch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat, als es dieses große Stück verdienet. Einige haben

nicht über ein Fragment *) urtheilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geist der Theile, über jede Erdichtung in demselben, als über ein Ganzes urtheilen, ohne ein Prophet seyn zu dürfen, oder dem Verfasser Unrecht zu thun?

Ueber Fragmente, denke ich, soll man am ersten urtheilen, um dem Verfasser zu helfen, oder wenigstens seine Stimme auch zu geben; dadurch, und dadurch allein arbeitet ein Künstler vor den Augen des Publikums. Er hat ein unvollendetes Tagewerk hingestellt, und steht hinter demselben, um nach den Urtheilen der Kenner begangene Fehler zu verbessern, und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopstock gleich im Anfange, statt eines posaunenden Lobredners einen kritischen Freund gefunden; hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall, und noch blindere Nachahmung gesehen: vielleicht würde manches in seinem vortrefflichen Gedicht noch vortrefflicher seyn.

Aber so gehts! Ueber kleine Geister, über Lehrlinge und Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses Namens (Beelzebub und Beelzebul) passen mag. Aber es tritt ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! „Sogleich erbebt von ihrem „mächtigen Geschrei der Himmel und die Mutter „Erde; Apoll, der Erleuchter der Menschen, befiehlt „ihnen das nützliche Geschäft an, der Göttinn zuerst

*) Th. 19. S. 158. u.

„einen Altar zu bauen, und durch ein heiliges Opfer
„den Vater Zevs und seine gewaffnete Tochter zu
„ergötzen!"

Freilich urtheilten auch viele, wie jener Schuster am Bilde Apelles; allein die rechne ich nicht; sie hätten schweigen sollen; auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und wird er deine Anmerkungen rech=„nen?" Das weiß ich nicht: aber menschlich und bil=lig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was seine Augen sehen. *) Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegen rufen, was Nicomachus dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zevris ge=malt, tadelte: „Nimm meine Augen, und sie wird „dir eine Göttinn scheinen!" Ich schreibe doch, viel=leicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das sich bei Klopstocks Messias so findet, als Alexan=der am Bilde Achills, was dieß Genie schon dunkel in seiner Seele fühlet.

Wer könnte die Jüdische Seite dieses Gedichts am besten beurtheilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Kenntniß seiner Gebräuche, und eine morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die Christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ, der für seine Religion Patriotismus, Kenntniß ihres Umfanges, und christliche warme Empfindungen be=säße! Beide können sich widersprechen, von entge=gengesetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermaßen vollständig zu machen. Ich lasse sie sprechen!

*) Th, 1. 10. 13. 16. 17.

Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks Messias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopstock gelesen. Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutschen die reiche morgenländische Einbildungskraft zugetrauet, die er bewiesen.

Der Christ. Nun! habe ich also nicht Recht, daß er auf Deutscher Erde ein Orientalisches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings! und daß er sich über die Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt, fodert viel Genie.

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geschichte, Gedicht, Epopee, und eine christliche Epopee zu machen — fodert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllet: die heilige Geschichte liefert ja dazu Stoff genug; ich wünschte also, daß er diesen Stoff mehr gebraucht hätte; auch einige Rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen: wer sie aber so glücklich wie er nimmt und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtspunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben Sie schon mein: ich wünschte!

gehört, das zweitemal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet: Bei einem Messias muß man sich nicht bloß vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! Wenn wir sie zum Maßstabe des Messias annehmen müßten, so hätten wir die Richtigkeit dieses Maßstabes vorher selbst zu prüfen. Klopstock sagt so hier, als in allen seinen prosaischen Discursen viel; aber immer bleiben auch Unterscheidungen, Bestimmungen, Zusätze für den Leser übrig.

Christ. Gut! so wollen wir die Prüfung frei vornehmen; begegnen wir uns mit dem Verfasser manchmal: um so viel besser! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker: so wollen wirs auch nicht verschweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Messias wie der seinige, wohl als ein recht behandeltes Sujet zur tragischen Epopee vor? Mir nicht! Die Wuth seiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn K. erblicket. Hätte er ihn nicht in Umstände setzen sollen, wo man sein Verhalten gegen die Feinde selbst sähe? aus dem sie, seiner Unschuld unbeschadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jesus ihnen Aergerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt:

so sehen wir Effekt, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben; der Epopee entgeht etwas an poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Messias erscheint nach den Weissagungen des A. und den Erzählungen des N. Testaments viel menschlicher, als ihn K. malet. Die Epopee fodert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht. Nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr: nichts bewegt eine menschliche Seele, als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den größten Menschenfreund, so würde dieß eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewe„gen und jede Saite der Empfindung zu treffen."

Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Messias gesungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabnen prophetischen Ton ins Epische umgestimmt? Hat er wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen A. Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesetzt, sein Messias wäre der Vorausverkündigte, so zeige ihn auch K. in diesem ganzen Lichte.

Christ. Hätte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete, und sein Plato ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen: so hätte er ihm so viel individuale Bestimmung gegeben, daß jeder rufen müßte: „das ist er! „Johannes hat ihn gesehen!" Nun hat ihn freilich

K. nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihr Wesen und Leben geben sollen. „Der Dichter studir „den Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach de „Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu habe „glaubt, und muß uns durch seine mächtigen Künst „dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese „und auch noch länger, vergesse, daß es ein Ge „dicht ist."

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die mei sten Auftritte in einem Christlichen Gedichte nich recht Jüdisch sind, so wundere ich mich nicht eben ein Christ wie die meisten sind, halten unsern Staat unsre Sitten und Gebräuche für zu niedrig, um sie zu studiren, und sie müssen doch studirt werden, weil si von dem Geiste der heutigen Zeit sich so weit ent fernen. Aber Klopstock, der wider dieß Jüdische Costume nie offenbar handelt, und der es oft in seinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und Jüdische Laune durch gängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeugt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer Talmud'scher Stolz in Ceremonien zu fremde, um darüber urtheilen zu können; aber was sollte sein Messias eher und würdiger seyn, als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion. Jeder Christ fodert es, und kann es fodern, daß sein Messias als ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Prophet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und

Seligkeit gebracht hat, der jetzt seine angefeindete Lehre mit Märtyrerblut besiegelt, und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu seyn. Bei seinen letzten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was seine Heerde, seine Brüder, „seine Familie um ihn und für ihn leiden würden!" Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut, was „ein andrer thut, der aus den nicht historischen „Wahrheiten der Religion, Folgen herleitet;" wenn „unsre Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe ge„macht haben *): so sollte jener der Offenbarung fol„gen, um sie in einem gesunden männlichen Körper „darzustellen." Alsdann muß Klopstocks Messias die Pflanzung der Kirche, mit ihren Schicksalen und Wanderungen, mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des Römischen Volks und Kaiserthrones behalten konnte: dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Oktavia Interesse.

Rabbi. Und dann hätte K. seine Apostel nicht sowohl nach seinem weichen Herzen, als liebe gute Jünglinge malen sollen, sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

---

*) s. Klopst. Abhandl. von der heil. Poesie.

Rabbi. Aber überhaupt ist in seiner Epopee zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da spricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum Voraus aus den Evangelisten kennet, wird ihn aus diesem Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dürfte sich diese mehr im Antlitz, in Mienen und Gesprächen, als in den menschlichen charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder seyn dürfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel größtentheils das im Gedichte, was sie in den Kupfern sind: weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu seyn; Maschinen, die ihr poetischer Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem A. T. auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht K. zwar einen Unter„schied, zwischen einem Gedicht, das aus gewissen „Geschichten des ersten Bundes genommen würde,

„und einem, so das Innere der Religion näher an„geht", und zwar einen Unterschied in Absicht auf die „Weltlichkeit," wie ers nennet; allein dem unbeschadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu sehr das Aeußere vergessen, und da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt*): „Ein Engel soll mehr als ein Ju„piter seyn, der eben gedonnert hat."

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich nach dem Orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse „die Religion, nicht aber die Schreibart der Offen„barung nachahmen; es sey denn die Prophe„ten, so fern ihre Werke Meisterstücke der Be„redtsamkeit sind." Sind ihre Werke Beredtsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücke alter Orientalischer Gedichte hätte er ihnen nachahmen sollen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich.

Christ. Und seine Hölle! — Immer wird es mir schwer, blos reine Geister zu denken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind) die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott, den sie zu sehr kennen, und gegen einen Messias, von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsätzen, so unvernünftig, und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln

*) Nord. Aufsch. Th. 5. St. 110.

werden. Alles, wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele und das mit mehrerer sinnlichen Rührung hervorwickeln können. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen.

Rabbi. Aber um eben diesen zu zeigen, hätte er sie mehr sollen unternehmen lassen. Zu der poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; und die legt ihnen unser Gesetz auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das A. T. und selbst die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darstellen), den nachher Jesus überwände.

Christ. Hier hätte kein Milton vor K. seyn sollen. Dann wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange so prächtig eröffnet, um immer Episode zu bleiben; nicht so viel Himmel und Gesandtschaften. K. zeigt gegen den Britten, was ein Philosoph mit Grunde behauptet: „wenn ein Engländer und ein Deutscher das Erhabne „schildern, wird jener es furchtbar und schreckhaft „zeichnen, dieser aber auf die Pracht verfallen."

Rabbi. Ueberhaupt hätte Klopstock sich mehr nach Nationalmeinungen, dem poetischen Sinn des A. T. und dem Geschmack der damaligen Zeit Mühe geben sollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er sich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poesie wegen. Sagen Sie mir es, Christ,

mit

mit einem Worte: „wozu leidet Ks. Messias?“ mit einem Worte? Sie sind wirklich in Verlegenheit. — Sein Leiden vor Gott*) ist mir nicht sinnlich begreiflich genug; und dieß ist doch der Mittelpunkt seines Gedichts.

Christ. Das war freilich auf gut Jüdisch! Aber, mein heterodoxer Rabbi, erinnern Sie sich an jenes: Ne ultra! — Es mag immer wahr seyn, daß K. oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des Episch-rührenden treibt; aber das ist schon theils die Schwäche, theils die Mode unsrer Zeit, oder beides zusammen. Wer kann davor, daß K. es für den lezten Endzweck der höhern Poesie hält, nicht „alle unsre sinnlichen Kräfte zu bewegen, sondern „die moralische Schönheit.“ Sie sey das wahre Kennzeichen des Werths von jener.

Rabbi. Ja des sittlichen Praktischen, nicht aber des dichterischen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich, nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vielen Stücken die Klopstock'sche Abhandlung von der heiligen Poesie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber.

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Lesen des Messias entworfen. Jetzt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ist's,

---

*) s. Messiade 5 Ges.

was jene Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon von Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten Ks. vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist K. größer, als wenn er, ein Kenner des menschlichen Geistes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt; wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen, und Aengsten erregt; wie Philo, der verzweifelnde Ischarioth, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie, Abadonna, zeigt.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man K. immer sein Herz schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia, Mirjam und Debora — alles vortreffliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten auseinandersetzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles ist bei K. in Theilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte epische Geist.

Rabbi. Mir ging es eben so! So lange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt, so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergözte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber, daß dieß Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun dann! so wünsche ich ihm eine solche Vollendung, als der Sohar vom Liede der

Lieder sagt: „an dem Tag, da es vollendet ist, ist „die Vollkommenheit und Schönheit selbst geboren!“

Von der griechischen Literatur in Deutschland.

Wie weit kennen wir die Griechen?

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben sowohl in der Kunst, als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glück gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst beinahe ein Bild ausmachen sollen. Wie Thucidides die Stadt Athen das Museum und Prytaneum der Griechen nannte: so ist aus Griechenland der Tempel und Hain der schönen Natur geworden, aus dem die meisten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Gesetze und Muster bekommen haben.

Hier floß der Pierische Quell, aus dem Homer
rank, und der Ungeweihten einen blassen Schau=
er einjagt; hier rauschen die Thyrsusstäbe dythram=
ische Begeisterung in die Vertrauten des Diony=
us, daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger
ezwang und Löwen bändigte; hier tanzen Nymphen
nd Grazien, und Amors schweben um ihren Ana=
eon in sanftem Fluge dahin, und jede seiner Melo=
ien wird wie ein himmlischer Kuß der Liebesgöttinn;
lympische Kränze fliegen um die Scheitel der Sie=
er, und ihr Laub hüpfet nach dem dorischen Saiten=
iel Pindars; hier wetteifern die Hirten, und lan=

schend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit; hier tanzen die Chöre des Sophokles; hier das Odeum, die Gefilde der Musen —

Odi profanum vulgus et arceo
Favete linguis! Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque cantat!

Ja! sie sind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetischen Sinne; sie, deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt; deren dichterischer Grundriß von der Göttinn Eunomia gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmlischen Grazie, ausgemalet worden; deren Bilder sich in den Glanz der Morgenröthe hüllen, deren Mund Melodie spricht, — sie sind der Nachahmung werth.

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo sind die Lieblinge der Muse, die die Griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der Griechischen Philologie? — Der unsterbliche Geßner, Ernesti und Kloz: ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen; aber meistens für das Große in Deutschland, blos durch Ausgaben. Der erste ist Deutschland leider entrissen; der zweite hat sich, nach den Fußstapfen des erstern, den Weg kritischer Genauigkeit gewählt, und arbeitet in andern Bezirken; der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch

seine Ausgaben, und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen.

Wo ist ein Schutzengel der Griechischen Literatur in Deutschland, der an der Spitze von allen zeige, wie die Griechen von Deutschen zu studiren sind? Studiren heißt freilich zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört: man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken; mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Uebermaß erscheinen; und dann suche man mit dem Auge der Geschichte, Zeit gegen Zeit, Land gegen Land, und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn: und jeder ist ein Narr des andern — ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am meisten, kann ich dazu setzen, in der kritischen Welt: jeder hat einen Sinn und urtheilt vom Ganzen. Der Franzose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes und glaubt sich alsdann schon als den besten Kunstrichter; den Wust Lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der Holländische und Deutsche Wortgelehrte sieht jenes seine französirenden Anmerkungen für noch etwas Aergeres als Schlamm an. Der Franzose sagt: ja, davon wuchsen Blumen und Früchte! und der Deut-

sche: das meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre ästhetischen Bon-mots nun denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Britten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben: wird alsdann nicht ein Zeitpunkt für die philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nützen, und ein ganzes philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir auf unserm Geschäfte, bleiben etwas nach: und vielleicht dürften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfing, und Home es aus seinen Engländern gethan? Nicht blos die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Aesthetik gewaltig nützen, sondern der Verfasser würde auch, wenn dieß Buch, in welchem die Baumgartensche Aesthetik sehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen. Es würde die Lehrbücher verbannen, die die Französischen oder Deutschen Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen; es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den Griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet; es würde

an einen philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nützlich und nothwendig ist.

Eine zweite höhere Stufe: wenn sich Uebersetzer fänden, die nicht blos ihren Autor studierten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen, „sondern auch seinen unterscheidenden Ton „fänden, und die sich in den Charakter seiner „Schreibart setzten, uns die wahren unterscheiden„den Züge, den Ausdruck und den Farbenton des „fremden Originals, seinen herrschenden Charakter, „sein Genie und die Natur seiner Dichtungsart rich„tig ausdrückten." — Dieß ist freilich sehr viel; aber für mein Ideal eines Uebersetzers noch nicht genug. Die meisten Uebersetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritischen Noten, oder im Leben ihres Autors: und die meisten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors; in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten gesunden Hausverstand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen; oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt: und so ist ein Buch fertig: für den Uebersetzer Tagelohn; für den Verleger Meßgut; für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek; für die Literatur? nichts! oder Schade. Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte: ein ewiges Werk für die Deutsche Literatur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsre Sprache, ja, so wie Homer lange Zeit

die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der Griechischen und Römischen Literatur wurde, auch das größte Original für die unsre — — alles dieß kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns seyn kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! ist dieß schätzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche übersetzt), eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgibt: „welch ein Zusammenfluß von natür„lichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervor„bringen?“ die diesen Satz aus den Geheimnissen der Griechischen Literatur-Geschichte mit wahrem kritischem Geist erklärt, und zum Homer ein Schlüssel ist — Diese Abhandlung sollte statt Einleitung seyn; eine Einleitung, die fast nie so nothwendig ist, als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten und unübersetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer, und was er bei ihnen alles geworden ist; was er bei uns seyn kann und soll; wie wir ihn, ohne Mißbrauch, nützen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können.

Dieß ist der Eingang; — und die Uebersetzung? Beileibe muß sie nicht verschönert seyn, wie noch jetzt die neue Bitaubesche als ein Greuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf

ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern; sich seinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen lassen; Französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn, als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe, und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist.

Und die beste Uebersetzung kann dieß bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem, kritischem Geiste dazu kommen. Wir wollten gern mit dem Uebersetzer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schätze zeigte, die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Theil daran vereckelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimniß der Griechischen Literatur bemühen. Man weiß, was Französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind: meistens Zergliederungen einzelner, und oft unwesentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerstreuung, Erholung und Ergötzung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennt die Grimm'schen Noten zum Anakreon; und die Ebertschen zu Young; man kann also aus einer Morgenröthe auf den völl-

gen Sonnenanbruch schließen, wie durch Homer ein Publikum könnte gebildet werden, nach Griechischem Geschmack. Ich würde nicht gerne Poesie und Hexameter bei dieser Uebersetzung vermissen; aber Hexameter und Poesie im Griechischen Geschmack; sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe. — Es ist viel, was ich aufgebe, aber durch alles dieses werden die Schönheiten kaum einigermaßen ersetzt, die im Homer unübersetzbar bleiben.

Um dieß mehr ins Licht zu setzen, füge ich ein Urtheil des Geschmacks über einige neuere Uebersetzungen der Griechen, und also zuerst über Steinbrüchels Uebersetzung des Sophokles und Euripides dazu. Ich kann sie nämlich, um vollständig davon zu urtheilen, jungen tragischen Genies, Liebhabern der Griechen, und Deutschen Sprachrichtern in die Hände geben. Was werden diese darüber urtheilen?

Den Genies, die bloß ätherisch lesen, ist sie eine sichere Handleiterinn zu einer klaren Quelle. Sie sehen den tragischen Geist der Griechen, lernen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung; können ihre Einfalt und ihre Zusammensetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen: aber wo wird in ihnen der Griechische Geist der Tragödie aus ihren patronymischen und mythologischen Geschichten entwickelt? Und wo ist dieß mehr nöthig, als in den Chören, die ganz in die Griechische Laune verwebt sind? Bei allem Schweizerischen Schwulst, hört ein

Genie wohl die wahre Sprache des Griechischen Kothurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen, die dem poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen, als sie sich im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit, der Schwung, der theatralische Tritt, die musikälische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch eins und das andre durch das Klopstocksche freie Sylbenmaß hätte retten lassen? Ein Deutsches Genie versuche es nach Steinbrüchel, tragische Chöre nachzubilden: werden sie wohl im Griechischen Geiste seyn? Indessen gebe ich zu, daß St. durch seine Uebersetzung weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größten tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach Griechischer Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unser Theater noch am wenigsten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der Griechischen Literatur legen ihn aus der Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter seines Autors zu kosten und zu schmecken giebt.

Und die Sprache? ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht bloß die Schweizerwörter werden unausstehlich, sondern das Colorit der Griechischen Einfalt soll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, ersetzt werden: da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Uebersetzers verdient Aufmunte-

rung „die Griechische Wortfügungen unsrer Sprache „anpaßt;" nur muß sie keine blinden Nachfolger haben, die ein Exempel sogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte Richter müssen seyn, die das classische Ansehen solcher Versuche beurtheilen.

St. fahre also in seinen Bemühungen fort, und lasse sich die Kritiken bloß zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutschen so verschloßnes Buch, der den Griechischen Nationalgeist so sehr in seiner Stärke zeigt, und für unsre Dorische Sprache und Genies bildend genug seyn könnte — auch Pindar*) muntre ihn auf, ein großer Uebersetzer, aber auch zugleich im Griechischen Verstande ein Dollmetscher desselben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est. Rühmlich kühn ist die Muse,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinsetzen sollte: „welche Griechen und aus welchen Gründen sie zu übersetzen wären" will ich lieber die Uebersetzung des Tyrtäus,**) und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es Leid, „daß „die ungenannten Uebersetzer nicht darauf gefallen „sind, den Griechischen Text beidrucken zu lassen. „Man sollte wirklich alle Gelegenheiten ergreifen, „bei unsrer Nation die fast verloschene Liebe zur „Griechischen Sprache, deren Schriftsteller die rein„sten Quellen des Geschmacks sind, in etwas wieder „anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, „wenn wir die Englische Nation lieber in dem Stu-

*) Lit. Br. Th. 1. **) Lit. Br. Th. 17. S. 11.

„dio der Griechischen Sprache, als in gewissen an„dern Dingen nachahmen wollten.“*)

Wo ist aber noch ein Deutscher Winckelmann, der uns den Tempel der Griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winckelmann in Absicht auf die Kunst konnte blos in Rom aufblühen; aber ein Winckelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit seinem Römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der Griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Styl der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebnen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugniße beweisen. Sie sey keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere Griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst der Griechen; ihren Unterschied von den übrigen Völkern; und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland. Hier würde sich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wiefern ihr Himmel, ihre Verfassung, Freiheit, Leidenschaften, Regierungs-Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das ver-

*) S. 16.

schiedne Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. s. w. sie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre inviduelle, National= und Lokalschönheiten, um uns von solchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unserm Styl verglichen. Alsdann von den verschiedenen Zeiten der Griechischen Poesie, wiederum mit einer pragmatischen Anwendung auf unsre Zeit: wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen sollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den sich blos ein Kenner der Alten, ein Weltweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann; ein Ocean, aus dem die meisten unsrer Weisen nur Tropfen kosten; an dem die meisten Dichter nur so trinken, als die zum Siege bestimmten Streiter Gileads; und die Kunstrichter? — bringen dem Götzen ihres Aeons mit demüthigem Stolze eine Handvoll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem Persischen Monarchen.

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öffnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien; den ganzen Knoten muß es entwickeln: wie weit kamen sie? und warum so weit? — wie weit sind wir ihnen nach? wie viel weiter können und sollen wir

— was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Literaturbriefe über das Ideal*), und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere, (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen. Bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig genug that, und auf Seiten unsrer nothwendig hie und da frei werden mußte. Ich fahre also lieber im Tone meiner Fragmente fort und frage:

2.

Wie weit haben wir sie nachgebildet?

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige Deutsche Genies in der Stille blos unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studirt; vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns Griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht**) ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht

---

*) Lit. Br. Th. 7. S. 124. 125. Th. 9. S. 49. Th. 16. S. 252. **) Lit. Br. Th. 1. S. 34.

vortrefflicher als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen. Noah mag heiliger seyn, er mag moralischer seyn: ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend etwas mit Homer zu vergleichen; und zum Glück besinne ich mich, daß er älter sey, als der Zeitpunkt, über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat K. ein Homer seyn wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie, scheint er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilianisch als Homerisch. Vielleicht besingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt eben dieses Virgilianische mehr, als das Seltene in seinem Gedichte. Aber Homer? Ja! wenn ich Klopstocks Inhalt der Gesänge lese, so denke ich, (wer wird dieß nicht für wunderlich halten?) bei den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichnissen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe, jenen Griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung tief eindrückt, und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe stralen. Vielleicht ist es für K. die größte Ehre, wie ich deßhalb an das Zeugniß

niß eines Franzosen mich erinnere*), gar kein Homerisches Bild gebraucht zu haben: vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer, daß er seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele malet, so wie die sinnlichen Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergötzten; vielleicht übertrifft das Moralische im K. alles schöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht ist sein großes Talent, die Seele zu schildern, mehr werth, als alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sey meinethalben gewiß; eine so nützliche Untersuchung mag eine poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen.**)

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward eben so wenig „von allen Griechen verstanden, als K. von allen „Deutschen;***) Die wahren Kenner der Dichtkunst „sind zu allen Zeiten in allen Ländern eben so rar, als „die Dichter selbst gewesen! so ist es wirklich!" Ungeachtet dieses Wirklich hier als ein Amen stehet, so will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! sondern etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verstanden, wer wird dieß behaupten, der jemals die Griechen auch nur von ferne gesehen? Der da weiß, daß jede Sprache alle Viertheil Jahrhunderte sich merklich verändert; und der die Zeit des Homers kennt, wo die Griechischen Staaten sich erst zu bilden anfingen, und also nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in

---

*) Bitaubé in seiner Uebersetzung Homers.

**) Lit. Br. Th. 19. S. 155. 156.

***) Lit. Br. Th. 1. S. 49.

der Sprache erfuhren, als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat? Man muß also nothwendig eine Zeit festsetzen: wann wurde der Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun! da sang er als αοιδος, und nothwendig also, wenn es damals καλους κ'αγαθους gab, die *guten hübschen Leute* bedeuteten, diesen verständlich. Ist das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuschreibt, so zog er umher, fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten; seine Sprache war göttlich, neu, aber im Ganzen verständlich, weil damals noch nicht ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volkes, zwischen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart schon mehr politisch geworden war, da war seine Sprache *fremde, ungewöhnlich*. In dieser poetischen Zeit betrachtet, möchte also das *eben so wenig*, das der Kunstrichter behauptet, nicht genau eintreffen. Damals war seine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunst waren häufiger, und die Dichter selbst — wer die Dichterei der alten ραψωδων und αοιδων kennet, wird ihre Dichtkunst unmöglich mit der unsrigen vergleichen.

Meint aber der Kunstrichter die Zeit, da Homer *gelesen* wurde, so trifft es eben so wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erst in der 61. Olympiade gesammlet, da er doch nach der gemeinsten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen: wer waren die *alle*,

die den Homer verstehen sollten? Ich nehme eine mittlere Größe an: laß es gute hübsche Leute gewesen seyn (καλοι κ'αγαθοι)! Nun weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte seines ersten Gesprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, unter vielen andern Proben der Weisheit, auch des Homers Bücher zuerst nach Athen gebracht, und die Rhapsodisten angetrieben, sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen; eine Gewohnheit, die nicht bloß bis an Platons Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erkläret wird? — Ich sage: erklärt ward: denn dieß zeigt Platons ganzes Gespräch: Jo — eine Unterredung, deren Name schon genug ist, daß jeder, der sie gelesen, das vorige eben so wenig einschränken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach Jo, im Namen aller Rhapsodisten, von Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichensteine: dieser hat den Homer auswendig gewußt, am besten deklamiren, am gründlichsten erklären können! Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verstehen, als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich von einander; und sie entfernten sich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen gelesen wurde, sagt Xenophon, — doch nein! hier stoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwischen Wieland und Fll. Gelegenheit zum Streit über καλος κ'αγαθος gegeben; ich setze also lieber das Zeugniß eines Griechischen

Rammlers hin, des sorgfältigen Isokrates: *οιμαι δε και την Ομηρου ποιησιν μειζω λαβειν δοξαν οτι καλως τους πολεμησαντας τοις βαρβαροις ενεκωμιασε. Και δια τουτο βουληθηναι τους προγονους ημων εντιμον αυτου ποιησαι τεν τεχνην, εντε της μουσικης αθλοις, και τη παιδευσει των νεωτερων. Ινα πολλακις ακουοντες των επων εκμανθανωμεν την εχθραν την προς αυτους υπαρχουσαν.* *)

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte: Dummkopf, sagte er, auch deine Schüler willst du zu Dummköpfen machen?**) Dieß Geschichtchen hat nun wohl ein Knabe gelesen, aber Deutsche Homere? Viel eher, sage ich, in der Angst, den Griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homers aus dem Xenophon macht, und, wie ich fast dazusetzen kann, myopisch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen Athenienſischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht, als hätte ihn Sokrates grammatisch oder poetisch mißgedeutet, sondern politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigensinn deute, sondern daß es Xenophon selbst sagt, zeigen seine Worte augenscheinlich: „Sokrates,“ so sagte sein Ankläger, „pflegt auch oft Homers

*) Isocrates in Panegyr. **) Plutarch. in vit. Alcibiad.

„Gedichte anzuführen: daß z. E. Ulysses den Vornehmern mit freundlichen Worten zugesprochen, „wenn sich aber ein Geringerer unnütz machte, so schlug „er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm ruhig „zu seyn. Dieß hat er so ausgelegt, als wollte der „Poet, man sollte die Geringern bloß mit Schlägen „ziehen; allein, setzt Xenophon dazu, das hat Sokrates gar nicht gemeint: sondern, ꝛc. *)“ Und was folgt hieraus: daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern, daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volke so viel geltenden Dichter zu bestätigen suche! Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus mußte, als ein Verehrer des Homers, eben dagegen am meisten eifern, daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter, so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsahen, ob dieß der wahre Verstand sey (das that hier ja nichts zur Sache), sondern weil er den Staat störte. Wenn sie auch Leute gewesen wären, mit denen man in der Jugend den Homer gelesen, so betraf es ja hier keine moralische Lehre, und noch weniger poetische Schönheit, sondern eine politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Kl. bei

---

*) Im ersten Buch der denkw. Reden.

seinen kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme: eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten, den jeder für göttlich hielt, den die καλοι κ'αγαθοι auswendig wußten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Ueberhaupt zeigt dieser ganze Prozeß, daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst, im hohen Griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie seyn kann, als es jener für die Griechen war. Jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage, Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten, und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unsere Leser der Deutschen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach Französischem Schnitt; sie lesen statt Mythologien Gellertsche Fabeln, und statt Hexameter und Rhapsodien singen sie Kirchenlieder. Nach der Bekanntschaft und Bildung des Geschmacks ist entweder Gellert unser Homer, oder er soll noch geboren werden. Denen, die darüber staunen, wie Gellert und Homer zusammen kommen, schreibe ich eine Stelle ab, die richtig genug ist:*)

„Für ganz Deutschland ist es, ohne Widerspruch,

*) Abbt vom Verdienst, S. 367. 77.

„Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke
„der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben ha=
„ben. (Fragt die erste, die beste Landpredigerstoch=
„ter nach Gellerts Fabeln? die kennt sie — nach
„den Werken andrer unsrer berühmten Dichter? kein
„Wort.) Nach und nach haben sie sich in die Häu=
„ser eingeschlichen. Dadurch ist das Gute in der
„Dichtkunst in Exempeln und nicht in Regeln bekannt,
„und das Schlechte verächtlich gemacht worden.
„Denn der Geist und der Geschmack einer Nation sind
„nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vorneh=
„mer Erziehung zu suchen. Diese beiden Geschlechter
„gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter
„dem Theil der Nation liegen sie, der von frem=
„den Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch
„nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat."
Das ist nun Gellert in Absicht des Geschmacks —
aber was war Homer in Absicht der Religion,
der Künstler, der Dichter, der Redner, der
Weisen, der Sprache, der Sitten, der Er=
ziehung, für die καλȣς κ'αγαϑȣς der Griechen?

Dieß böse Griechische Wort verfolgt mich, so sehr
ich vor ihm fliehe, und mein Knoten ist nicht eher
aufgelöset, bis es bestimmt ist. Denn so fragt der
Kunstrichter*): „Ist es wahr, daß die alten Grie=
chen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit lehrten?
„Und wurde Homer auch nur von allen denen ver=
„standen, welchen das Beiwort καλοι κ'αγαϑοι zu=
kam?" — Seine Frage ist so viel als Nein; meine
Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus läug=

*) Lit. Br. Th. 1. S. 46.

net, Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

Außer dem was ich schon angeführet, kann ich mein erstes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmause gültig machen: „Mein Vater, „sagt Niceratus, der mich zum tüchtigen, redli„chen Mann (αγαθος) machen wollte, hielt mich an, „alle Gedichte Homers auswendig zu lernen, so daß „ich noch jetzt die ganze Iliade und Odyssee hersagen „kann.“ — Hier war ein guter, hübscher Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn also Homer lernen: so wurde also Homer mit der Jugend getrieben; so wurde er gewiß von denen verstanden, die gute, hübsche Leute waren, denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλος κ'αγαθος ein guter, hübscher Mann, oder ist es ein Schweizer-Virtuose? Beide Parteien können Recht behalten, wenn sie sich anhören wollen; und wenn sie Staub unter die Augen streuen*), hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter, hübscher Mann, und weit weniger als ein Shaftesburyscher Virtuoso, nach dem hohen Geschmacke unsrer Zeit. Ich erinnere mich, die Abhandlung eines Gramatikers über dieß Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dieß Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters

---

*) Lit. Br. Th. 1. S. 52.

ausdrücken, und eben dieß dünkt mich von καλος κ'αγαθος. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht, es gelesen zu haben; es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen politischen Sitten. In den Zeiten, da αρετη, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete, galt bloß ein braver Mann, αγαθος. So wissen im Homer die Helden kein besser Wort ihrer Würde, als wenn sein Agamemnon oft genug sagt: αγαθος γαρ ειμι. So wenig hier das αγαθος eine moralische Güte bedeutet, zu einer Zeit, wo Tapferkeit über alles galt: so wenig litte dieses Zeitalter καλȣς κ'αγαθȣς im feinen Verstande des Shaftesbury. Auch das Wort καλος hat diesen Ursprung gehabt, und wurde von den ανδρασιν αγαθοις gesagt, die in der Schlacht ευ und καλως (tapfer) stritten. Aber mit der Zeit verfeinerte sich der Geist der Sitten; das Wort αρετη hieß Brauchbarkeit; das Wort αγαθος und καλος hieß ein tüchtiger Mann in Geschäften, und selbst der Ehrenname ανηρ verlor etwas von seiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerinn des Staats war, so übernahmen es sich also die Weisen, solche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menschen und tüchtige Bürger waren. So frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laertius: sage mir, wie kann man ein καλος κ'αγαθος werden? Und dieser führt ihn in seinen Unterricht. So sagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (αγαθος) machen wollte, ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienser, die vorzüg=

lich nach dieser politischen Cultur strebten, beständig im Munde (*καλος κ᾽αγαθος*); und es war bei ihnen, wie ein Scholiast sagt: summa omnis laudationis! Und also gewiß nothwendig mehr, als ein guter, hübscher Mann bei uns.

Der Recensent will auch nur einen einzigen Beweis, daß *καλος κ᾽αγαθος* etwas mehr, als dieß, bedeute? Wohl! es sey eben die Stelle*), in der er nichts als den guten, hübschen Mann finden will; Schade, daß ich mehr darin finde, und eben die Beschreibung des *καλȣ κ᾽αγαθȣ*. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: *τι ȣν; ȣκ εδιδαξατο σε ο πατηρ και επαιδευσεν απερ ενθαδε οι αλλοι παιδευονται, οι των καλων κἀγαθων πατερων υιεες; οιον γραμματα τε, και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την αλλην αγωνιαν.* Können hier *καλοι κἀγαθοι* füglich gute, hübsche Leute bedeuten, wie wir dieß Wort brauchen? Nein! sie ließen ihre Söhne, um sie auch zu *καλοις κἀγαθοις* zu machen, Wissenschaften (nicht bloß das ABC lesen und schreiben), die Musik, die nach der Griechischen Denkart weit mehr schöne Kunst, als bei uns, und von der Dichtkunst unzertrennlich war, und schöne Leibesübungen erlernen. Wer also seinen Verstand, seinen schönen Geschmack und seinen Körper ausgebildet hatte: der war ein Attischer *καλοκἀγαθος*; er war weder ein Weiser, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiser, Dichter und Olympischer Sieger zu werden. Wer einen Griechischen *καλος κ᾽ἀγαθος* in seinem ganzen

---

*) Lit. Br. Th. 1. S. 52.

Glanze sehen will, der lese, obgleich nicht das Wort selbst als Ueberschrift drüber stehet, einige Pindarische Oden auf seine Griechischen Jünglinge, die doch mehr als gute, hübsche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuosen im Wieland'schen hohen Gusto, oder lieber gleich im Geschmacke des Shaftesbury, dem Wieland nicht bloß den Begriff des Virtuosen, sondern auch die Analogie mit *καλος κ᾽αγαθος* abborgt. Dieser Weltweise, der den Platonismus nach dem Modegeschmack seiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland diesen Lieblingsgeschmack findet, bestimmt seine Virtuosen so*): the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; such as have seen the World, and informed themselves of the Manners and Customs of the several Nations of Europe, search'd into their Antiquities and Records; consider'd their Police, Laws and Constitutions, observ'd the Situation, Strength and Ornaments of their Cities, their principal Arts, Studies and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Music and their Taste in Poetry, Learning, Language and Conversation. Mit diesem Begriffe vergleicht er nachher das honestum, pulchrum, *καλον* der Alten, und philosophirt in seiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künste, der Geschmack an Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeist über Polizei und Alterthümer die herrschende Mode war: so kann

---

*) Characteristics Vol. 3. Miscell. Reflex. p. 156. 182.

ich mich doch nie überreden, daß die καλοι κ'αγαθοι in dem weiten Verstande des Shaftesbury damals geblühet. Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu malen, und den Geschmack, der damals am Hofe Carls des Zweiten galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und zu verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes seyn kann, aber den Begriff des Griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fodert zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland existirte, freilich das Lesen des Homers, und das zwar als das erste ABC; aber ein moralisches Lesen des Homers? Ein himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Ueber ein Wort, das immer der Ausdruck ihres Charakters und der Gipfel ihrer Lobsprüche war, kann man nie zu viel sagen. Die Erklärung solcher Wörter schließt uns Denkart und Polizei, Laune und Sitten, kurz das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke schief urtheilen, schief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur Griechischen und Römischen Geschichte der Litteratur einem Manne vpn Philologie, Geschichtskenntniß und Geschmack empfehlen, der Metamorphose genau nachzuspüren, die im Griechischen die Worte: ανηρ, ανθρωπος, αγαθος, καλος, φιλοκαλος, καλοκαγαθος, κακος, επιχειραγαθος; im Lateinischen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honestus, pulcher und liberalis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und

sich mit demselben änderten — So lernt man Völker kennen und nutzen.*)

Ich will es hier nicht untersuchen, wie weit einige Schweizer, z. E. Wieland, Iselin, Wegelin, Mably uns wirklich Griechen zeichnen,**) wenn sie ihre Erziehung und Politik uns anpreisen. Beinahe vom Diogenes dem Laertier an findet man in den Griechen, was man in ihnen finden will: verschönerte Gesichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb Griechisch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen, freilich sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen müssen unserer Zeit gemäß seyn, sonst wird alles Carrikatur! — Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verschieden; aber wenn Wieland***) auftritt und sagt: „Seht! den Kopf des Sokrates!" — hier kann man, wie Marcell, dreist antworten: Wie? das ist Sokrates? jener liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine ironische Geist, und der redlichste Bürger, kurz! der Weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte Ihr Sokrates seyn? Nein, mein Herr! dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker und misanthropische Schimpfer ist ein Ge-

*) Man wird dieß wirklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verfasser sagt. Auch Irrthümer können verjährt werden; und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner, als die für die Griechen? Vielleicht ist der Verfasser selbst in sie verfallen. (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

**) Lit. Br. Th. 1. S. 44. 50.

***) Lit. Br. Th. 7.

schöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus Schweizerischen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen gelesen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So sehr die Griechen ihren Homer nutzten, so wenig brauchten sie ihn auf Wieland'sche Art: denn Shaftesburys Geist und Schriften herrschten damals wahrscheinlich noch nicht bei der moralischen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, ist ja augenscheinlich ganz was anders; und in vielen Stücken was anders, als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten.

2.

Pindar und der Dithyrambensänger. *)

Homere dürften wir also nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar eine seiner besten Kronen, und unter andern auch den siebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt; — einer von unsern Dichtern setzt sich selbst dieß Siegeszeichen auf, und ruft: Macht Raum,

*) Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter der Alten nicht vollständig ist: das thut nichts zur Sache. Treu muß die Vergleichung seyn, und nach den Quellen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht. (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

Mänaden! Ist er der Vater Bacchus, oder trägt er bloß den Thyrsusstab, um es zu seyn?

Zum Voraus ein Wort in einer Parenthese. Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Literaturbriefe sind so schielend und gebrechlich, als diese *), die einem Lehrmeistertone sich nähert; die bei dem Geräusche arm, bei aller Pracht von Belesenheit und kritischer Einsicht kurzsichtig, und bei allen Planen und Vorschlägen dürre seyn möchte. Die angeborne Lebhaftigkeit des Recensenten verspricht dem Dithyrambendichter scharf zuzusetzen, und zuckt jedesmal zurück, um sich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was soll die Frage heißen: kann man Deutsche Dithyramben machen? Kann man nicht Deutsche, so kann man auch keine Malabarischen Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dürfte diese nur zuletzt in Betracht kommen. Was darf es der Recensent mit so vieler Gelehrsamkeit beweisen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? Der Verfasser dürfte dieses ja aus dem lieben E. Schmid allenfalls wissen! Und womit beweiset es der Kunstrichter denn, daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen können? — höchstens, daß der Verfasser keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geschmack verkehrt seyn muß, der von den Regeln des weisen Alterthums abgeht? Warum ist ein Deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne Griechische und Lateinische Muster denn an sich unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden

*) Lit. Br. Th. 21. S. 39.

des Leipziger Professors hier zur Sache? In welcher Classe muß denn der Dithyrambist sitzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und absolut erst nach zwanzig Jahren Imitationen nach der Pindarischen Digression über den Berg Aetna machen soll? Welch ein Schulton herrscht so durchgängig, so insonderheit S. 59 — 61! Welche Sammlung von Pindarischen Beiwörtern soll man (S. 70.) Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen, um nicht ihr System niederreißen zu wollen? Ist es wahr, daß Pindar sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt, und alles so stehen läßt, wie es ihm vom Präceptor diktirt worden ist? — Und nun endlich die beste und geistigste Anmerkung wider die windigen, eitlen, jungen Menschen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt, daß der Verfasser der Dithyramben so ein windiger, eitler, junger Mensch sey, der eine Strafpredigt über sein Mädchen sechs Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recensent beweisen, daß Pindar in seinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernsthaften philosophischen Ton trunken geraset? Wie mag ein Compliment lassen, das man nicht aus freiem Willen, sondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recensent für ein Collegium, darin er zeigt, wie man Pindars ganze Manier zu malen bis auf seinen Adler lernen soll, damit unser Deutscher Horaz auch für den Dithyrambisten eine Ode weihen müßte? — Meine Parenthese wird lang; aber dem

Recen=

Recensenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger seyn, die ich auch, „aus einer mir an=„gebornen Lebhaftigkeit, thue; nicht als Kritiken, „sondern als eine kleine Hülfe, mich selbst auf den „Weg zu bringen, und, was ich denke, zu sagen.“

Ich bin nichts minder, als der Verfasser oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe selbst mehr wider sie, als die Literaturbriefe, aber, wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger Schulton. Unmöglich kann diese Beurtheilung von einem Verfasser der Literaturbriefe seyn; vermuth=lich ist sie eingeschickt, weil ihr Ton gewiß zu merk=lich abweicht. — Aber genug! meine Parenthese ist zu Ende. Können wir Dithyramben machen? Griechi=sche Dithyramben im Deutschen machen? Original=Dithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entstanden seyn? Darf ich eine Hypothese versuchen? — Hypothesen muß man versuchen, wo man keine Nachrichten hat; wäre Demosthenes περι δι-θυραμβοποιων, oder Aristotels größter Theil der Dichtkunst nicht verloren, so würden wir wissen, statt zu rathen.

Ein Volk in seiner Wildheit ist in Sprache, Bil=dern und Lastern stark: Trunkenheit und Gewalttä=tigkeit sind die Lieblingslaster einer Nation, die noch Mannheit (αρετη) für Tugend, und trunkne Raserei für Vergnügen hält. Alle die feinen Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unsere Güte und Fehler, unser Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, listig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Diese

Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Musik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Gesang.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst, und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunknen Neigungen der Menschen, die jenen entwischten, durch Religion zu erhaschen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze: die sanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur: rauh war ihr Gottesdienst, wie ihre Natur, durch Opfer und Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Oenotrius, ein Weingott, man heiße ihn, wie man wolle.

Jetzt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur Entsündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion. Ihr Gesang war voll von der thierisch-sinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sie wieder zu einer gewissen mystisch-sinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Priester, zugleich Dichter und Staatsleute webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit Pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus;

Anthes, der Böotier, sang Bachische Hymnen; Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Gesetze und Gottesdienst, weihte die Trunkenheit in seine Eleusinischen Heiligthümer ein, um sie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde; Musäus und sein Sohn Eumolpus sangen ebenfalls den Bacchus — kurz die ältesten Namen der Dichter, die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit Bacchus beschäftigt.

Wozu sage ich alles dieses? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen Ursprung und Leben ziehe, daß wir also von ihm auch nach Beschaffenheit dieses Zeitalters urtheilen müssen. Entsprungen unter berauschten Tänzen des Volks führte man ihn in den Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, seine Sprache, Sylbenmaß, Bearbeitung, Musik, Deklamation, alles zeugt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat. Er mag nun in Theben, oder dem wollüstigen Korinth von einem oder dem andern erfunden seyn: genug, es war noch eine Zeit, da sich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen*) Erfinder, bezaubern ließen. Ich sage: sein Inhalt, denn da er den Vater des Weins, von seinem Blitzstrahle getroffen, mit brausendem Munde sang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit sang: so paßt er am meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft

*) Wie Herodot anführt, den ich für mehr als Fabelschreiber halte.

einer göttlichen Gegenwart fühlte; da man, mit starken, sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalsagen beinahe zu einer wirklichen Anschauung erhob, da man aus Unwissenheit nicht bloß die Fabelgeschichten als Wahrheiten glaubte, sondern mit der Einbildungskraft sie bis zum Leben ausmalte, und also die Begeisterung schmeckte, die Apoll über die Pythisse, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambensänger ausgoß. Daher naheten sich die Letztern der Entzückung, die einer Raserei glich, *Διονυσοιο ανακτος καλον εξαρξαι μελος οιδα διθυραμβον, οινῳ συνκεραυνωθεις φρενας*; daher fing er gemeiniglich mit dem begeisterten: *αμφι μοι αναξ*, an; daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrsus der Trunkenheit und der Beschauung himmlischer Dinge ausrief:

Auditis an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos;

daher jene göttliche Wuth:

— — — immanis in antro
Bacchatur vates, magnum si pectore possit
Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque
premendo.

Und von dieser sinnlichen Begeisterung wurde die ganze Bearbeitung so belebt, daß Plato dem Dithyramben sogar die Nachahmung absprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anspielungen folgte er keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Theil das Auge

sahe, und der Tanz foderte: und so ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus der Bacchischen Geschichte, des Bacchischen Gottesdienstes, und des Tanzes, wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel Uebertriebenes, und alles ungeheuer finden mußten. Und diese Bearbeitung, welcher Zeit war sie am angemessensten? Vermuthlich jener, da die Satyren-Possenstücke, die Komödien-Satyren, und Oden und Tragödien noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im schönen Styl mußte das große wüste Unregelmäßige voran gehen.

Und eben diesem Zeitalter ist auch die dithyrambische Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich, in Construktionen verflochten und unregelmäßig war: eine Sprache, wie sie vor ihrer Ausbildung ist. Alsdann hat noch jeder Sänger das Recht, neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; sie können kühn zusammengesezt seyn, weil Form und Lenkung nicht genug bestimmt ist. Hingegen eine völlig gebildete Sprache ist nicht dithyrambisch, sondern vernünftig und mit Gesetzen umschränkt.

So auch das Sylbenmaß: gesetzlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig desto polymetrischer, tönender und abwechselnder.

So auch die Musik: die Phrygische Musik, die rasend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen in der Brust anrichtete; die nachher abgeschafft wurde, weil sie die Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat und Aristoteles aus seiner Erziehung verbannte — kurz! die älteste und rohste Tonkunst.

Alles also, was zum Διθυραμβωδες gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Sylbenmaß trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dieß, und dieß allein bey dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: Διθυραμβος εςι κεκινημενος και πολυ το ενθουσιωδες μετα χορειας εμφαινων, εις παθη κατασκευαζομενος, τα μαλιςα οικεια τȣ θεȣ.

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergingen, so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben; ihre Begeisterung sank; ihre mehr gebildete Sprache enfernte sich von dithyrambischen Freiheiten; ihr Sylbenmaß ward bestimmter und gebundner; ihre Musik Dorisch. Das wahre Διθυραμβωδες war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kann Aristoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poesie setzen, ohne doch dem Plato zu widersprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz anderer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen, sich in ihre Väterzeiten zurückzusetzen, und die Sprache, das Sylbenmaß, die Musik, die Denkart eines oder einiger verlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieser mittlern Zeit, da sich das Dithyrambische gemildert hatte, mag es also die besten Gedichte dieser Art gegeben haben, die daher die Anfangsstücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; sie mischten (nach Platons Zeugniß in seiner Republik) alles unter einander, und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu sehr den

Geschmack der Dichtkunst, den Geist der Religion, die Stufe der Sitten und der Sprache verändert hatten.

Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Atys des Catull nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyramben-Kühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart. Ihre Religion war geistiger und politischer; ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen; ja selbst ihre kälteren Adern fühlten nicht mehr so stark den Blitzstral des Weines: sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese, durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten seyn sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurückfinden? Erst beantworte man die kleine Frage: könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die Griechischen noch hätten? Von dieser Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott, und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der Griechische Dionysius würde die Trauben unsres Landes und unsre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da eine Bachische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig seyn, als sie bei uns oft lächerlich

wird than Jugglers talking too familiar. — Wo sind unsere Bacchische Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an, durch Unterricht, und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andre Gegenstände führen, als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetischwahre, das dem Nationalgeist Eigne, und darf ich dazu setzen, fast ganz das Licht der Anschauung verloren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaft, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer politischen Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesetze, und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, vielsagende Sprache wagen könnte. Wo sind die dithyrambischen Sylbenmaße? da unsre Sprache und alle neueren selbst nicht einmal zum Herameter, und noch minder zu den Sylbenmaßen des Pindars und der Chöre vieltrittig genug ist; und gegen Griechische Dithyramben völlig ungelenkig lassen müßte. Wo sind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchussprünge an Freudenfesten? Der Dithyrambe gehört ja sowohl zur mimischen, als lyrischen Poesie; und wie könnten wir ihn also nachmachen, da wir die hohe Tanzkunst der Alten nicht haben, nicht kennen, und sogar selbst bei allen Nachrichten der Alten, nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geist und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdann blos als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar

nicht eben die Ursachen, Zwecke und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine bes=sere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem Griechischen Geschmack nach=geahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unsre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Rasende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, ver=worren und oft unsinnig, weil der Dithyrambist, der Weissager und Unsinnige mit zusammengeschlungenen Händen zu gehen scheinen, und ein elektrischer Funke nach ihren verschiedenen Körpern auch unterschiedene Wirkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unsere grammatischen und ästhetischen Ge=setzgeber wider die Regeln scheinen; die Einbildungs=kraft würde der gesunden Vernunft und dem Sens=commun unsres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dieß dazu bei, daß die Dithyram=ben verloren gingen; und gäbe es einen Dithyramben=sänger zu unsrer Zeit — wir würden ihm einen Stier geben, um seinen βοηλαταν zu bezahlen und ihn reisen zu lassen. Weß aber sollte der Stier seyn, den wir ihm geben? — Des Volks nicht; denn er schriebe ja Dithyramben, nicht zu tanzen und mimisi=ren, sondern zu lesen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn schreyen! Der schö=nen Geister auch nicht; deren schönes Ideal möchte dadurch verletzt werden! Der ernsthaften Kunstrichter auch nicht — Er mache sich also fertig, ohne Stier nach Hause zu reisen.

Aber wie? er singe nach dem Geschmacke seiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus,

ohne die dithyrambische Kühnheit und Sprache, Deutsche Dithyramben? Deutsche Dithyramben sind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unsre schon bekannten Dichtarten nichts Neues. Ein solcher Dithyrambe nach dem richtigen Geschmacke unsrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeisterung, ohne dithyrambische Sprache, in eingezognen Sylbenmaßen, gehört so wenig in den Bacchustempel, als jene Geschenke in den Tempel des Mars nach einem Griechischen Sinngedicht: *) „Wer hing „diese glänzenden Schilde, diese blutlosen Waffen, „diese unversehrten Helme hier auf? Dem Men„schenwürger Mars solchen häßlichen Schmuck? Will „ihn nicht jemand aus meinem Tempel werfen? Ich „erröthe ganz! Solche Verzierung gehört in eine „Brautkammer, an den Hof, in die Trinksäle feiger „Säufer, nicht an den Altar des Mars! Blutige „Waffen, zerbrochne Schilde, durchstochne Helme, „die sind mein Vergnügen!" — Alsdann sind solche Deutsche Dithyramben nach einem feinen Ideal unsrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeisterte Trinklieder; sie mögen seyn, wie sie wollen. Alsdann sind Uz, Lessing, Weiße, Gerstenberg in seinem Gedicht: Cypern; Schmid in seinem Noah, dem Weinerfinder; der Verfasser der ersten Cantate zum Scherz und Vergnügen, unsre Dithyramben-Dichter, oder vielmehr unsre alten Trinkbrüder, die sich einen willkührlichen Namen geben.

Ich verzweifle also beinahe an Dithyramben,

*) S. Anthol. 1. B.

selbst wenn wir die Griechischen hätten — Nun aber ist alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterscheidenden Begrif von ihnen bestimmen. Ein Scholiast hat den andern ausgeschrieben; denn je weniger man weiß, desto mehr wiederholt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, so wie den Cometen, bloß in seiner grösten Eccentricität. Horaz in seiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht, daß jemand einmal jedes von seinen Worten auffädeln, und sich aus seiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künstlich zu rasen, nüchtern zu taumeln, bei Wasser ein regelmäßiges Evoe! zu rufen. Die meisten Poetikenschreiber halten sich bei der *πολυπλοκια* der Worte auf, gleich als wenn dieß ein Hauptstück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeistes wäre.

Und überhaupt, da es schon eine kalte Begeisterung ist, die bloß aus Beispielen aufgewärmt wird, so ists lächerlich, sich ohne Beispiel, durch Regeln, oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten, entzücken zu wollen; über Flicknachrichten sich einen Weg zur Begeisterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reisen. Da hat der dithyrambische Hegesander recht:

μειρακειξαϖαται, και συλλαβοπευσιλαβηται
Δοξοματαιοσοφοι, ζηταρετησιαδαι.

Genug von diesen dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu Christlichen und Deutschen Dithyramben Risse

und Versuche gemacht hatte, die, aus dem Innern unsrer Religion und Nation gezogen, die trunknen Gesänge einer heiligen Religions-und Staatsbegeisterung seyn sollten. Es erschienen unvermuthet Dithyramben, die zwar gar nicht in seinen Plan fallen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei seinen Arbeiten das nonum prematur in annum riethen. Ich liefere also von diesem Freunde nicht seine paradoxen Dithyramben, sondern sein Urtheil über die erschienenen eines Ungenannten. Es ist frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verspricht uns Dithyramben; die Vorrede verspricht sie nur halb, und das Buch selbst liefert gar keine.

Zuerst: Der Kunstgrif, uns seine Sammlung von Liedern, als ein Ganzes in die Hände zu spielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambisten völlig ab; und von der Wahrheit selbst. Denn sind diese Stücke Theile zum Ganzen, weil sie auf einander folgen? So ist ja alles, was ich in einen Band binden lasse, auch ein Ganzes; aber kein Oden-Ganzes. Ich glaube doch nicht, daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski und dieser mit Peter grenzet. Der soll mein großer Apoll seyn, der mir zwischen diesen Stücken Zusammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Gesetzen der Einbildungskraft, findet. Vermuthlich aber nach den Gesetzen der Einbildungskraft — denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich machen. Nun! so hätte sie auch an die Jungfrau Maria gerichtet seyn können, um

(alles zugegeben) die folgenden Gegenstände zu besingen. Dieß wäre noch wenigstens ein erbaulicher Standpunkt gewesen, um nachher Kirchenseufzer an die heilige Mutter zu schicken — aber jezt ist es widersinnig, daß eine trunkne Mänade an dem Wagen Bacchus jezt Erdbeben, jezt eine Entsetzung der Festung, jezt die Schöpfung eines Reichs, jezt Krieg, jezt Frieden singet, neun Uhrwerke ablaufen läßt, und aldann von Bacchus höflich Abschied nimmt. Folgt es wohl aus der Begeisterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dieß, bald jenes zu singen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abenteuerlich, die sich jezt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos ist, wo sie, (die Weitsehende!) Tokay und den Rhein sieht, wo sie schwärmt, wo sie singen will, hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo sie, von Bacchus begeistert, ausruft: hört! und an ihren Begeisterer und an seinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigeben denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebirge spazieren fährt, bis sie sich ihm endlich empfiehlt und mit ihrer Daphne forteilt: nun, Vater Bacchus, hilf! — Eine Mänade mit der Daphne! Eine Liebe zwischen zwei Mädchen! — Die gute Mänade muß sich vor dem Namen eines Bachanten schämen.

Kein Ganzes also! und noch weniger ein Bacchisches Ganzes! Das begeisterte αμφι μοι αναξ der alten Dithyramben, schallt nie in unsern Ohren; nie singt die Mänade, als wäre sie am Wagen des Wein-

gotts; gar kein Standpunkt, den die erste Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Ist es Bacchus, der da begeistert, oder bist du, liebe Muse,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didst inspire *Wythers*, *Pryn* and *Vickars*,
And force them, tho' it was in spite
Of Nature and their Stars, to write,
Who, as we find in sullen Writs
And cross-grain'd Works of modern Wits
With Vanity, Opinion, Want,
The Wonder of the Ignorant,
The Praises of the Author, penn'd
B'himself, or Wit-insuring Friend,
Canst make a Poet, spite oft Fate — —

Der Bacchus dieser Mänade ist nicht der wahre Bacchus, nicht jener schöne Griechische Knabe*) „der die Grenzen des Lebens betritt; bei dem die „Regung der Wollust, wie eine zarte Spitze der „Pflanze, zu keimen anfängt; der, wie zwischen „Schlummer und Wachen, in einen entzückenden „Traum halb versenkt, die Bilder desselben zu „sammeln und sich wahr zu machen anfängt, dessen „Züge voll Süßigkeit sind, dem aber die fröhliche „Seele nicht ins Gesicht tritt — —.“ Dieser schwindelt im Wagen; ihm glüht die Wange; er verschüttet den Becher; er lacht; er schlürft Tropfen! — Ein besoffner Satyr kann das seyn, nicht aber der Griechische Bacchus! Ich rathe der Mänade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht statt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich

*) Winckelm. Gesch. der Kunst. Th. 2.

verkannt habe, sehen wir aus der Dithyrambe: die Himmelsstürmer! Hier hofften wir, hier wird im Streit Dionysus eine Hauptperson machen; wir werden ihn im ganzen Lichte sehen:

— — Διονυσον εριβρομον, ευασηρα
Πρωτογονον, διφυη, τριγονον, Βακχειον ανακτα,
Αγριον, αρρητον, κρυφιον, δικερωτα, διμορφον,
Κισσοβρυον, ταυρωπον, αρηιον, ευιον, αγνον,
Ωμαδιον, τριετη, βοτρυφορον, ερνεσιπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausrufen dürfen, wie jener Schiffer im Homer*), da er ihn ansahe: „Entweder Zevs ist er, oder der „Apoll mit dem silbernen Bogen, oder Neptun: „denn den sterblichen Menschen ist er nicht ähnlich, „sondern den Göttern in Olymp!" sondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Riesen und Ungeheuer werden wir ihn sehen, oder, wenn alles mißglückt, so kennen wir wenigstens seinen tapfern Esel, dessen Geschrei dießmal siegbringend ist. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Riesen sind im Himmel; seine Zofe sieht zu, und ruft endlich mit offnem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern!

Bacchus ermuntert sich aus seiner Schlaftrunkenheit, reibt sich die Augen, will nicht ins Feuer! endlich sehen wir ihn im Löwenpanzer, (den er vermuthlich lange gesucht haben muß) — aber dem schläfrigen Helden zum Glück redet Zevs Gewitter, und Evan erscheint nicht eher, bis die Feinde weg sind!

---

*) Hymne auf Bacchus.

— So unnütz ist er durchgängig; daher fragt die Mänade auch so wenig nach ihm, es sey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das ist er, das ist er! daher gibt sie ihm auch den Abschied:

> Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
> Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts schlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten, verfolgt, die innerlich die Begeisterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichterische Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrifft, was vom Tonkünstler Melodie borgt, um sich zu beleben, was vom hohen mimischen Tänzer gleichsam Bewegung annimmt: kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchischen Propheten!

Ich nehme das beste und einzige dithyrambische Sujet in dieser Sammlung: die Himmelsstürmer, um dieß fortgehende Gemälde aufzusuchen. Im Anfange gar kein Standort, und kein Gesichtspunkt, den Pindar doch seinen verworrensten Oden so sorgfältig, und wenigstens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er sie herführt, einigemal zurückleitet, und auf dem er sie krönet.

> Mit güldenen Säulen wollen wir
> Wie am prächtigen Palaste,
> Den fest errichteten Eingang stützen:
> Denn wer ein Werk beginnet,
> Der mache vortrefflich den Anblick. *)

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus, so tau-

*) Pindar. ειδ. 6. Olymp.

taumelt die Mänade, nach dem Ende der vorigen Dithyrambe, an Bacchus Wagen, und

O Wunder!
Sie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
Entschlafne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gascogner aus dem Fenster ein Maß von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen seyn; die Mänade soll ja den Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln; soll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzählen, sondern vormahlen, so vormahlen, daß wir nicht Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist? —

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Aetna rauchen; besinnet sich aber geruhig, daß vormals ein Himmelssturm gewesen; sie macht uns also davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaß; taumelt zwischen dem Präsens und Imperfectum; mahlt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen; ganz undythirambisch schwankt sie zwischen der idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jezt sieht sie: der wurzelt den Caucasus aus; den Augenblick vorher: ich sah die Himmelsstürmer! den Augenblick drauf: sie erthürmten sich Stufen, sie keuchten, sie schnoben — und plötzlich:

„Welch ein Streit, o Liber!“
Sind Götter im Kampf mit Göttern?

Die Aegis klingt
Und du Lyäus im Löwenpanzer!

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich, daß Zevs Gewitter geredet habe, daß die Gebirge gekracht! Plötzlich befällt ihn wieder der Paroxysmus: „und ihr, und „ihr? wo seyd ihr? — Antwort: sie heulen ihm „tief im Bauche.“ Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zurufen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt: Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dieß ist noch, in Absicht auf die Oekonomie des μυθος, der beste Gesang; Leser! ich bereite dich blos, sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreißung Siciliens? „Silen lehrte es ihr: jetzt (im J. 1766) „liegt Trinakrien auf ihnen“ — mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser; er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun: *)

Ου φιλονεικος εων
ȣτ᾽ ων δυσερις τις αγαν
και μεγαν ορκον ομοσσαις
τȣτογε οι σαφεως μαρτυρη-
σω· μελιφθογγοι δ᾽επιτρειψοντι Μοισαι.

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüthe greift, doch ohne Verzerrung des Arms. So

*) Pind. Od. 6. Olymp.

wie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunkenheit sich als den Lermmacher zeigt, so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrei, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

Welche Trunkenheit!
Elelek! welche Trunkenheit!

Ist dieß je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt!

Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Brust.
Wie sie schwillt!

Wer bricht je in diese Worte aus, der, sich selbst entrissen, empfindet und sieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen lesen will, so hat man sie hier beisammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geschichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt; der Glanz der Neuern blendet höchstens, oder betrügt im Dunkeln, wie kaltes, todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortreffliche Dichter singen nicht durch „Künstelei, sondern durch göttliche Begeisterung; „wie die Corybanten nicht mit kalter Seele tanzen, „so singen sie auch nicht mit kalter Seele; sondern „so bald sie in die verschlungenen Labyrinthe der „Harmonie gerathen, so rasen sie, schwärmen gleich „den unsinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeisterung Milch und Honig aus Bächen trinken — Auch „die Dichter schöpfen aus Honigquellen, und brechen, „wie die Bienen ihren Honig aus Blumen saugen, „ihre Gesänge von den grünenden Hügeln der Musen. Wahrlich, ein Dichter ist ein flüchtiges, ein „heiliges Geschöpf, das nicht eher singen kann, bis

„es, von einem Gott ergriffen, außer sich gesetzt „wird. Alsdann singt jener Lobgesänge, dieser Dithyramben.*)" — In der That! ich wollte lieber diese wenigen Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen haben: und doch fand der so begeisterte Sokrates sich bloß tüchtig — Aesopische Fabeln zu schreiben. Also möchte mancher Dithyrambist auch in das Feld gehören, mittelmäßige dialogische Fabeln zu schreiben, aber „vom Verfasser der Dithyramben."

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das, was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu seinem Schwunge, und den Sprüngen seiner Ode rechnet. Es ist immer ein besonderer Einfall **), den Einfall des großen Youngs von seiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Aristotelische Logik zu suchen. Pindars Gang ist der Schritt der begeisterten Einbildungskraft, die, was sie siehet, und wie sie es sieht, singt; aber die Ordnung der philosophischen Methode, oder der Vernunft, ist der entgegengesetzte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man sieht, beweiset. Diese letzte im Pindar zu finden, ist noch wunderbarer, als die Ordnung, die Rückersfelder und E. Schmid in ihm fanden; sie aber, wenn sie auch in Pindarischen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das histori-

*) Platons Jo.

**) de logica Pindari, ein Programm von eben dem Verf.

sche Thema viel zu sehr durchschimmert, um das stattliche Gebäude zu seyn, womit Pindar seinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindarischen Oden sich selbst völlige Rechenschaft zu geben weiß, wird das beständige Hüpfen und ruckweise Fliegen unsers Dithyrambensängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindarischen Adlers vergleichen, der sich nicht auf Noten und Phrases stützt, der nicht zurücksieht, ob man ihn auch erreiche, sondern

— — er glüht, er glüht,
Wenn er zur Sonne ziel:, und ihn ihr Feuer sieht
Mit starkem unverwandten hellen Blicke,
Bis er am Thron des Zevs die siebenfache Last
Der Donner mächtig faßt. —

Wenn Pindar sich von seinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren scheint, so findet er sich mit desto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muse rc. zurück. So fleßt ein majestätischer Strom, reich um Arme auszulassen, und sparsam, sie wieder an sich zu ziehen, in seinem breiten Bette fort, und wälzt sich mit hundert Händen brausend vom Felsen herab, um sich im Thale zusammen zu finden: ein großer gewaltiger Strom, der Name seiner Gegend; — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aesten ohne Stamm im Sande: er verliert sich namenlos und ist nicht mehr.

Und wo ist des Dithyramben Sylbenmaß? Er spielt auf einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton. Wo ist die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne, die ein allmächtiger Griechischer Tanz be-

lebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik, die stärkste Deklamation, die größte Dichterei vereinigte? — Dazu sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobieski schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die dithyrambische Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert. Erst lerne von den Griechen Bacchische Gegenstände wählen; dränge dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen; lerne den Vater des Weins, in seiner ganzen *γενεσις* und in seinen Thaten kennen; koste aus den Dichtern, und aus dem dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Corybanten. Statt dich bei elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben, lerne vom Pindar nichts Sterbliches zu sagen, und prüfe deine Versuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter letzt von den Griechen verrathen hat.

Το διδαξασθαι δε τοι
ειδοτι ραϊτερον. Αγνω-
μον δε, το μη προμαθειν.
*Κουφοτεραι γαρ απειρατων φρενες.**)

Ich rufe dieß unverdeutscht dem Verfasser zu, dem ich aus vielen Ursachen wünsche, Pindar zu seyn: theils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes Böotien haben; theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weswegen Pindar seinem Landsmanne zurief: **)

Δοξαν εχω τιν᾽ επι
Γλωσσᾳ ακονας λιγυρας,

---

*) Olymp. Od. 8. S. 216. nach der Schmid. Ausgabe.
**) Od. 6. Olymp. S. 160. 61.

α μ' εθελοντα προσελκει
καλλιροοισι πνοαις. Ματρομα-
τωρ εμα Στυμφαλις ευανθης Μετωπα.
Οτρυνον νυν εταιρους
γνωναι τ' επειτ', αρχειον ονειδος αλα-
θεσι λογοις ει φευγωμεν, Βοιωτιαν
υν. Εσσι γαρ αγγελος ορθος
ηυκομων σκυταλα Μοισαν, γλυκυς
κρητηρ αγαφθεγκτων αοιδαν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen, so finge ich an, wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem Triumphliede nach der Schlacht. Hier würde ich, als Bacchante, mit meinen Schwestern, den Mänaden, alle Thaten unsers Königs und seines Silens, den Siegsbecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in seinen prosaischen Gedichten bei einem Mahle im Himmel die Götter singen läßt. Alles müßte Bachisch seyn: der Nectar, die Ursache des Anfalls, und der Nektar, die Folge und der Nutzen des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bacchusfeste zu Astrakan, die Thaten dieses Noah, und alsdann auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redseligkeit priesen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben: in der Nähe eine Schlacht; Bacchus erscheint: die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders; und Peter Feodorowitz und Sobieski und Friedrich auch; Sicilien fiele weg — und im Detail müßte sich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurtheilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel Griechischen Worten geärgert, mit einem didaktischen Trinkliede, das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte, als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar*) „immer eine Schwachheit an sich, der die „mehresten unsrer Poeten unterworfen sind (daher „sind sie auch windige, eitle, junge Menschen.) „Es vertauscht offenbar den männlichen ernsthaften „Lehrton gegen einen tändelnden;" aber wer kann sich helfen — es sagt doch die dithyrambische Meinung eines Freundes über Griechische Dithyramben.

Dithyramben soll ich singen,
Hier bei Deutschem Wein?
Nein! hier soll kein Griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bacchus! Nein!

Haben diese Trinkpokále
Dithyrambenmaß?
Und daß ich Gesang des Bacchus wähle,
Reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ersängen mir Epodentöne
Diesen Kuß und diesen Kranz?

O so mögen Epheukronen
Und ein hagrer Stier,
Alter Pindar! dir Gesänge lohnen;
Doch nicht Weiße, Uz und mir.

---

*) s. Lit. Br. Th. 21. S. 79.

Deine Dithyrambenkränze
Hat die Zeit geraubt.
Sieh! Entkränzter! sieh! wie frisch ich glänze
Ganz mit Rosenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger — [1])
Himmelsstürmer [2]) an?
Peter [3]) pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,
Er, als Noah, ist mein Mann!

Daß der Krieg [4]) die Hölle mehre,
Seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

Immer singe Friedrichs [5]) Thaten,
Braver Grenadier!
Eins nur! den Regierer seiner Staaten,
Den Champagner, laß er mir.

Immer ras' auf Pindars Leier
Hohe Dichterwuth!
Mich — mich hitzt des Rheinweins edles Feuer
Bis zu eines Trinklieds Glut.

Wenn denn dieß mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenn's dann den vom Wein entschwornen Blöden
Zitterndkühn zum Kelchglas bringt:

O so könnt ihr rasend machen,
Die ihr rasend singt —
Laßt uns, Brüder! trinken, singen, lachen!
Da mein Lied den Becher schwingt!

---

[1]) [2]) [3]) [4]) [5]) s. die Dithyramben.

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter, als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen, was von Liebe und Wein singet; wenn wir aber das μελος des Anakreons im Auge behalten, das meistens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält: so wird man gleich die Liebes- und Weinlieder Lessings, Weiße's, Uz's, Hagedorns und selbst einige Gleim'sche als eine besondere Classe Anakreontischer Gedichte ansehen. Ich nehme also nur von Gleim seine zwo ersten Sammlungen, und die sieben Gedichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es ist eine feine Kritik nöthig, um bei solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus so verschiednen Gegenden und Altern zu vergleichen. — Einigen wird meine Parallele kindisch vorkommen; aber diese einige sind meistens solche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnütz halten, über Possen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn sie dieß nicht erreichen wollen, so sieht man ein feines Porträt, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles oder Gegenstandes gebildet: ein allerliebstes Griechisches Liedchen, das die Gelegenheit cha=

rakterisirt, die es gebar. Die erste Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wollust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, giebt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die, wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Lispeln des Alcibiades, selbst mit zur Schönheit wird. —

Unsere gemeinen Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung werth: er verschönert mehr, als die Französischen Anakreontisten, weil er die Reise der Natur blos zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Drittheil seiner Liederchen sind schöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblickt; zwei Drittheile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen: erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre guten Ursachen hatten, bei ihren Olympischen Bildsäulen lieber auf Schönheit als auf Aehnlichkeit zu sehen.

Daher ist im Alten mehr Einfalt: Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft, statt der schönen Einfalt, Kunst bemerkbar. Man vergleiche Anakreons Taube und Gleims Möpschen, Gleims Mahler und Anakreons Mahler, Anakreons Chrysos und Gleims Sünde u. s. w. Bei nach-

gebildeten Stücken fällt der Geist beider Künstler in seinem Unterschiede am ersten in die Augen. Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll Griechischer Einfalt, mit einem Französisch witzigen Einfall, der ein Opfer für unsern witzigen Geschmack ist.

Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleims Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winckelmannschen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche mahlet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieser öfter Schönheit; jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieser aber alles mehr in Worten und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern; das Erläuternde, das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem Contour weichet. Das schöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dürfte in allem diesem leiden, und durchgängig mehr todte Kunst, als lebende Natur in unserm Landsmann anzutreffen seyn.

So wie Anakreon für einen Griechen durch seine kleinen Umstände Neuheit genug hatte: so unterscheidet sich der unsrige am meisten durch einen geistigen Reiz, den er vor dem Griechen seinen Liedern ertheilet*) Da dieser Unterschied nun seiner

*) Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim sind, nachdem ich dieß geschrieben, erschienen; ich glaube aber, sie

ist, so fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und seine gemeinen Nachahmer werden daher so bald einförmig, daß man von ihren Stücken sagen kann, was jener von den Franzosen behauptet: wer drei kennet, hat sie alle gesehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredet, und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere praktische Bestätigung, als ich habe zeigen können: um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher, so reich an Salben,
In deren Duft du schwimmest
Und sanft die Flügel schlägest —
Wohin gilt deine Reise?

„Du kennst mich nicht mehr, Alter!
Anakreons Gespielinn,
Die mit ihm trank und lachte,
Und sich aus seinen Händen
Die goldnen Körner raubte,
Und schlief auf seiner Leyer,
Und vor der Morgensonne
Ihn in den schönsten Träumen
Mit ihren Flügeln deckte —
Kennst du mich noch nicht, Alter?

---

bestätigen meine ganze Parallele sehr augenscheinlich, wenn ich sie als Nachbildungen, nicht als Uebersetzungen betrachte.

Ach! ich hab' ihn verloren!
Um dessen Grab die Amors
Und Grazien einen Hain
Von Ros' und Myrth' gepflanzet;
Hier hab ich lang und immer
Vergebens! meinen Herren
Beseufzet — und gegirret!

Zwar schenkte mich Cythere
Statt seines schönen Sperlings
Bald einem ihrer Knaben; *)
Der gab mir viel zu fliegen,
Zu essen und zu trinken
Und doch mußt' ich entfliehen! —
Und habe lang auf Bergen,
Auf Feld und Baum gewohnet,
Und mich schon alt genähret,
Bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jezt schenket.
Dem hat sie mich geschmücket,
Dem wieder jung gesalbet,
Dem schickt sie dieses Kränzchen,
Der wird mich willig pflegen.

Nun Wandrer, weißt du alles
Von deiner alten Freundinn.
Fast ist mein Duft verflogen,
Fast machtest du mich schwatzhaft,
Wie S* und P** Spatzen."

---

*) Catull.

4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier.*) Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands; ich sage nicht, für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte, als das muthlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst, und eben denselben Lohn hat erlangen können, liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken= und Trompetenschall erklungen; sie hätten die Fahnen voll Muth empor geschwungen, die Schwerter entblößt, dem Feinde panisches Schrecken zugetönt; sie wären, wie Justin es vom Tyrtäus sagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia gewesen; tantum ardorem militibus iniecissent, ut non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus, dextro brachio deligarent, ut si omnes adversum proelium consumisset, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent, ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das stolze

*) Lit. Br. Th. 17. S. 6. 7.

Bürgerrecht in Sparta, und das noch stolzere Geschenk, die Unsterblichkeit, gegeben. „Wenn „Gleim es hätte dahin bringen können, daß die „Kriegeslieder des Preußischen Grena„diers in des gemeinen Soldaten Hände gekom„men wären: so müßte er in den Preußischen Staa„ten unter den Dichtern den ersten Rang nach den „erbaulichen haben.“*) In Absicht auf sein Verdienst: jezt hat er wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unsrer Nachbarn hat, keiner unsrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäisch sind.

Sie sind Nationalgesänge. Voll des Preußischen Patriotismus, stützen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen; die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung. Hier hat einmal ein Deutscher Dichter über sein Deutsches Vaterland ächt und brav Deutsch gesungen, ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten.

Und solchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unsern Nachbarn. Ich habe viele Französische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patriotismus gegen die Engländer angestimmet haben, allein wenn wir viele Grenadiers hätten, — So

*) Abbt, vom Verdienst S. 367.

So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwert.

Das Gespräch mit der Deutschen Muse redet hier an meiner Statt gegen die Franzosen; und von den Englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die besten seiner Schönheiten sind dazu unübersetzbar.*) Die edle Einfalt, die Deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, alles ist so sehr in die Laune, und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in Französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der Englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strotzet,**) unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre Deutsche Nationallaune; ihr Deutsche! müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landesleute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke, und einzelne Theile betrachten, noch mehr, als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht ab=

*) Lit. Br. Th. 65. S. 50.

**) Kleists Werke, 2ter Th. Pros. Aufsätze.

geschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtäus: seine eilf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit, als die Griechischen viere.

5.

Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des Schweizerischen Geßner liebe ich seine Idyllen am meisten, und will sie mit den Idyllen des Theokrits vergleichen: sie verdienen dieß mehr, als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters*) folgen, so fern sie zu meiner Vergleichung gehören, und so fern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen „und die Lebensart, oder die Empfindungen und Leidenschaften der kleinen Gesellschaften betrachten. Sowohl die Lebensart, als die Empfindungen, können entweder der „Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder „nach dem Ideal verschönert werden. Hier „ist in wenig Worten die Beschreibung von viererlei „Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptklasse, „den Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die „Beschäftigungen von kleinern Gesellschaften nach „der Natur. 2) Eben dieselben nach dem Ideal.

---

*) Lit. Br. Th. 15. S. 113.

„3) Die Empfindungen und Leidenschaften der klei-
„nern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben die-
„selben nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche
„Landgedicht; die zweite kommt mit der Beschrei-
„bung des goldnen Weltalters überein; die dritte
„ist eine Art von Landekloge, die nicht ganz zu ver-
„werfen ist: die wahre Idylle Theokrits, Vir-
„gils und Geßners. Was ist nunmehr die
„Idylle? Nichts als der sinnlichste Aus-
„druck der höchst verschönerten Leiden-
„schaften und Empfindungen solcher
„Menschen, die in kleinern Gesellschaf-
„ten zusammen leben."*) — Der sinnreiche
D. mag als Beobachter Recht haben, in der Anwen-
dung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idyl-
le: der Sache nach mag ihr Unterschied wesent-
lich und nothwendig seyn; wer aber gibt den
Worten den allgemeinen Werth: du sollst eben
das bedeuten! Unser Kunstrichter glaubt mit
Schlegel einerlei unter Landgedicht zu ver-
stehen, und es ist zwischen ihnen doch ein Unter-
schied. Schlegel versteht darunter bloß ein Land-
schaftsstück, eine Schilderung der Gegen-
stände der Natur; D. meint ja schon Beschäfti-
gungen darunter, und also wirklich Handlung,
was jener doch schon zur Ekloge rechnet. Der
Franzose versteht wieder was er will, unter Idylle
und Ekloge; wenn auch nur zehn Stücke von Theo-
krit und Virgil alsdann noch Eklogen seyn könnten:

*) S. 124. 125.

genug, wenn er nur seinen Fontenelle behält. Ein Deutscher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Geßner behält. — So bestimmt ein jeder willkührlich, und weil kein gesetzgeberischer Aristoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun? Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert: aus ihnen abstrahire man also den Begriff der Idylle. Virgil hat seine, Eklogen genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten: wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Klassen zu formiren? Wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also: wenn es vier Arten von Landgedicht gibt, welche ist die älteste? Porträte, und schlechte Porträte sind eher, als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die ersten Landgedichte gewesen seyn. Könnte dieß nicht eine Ursache seyn, (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch muthmaßliche Ursachen gelten) warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum selbst die meisten Gedichte seines Lehrers, Bion, verloren gegangen sind: weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein später Dichter wurde der erste Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch seinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verschönert? Be=

schäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften, als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend genug, um Dichterei hervorzubringen. Dieß bestätigen die ältesten Beispiele, und die Kenntniß der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, dann Empfindung, dann Beschäftigungen, und endlich todte Mahlerei: so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade, eine Aeneide, aus dem ειδος des Pindars, eine Ode des Horaz, aus dem μελος des Anakreons, eine Tändelei Catulls geworden: jene redeten durch Ausdruck und Handlung, diese redeten durch Worte und Schilderungen; jene bewegten durch das, was sie zeigten, durch Empfindung, bei diesen kam es sehr in Betracht, auf was Art sie es vorzeigten — Kurz! wenn Idylle das Landgedicht ist, das Leidenschaften und Empfindungen kleiner Gesellschaften auf die sinnlichste Art ausdrückt, so ist Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenste unter allen, die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenschaften nach dem Ideal?*) Höchstverschönerte Leidenschaften und Empfindungen? Eine Leidenschaft, eine Empfindung höchst verschönert, hört auf

*) S. 124, 125.

Leidenschaft, Empfindung zu seyn; zweitens, sie hat keinen sinnlichen Ausdruck: das höchste Schöne hat kein Bild. Wir wollen diese zwei Ursachen sehen! Ein Schäfer mit höchst verschönerten Empfindungen, hört auf, Schäfer zu seyn; er wird ein poetischer Gott. Das ist nicht mehr ein Land der Erde, sondern ein Elysium der Götter: er handelt nicht mehr, sondern beschäftigt sich höchstens, um seine Idealgröße zu zeigen; er wird aus einem Menschen ein Engel; seine Zeit ein gewisses Figment der goldnen Zeit. — Und profitirt der Dichter dabei? Unmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr Mensch ist: Götter, die nicht menschlich werden, bewundern wir höchstens mit kalter Bewunderung. So entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck und noch mehr von der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst verschönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit menschlicher Gesichtszüge; dem Dichter entgehen zehn Situationen, dem Leser zehnerlei Vergnügen. Kurz! aus eben den Ursachen, warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epopee*) das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ich's aus Arkadien: es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben, sondern nur den Charakter der Theokritschen und Geßnerschen Idyllen bestimmen, und eben dieß hat mich so weit geführt.

---

*) Lit. Br. Th. 7. und 9.

Der Kunstrichter sagt: „Empfindung und Lei-„denschaften nach dem Ideal, das ist die wahre „Idylle Theokrits, Virgils und Geßners.“ Wie, dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchst verschönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Eintheilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern gibt, sind durchaus menschlich, und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande, nicht aber moralisch unschuldig. Daphnis und sein Mädchen fällt jedem hiebei zuerst ein: ist die Liebe der Zauberinn zu ihrem Geliebten wohl höchst verschönert? Platonisch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist. Seine Schäferhelden sind nicht jenem philosophischen Helden gleich,

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus — —

alsdann wären sie unerträglich. Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode; selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dieß eben für das Charakterstück derselben halte.

Der Kunstrichter verwirret sich selbst in seinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge stößt, die die Franzosen im Theokrit nicht ausstehen können, und löset dieß Räthsel so auf: „weil in der Idylle Leidenschaften und Em-

„pfindungen bis auf den höchsten Grad veredelt „werden, so thut der Dichter wohl, daß er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisiret. *)" Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl daran, denn je höher das eine veredelt wird, desto mehr muß das andre verekelt werden. Die Lebensart, sagt er, gehöret nicht mit zu seiner Absicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher selbst eine Eklogenart für die Landbeschäftigungen ausgemacht: und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, sollte das als Theil bei dem andern so unbeträchtlich seyn? Aber durch diesen Kunstgrif wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? Hätte er nicht diesen idealischen Traum gehabt, alsdann hätten seine Charaktere an Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit gewonnen. Der Kunstrichter siehet sich nach Beispielen um, seinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit ist Beispiel genug! Man flechte in irgend eine Geßnersche Idylle einen Theokritschen niedrigen Zug ein; er wird unausstehlich: im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßners größtes Verdienst ist, daß er die Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt." Und Theokrit nicht so genau? Und hat doch sein Ideal höchst verschönert? Gehorsamer Diener! Der Kunstrichter hat sich blos in das Ideal seiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; so bald er

*) Lit. Br. Th. 5. S. 134. 155.

sein Definiren vergißt, bekennt er selbst:*) „man „hat die Empfindungen des Landmannes verschönert, „dem Ideal näher gebracht, doch so daß sie ihre Natur nicht ablegen!" Nun sind wir schon mehr Freunde, doch nicht völlig: wenn das Ideal die höchste Schönheit bleibt, so steht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts ist: wenn man Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und so weit verschönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt sich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur moralischen Besserung.

Aus dieser Bemerkung, die ich anderswo beweisen will, folgt vieles zu meiner Parallele. Je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dieß Wohlgefallen zu erreichen: je schöner ist meine Idylle; je mehr ich mich über sie erheben muß, desto moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden, aber desto mehr verliert sie an poetischer Idyllenschönheit. Dieß ist der Unterschied zwischen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu tre=

*) S. 134.

ten, ist hierin weit blöder. So wie uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns schön läßt, so schmeckte vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung; die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu herzen, zu küssen, dieß ist die Farbe, die man überall sieht. Amyntas, ein Schäfer, der sich des Baumes erbarmte, läßt uns, wie Ramler*) sagt, schließen „was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm wirken?" so schließen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere menschliche Gesellschaften, nicht „wie sie der Weltweise in der Oeko„nomik moralisch betrachtet**)" sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch; diesen kleinen Gesellschaften so fern angemessen, damit sie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schäfer setzen, ist also eine schöne Grille; die Griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da schöpften die Corybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrits Schäfer schöpfen klares Wasser. Ja auch da nicht einmal waren die Helden den seligen Göttern

*) s. seinen Batteux. **) s. Liter. Br. im angef. Theil.

gleich: und Theokrits Schäfer sollten es seyn? Ist Battus, ist Polyphem, ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne mahlt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten schildern. Da er sein Gemälde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewissen Grad erhöhete, so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von diesem Zeitalter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder, wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit mahlen. Das letzte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte, was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft seyn müssen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erstlich die Bestimmtheit der Charaktere. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt, sondern weil sie im Stande der Unschuld leben. Lauter Schäferlarven, keine Gesichter; Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen

und küssen, trinken und pflanzen Gärten. Worin ist Geßner glücklicher, als in diesen Küchen- und Landschaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleier unvermuthet erhascht. Geßner ist hierin noch vortrefflich, und mischt diese Schilderungen nur ein; aber wenn seine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk*), zu ihrem ganzen Geschäfte machen: so weicht dieß ja ganz von den Alten ab. Sie mahlen das, worin ihnen der Mahler es zuvor thun kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz; wenn aber Breitenbauchs Jüdische Schäfergedichte nichts als mahlen: so — können sie bloß durch die Kunst des Mahlers schätzbar werden, und schlägt die fehl — so ist alles verloren.

Die Mannichfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen wird sie bestimmt. Geßners Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon; hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit seyn. Ich weiß nicht, ob ich mit Ramler sagen kann:

*) s. Jüd. Schäferged.

„er hat im wahren Geist Theokrits gedichtet.
„Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche Naivetät, gleiche Unschuld in Sitten." Die Süßigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem Pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naivetät ist eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivetät im Geßner ist von der idealischen Kunst geboren; jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unschuld des Letztern erstreckt sich bis auf die Gesinnungen, Neigungen, und Worte. Kurz! Theokrit mahlt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur; Geßner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal; Naturscenen kann ich noch dazu setzen — nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß z. E. in seinem Tode Abels und in seinem Daphnis, mißrathen sie oft: Abel zu fromm; Cain zu übertrieben und unwahrscheinlich; Daphnis für die Erde zu himmlisch und für das Reich der Hebe zu irdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf, und man wird Puppen sehen; man lese sie, und es sind ergötzende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich in Theokritschem Geist, das muß eben so wohl rühren, als ein Griechisches Heldenspiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen; ich kann aus Ramlers Batteux mit willigen Fingern hinzusetzen: „Seine Erfindungen sind (im Detail) mannichfaltig; seine
„Plane regelmäßig; nichts ist schöner als sein Colorit; seine Prose ist so wohlklingend, daß wir

„den Theokritschen Vers nur sehr wenig vermissen.“ Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruck, und die schöne Nachlässigkeit zu lernen, womit er die Natur mahlet.

Aber Theokrit kann er uns nicht seyn. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser Lehrer, unser Original, und noch weniger unser einziges Original seyn! und das aus drei Gründen: Zuerst würden dadurch bloß arme trockne Nachahmungen erzeugt, anstatt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmacke unsrer Zeit haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten, noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit: Leidenschaft, und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun bloß dem Letztern nach, so entstehet eine peior progenies von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwatzen: wie Geßner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens: Da unsere Laune mehr das Denken, als das Beobachten ist, so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern sehr leicht das Letzte, und vertiefen uns in idealische Träume, statt, wie der Griechische Zeuris, wirkliche Naturbilder zu studiren. Zu schwach alsdann, das Höchste zu erfliegen, und

zufrieden, wenn wir statt eines Griechischen Gefühls lieber Französischen leichten Geschmack haben, bringen wir Mißgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen, und ohne Interesse auf der andern Seite sind; unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft, weil ein frommer, lieber Leser, und ein unreifer, feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

Endlich schreibt Geßner zwar, gegen einen Athenienser, Dorisch, aber gegen andere Schweizer, wie Theokrit gegen Pindar: er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.

Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg*) kann ich sagen: siehe! hier ist mehr als Alciphron. Seine Tändeleien sind artige Spiele der Liebe: dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstraus; ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens; dieß, wie ein freundschaftlicher Händedruck, jenes, wie ein süßer Schauder bei der Thräne eines andern: sie schwimmen auf

*) Lit. Br. Th. 2. S. 228.

dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein neun und fünfzigstes θυμιαμα; und ihm die Ode des Pindars zueignen, die er dem Asopichus sang, einem jungen olympischen Sänger, der mit den Charitinnen am silbernen Cepheus geboren war.

7.

Sappho und Karschin.

Die Muse will, daß ich mit einer Dichterinn beschließen soll, die sich oft, und manchmal am unrechten Ort, den Namen Sappho gibt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen, wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf sich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karschin auch nur als Gemählde der Einbildungskraft betrachtet, so haben sie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung Deutscher Genies, als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch so gar mehr einräumen, als ihr die Literaturbriefe gestatten *); dem ungeachtet aber kann ich doch fragen: ist sie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechinn übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ungefähr bestimmen: „eine Sängerinn, die in der

„An=

*) Lit. Br. Th. 17. S. 123.

„Anordnung ihrer Gesänge, ihrer Bilder und „Worte, in der zarten Glut, die alles fort= „schmilzt und in einer feinen Wahl der wohl= „klingendsten Ausdrücke eine zehnte Muse „geworden."

Sollte auch in der Anordnung ihrer Gesänge Dionysius aus Halikarnassus mehr gefunden haben, als sie hineingelegt: so sind doch die Karschinschen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der Bilder, ohne Kenntniß des lyrischen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichterischen Einbildungskraft sind.

Von dem sanften Sapphischen Feuer ist Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böse Phaon, durchdrungen gewesen; und Longin, der Erhalter dieses Stücks, hat das Kunststück Baumgartens vortrefflich gewußt, seine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in sein Beispiel selbst einzuweben; allein die Deutsche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als sanft, mehr stürmisch als schmelzend, dürfte eher in ihren Werken Androgyne seyn, als eine zärtliche Freundinn der Venus, wie die Griechinn war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter sich gelassen: werden aber wohl Deutsche Horaze unsre Karschin zum Muster nehmen wollen? Dürfte die Griechische Sappho nicht zu ihr sagen, was sie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen sagt: „Du hast ja nie Rosen gepflückt auf den Pierischen „Bergen, wo die Musen und Grazien wohnen."

Ich wünsche unsrer Dichterinn indessen nichts so sehr, als nicht das Gegenbild der Sappho zu seyn, in Anordnung, Feuer und Wohlklang; wie es beinahe jetzt ist; und nichts wünsche ich ihren Gedichten minder, als das Schicksal, das die Sapphischen hatten: sie gingen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verstümmelung kritischer Kipper und Wipper; wie leicht könnten sich Kunstrichter des letztern bei den Karschinschen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfasserinn nicht selbst thun will?

Wie mag es aber gekommen seyn, daß Sappho unterging? Du wirst vielleicht sagen: wer kann wider Gott und Nowogrod? Allein! ein Kunstrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir diesen Irrthum benehmen*): „Korinna und „Sappho, die unmäßig und ausgelassen waren, „mußten dafür büßen: ihre Verse gingen unter, „und ihr Name blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklange, daß sie verbuhlte Dirnen gewesen.“

So wenig ich mich darüber einlassen will, warum fast keine Griechische Oden zu uns gekommen, so wenig wird der Verfasser dieses Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel schreiben:

„Vertheidigung des gerechten Auto da Fe, „das die Griechischen Pfaffen an den schandbaren Liebesliedern Menanders, Diphilus, „Apollodors, Philemons, Alexis, der „Sappho, Korinna, Anakreons (den „man aber aus Gnade noch verschonte, weil er „weise gelebt hatte), Mimnermus, Bions,

*) Lit. Br. Th. 21. S. 75.

„Alemans, Alcäus u. s. w. heilsam und gott-
„selig verübt, weil die meisten von ihnen unmäßig
„und ausgelassen gelebt, und den schändlichen Nach-
„klang gelassen, daß sie verbuhlt gewesen; wogegen
„man aber die Gedichte des gottseligen Nazian-
„zenus christlich und wohlbedächtig eingeführt."

Hat der Verfasser dazu Lust, so wird er dieß Verfahren noch mit vielen Beispielen rechtfertigen können:

1) Wie christlichfromm jener Eifer gewesen, der alle schwarzen Statuen zerschlug, weil sie Werke des leidigen Teufels waren.
2) Aus welch heilsamen Absichten die Gothen aus Rom die heidnischen Bücher wegschleppten.
3) Welch einen bündigen zweihörnichten Vernunftschluß jener Kaliphe Omar machte, da er die Alexandrinische Bibliothek in Brand stecken ließ: entweder sagst du, was im Koran steht, oder — —
4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anstellte, ehe die Haushälterinn ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenster herausschickte.
5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen seiner vielen abergläubischen Geschichten meistens untergegangen, da hingegen die Priapeia gerettet worden, weil sie der keusche Virgil gesammlet hatte? ob der fromme Tresch o mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird, als die schandbaren Dichter, die von Liebe und Wein singen?

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Literaturbriefen, daß diese und einige andere hypochondrische Einfälle morgen aus meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert, daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele. Sieben Statuen habe ich auf Deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die Griechischen Antiken gestellt: Wandrer! urtheile selbst, oder schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: O ihr Deutschen Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder auf euch kommen sollte, wie viel werden eurer nach zweitausend Jahren übrig seyn? Wird alsdann noch ein Volk von Deutschen Antiken wissen? Wird ein Richter sie alsdann noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

Beschluß.

Nachschrift an den Leser. Wer die Fortsetzung dieser Parallele wünscht, der erwarte im dritten Theil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen; und nachdem alle Schulden abgetragen sind, wollen wir unser eignes Kapital berechnen, und fragen, wozu wirs anwenden könnten.

Der vierte Theil soll von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden, wenn diese weite Materie nicht das Maß eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, sondern bloß Materialien sind, so muß man doch auch die Anfahrung derselben zu vollenden suchen.

An die Schriftsteller, über die ich geredet. Ob man gleich in Deutschland noch immer über seine Urtheile das Sentiment des Pindars setzt: „Wer es wagt von Göttern zu reden, der „thue es mit Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu „tadeln, ist Unsinn;" so habe ich doch das Zutrauen zu denen, die sich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen, sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen. Ich sage mit dem Achilles im Homer: „mir „haben die Trojaner nichts gethan; nie mein Vieh „weggetrieben, nie auf dem fetten und volkreichen „Phthia meine Früchte beschädigt; denn viel schattigte Berge sind zwischen uns, und das wiederschallende Meer." Der ganze Plan meiner Fragmente zeigt, daß ich bloß von den Hauptgestirnen unsrer neuern Literatur reden wollte; die Sterne der fünften Größe mögen eben so große Sonnen seyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter. Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet seyn will: so bin ich zufrieden, wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand, die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller, und die Mittel, von einander zu lernen, gezeigt; wenn ich zur Kenntniß und Nachbildung der Griechen angemun-

tert; wenn ich die Gränzen der morgenländischen Nachahmung bestimmt, und für Schriftsteller, Leser und Kunstrichter nur etwas nützlich gewesen bin. Zweitens! Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentlich Commerz, gern besprechen möchte: so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klotz und Ramler, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den Actis litterar. und Götting. Zeitungen, oder anderswo.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern Römischen Literatur.

Alle allgemeinen Urtheile über die Literatur eines ganzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: über ihr, oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? Außer der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerinn, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab *), sich in eine luftige Wolke heraufzusetzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel übersehen? Er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig: warum? man stand selbst in der Reihe, über die man urthei-

*) Expertus vacuum Dædalus aera pennis non homini datis.

len wollte; man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet; man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit; er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an; er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel, entdeckt ihnen, was er gewahr wird, befragt sie um das Urtheil ihrer Augen; sehen sie nicht einerlei, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen, woher der Irrthum komme; aber schlechthin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kuckuks lieben. — Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suave mari magno turbantibus æquora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem — —
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palantes quærere vitæ,
Certare ingenio, contendere nobilitate

Noctes atque dies niti præstante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri. —

Wer dazu gebauet ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen, dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

1.

Die Literatur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet, daß, wenn wir auch in Deutschland, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese Römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskreise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat: — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasset? an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: Der feine Griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften, und Künsten, muß erst unter dem Römischen Himmel halb verbleichen, und seinen Duft verhauchen; Wahrheit und Schönheit, halbverwelkt, trauren wie eine sinkende Blume — und nun kommen Nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne Römische Literatur mischt sich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder; Römer und Barbarn vermischen ihre Denkart;

ein heiliger Orientalisch=Hellenistischer Geschmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren Griechisch=Römisch=Nordisch=Orientalisch=Hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte; sie brausen gewaltig auf; die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegähret? ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen historisch=philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen, und für eine ganze Nation das schwere Geschäfte zu übernehmen: eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze menschliche Geschlecht? — wer kennet dieß? — nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiedenen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Literatur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen: histoire de l'esprit humain wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir werden sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind: aber was würde ein alter Weiser aus dem Orient oder Athen in einem großen Theile der Wissenschaften erblicken? Ist das wundersame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf seiner Stirn den Namen trägt: Neuere Literatur der Völker? Es ist

ein großer Colossus; sein Haupt von orientalischem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Stralen der Sonne zurückwirft; seine hochgewölbte Brust glänzt von Griechischem Silber; sein Bauch und Schenkel festes Römisches Erz; seine Füße aber sind von nordischem Eisen mit Gallischem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt; die Anbetung eines Volks; das Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter; ein prächtiger unabsehbarer Anblick: sein Haupt raget über die Wolken; mein Auge erhebet sich kaum bis an seine Brust, und fällt matt zum Boden zurück: ich falle nieder und bete an! —

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Literatur in Deutschland; ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine barbarische, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk sie redete, das zum Herrschen über die Welt geboren zu seyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen despotische Gesetze gab; durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder, und die Väter zu Sklaven; durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer die Haine der Deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor

dieser Sprache, und fochten gegen sie unüberwindlich — Arme Helden! tapfre Väter! ihr strittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit, halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel der Ehre — am Altar!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an. Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die Deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die Lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget. Er war ein unglücklicher Mann, der, als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn oder Vater des Papstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der Bardischen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, bloß eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und fränkische Priesterhorden führten, das Schwert in der einen und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmer der Römischen Wissenschaften und den niedrigsten Gassen- und Kloster Dialeckt der Römischen Sprache in Deutschland ein: drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet.

Die Lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten; die Lateinische Literatur erstickte den Geist, und schnitzelte den Geschmack an Spekulationen und Unsinn; die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Literatur einsog, den Geist der Nation vergiftete, und in Gelehrsamkeit, Sprache und äußerm Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weissen Leim der Toscanischen Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren: sie härten sich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

Wie aber? Ist nicht dieß Labyrinth durch die christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum T a g e, zur Mittagssonne? Wie? wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Kultur überlassen geblieben wäre, sollte es dann d u r c h s i c h s e l b s t, in s o k u r z e r Z e i t, s o h o c h gekommen seyn, als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen: hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. — Ich habe so wenig Macht, alles dieß völlig zu läugnen, als der andre, es völlig zu behaupten. Weißt du denn, ob die Römische Barbarei dir, in Betracht der Bardischen Barbarei, raubte oder zubrachte? ob sie mehr niederriß oder besser

bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt, daß du nicht einmal urtheilen kannst. Indessen besiehe die einzelnen Ueberbleibsel einiger benachbarten Barbarei, welche der Römischen Wuth entronnen sind: so wirst du vielleicht diese Bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als du sie gemeiniglich sahest — du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes, und ihrer Sprache raubt. Ueberdenke dieß, und du wirst den unersetzlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland. Lies Tacitus: „die Völker Deutschlands, die sich durch „keine Vermischung mit andern entadelt, sind eine „eigne, unverfälschte, originale Nation, die von sich „selbst das Urbild ist. Selbst die Bildung ihres „Körpers ist in einer so großen Menge Volks noch „bei allen gleich“ u. s. w. Jetzt siehe dich um, und sage: „die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung mit andern entadelt; haben durch eine „langwierige Knechtschaft im Denken, ganz ihre „Natur verloren; sind, da sie lange Zeit mehr als „andre ein tyrannisches Urbild nachgeahmt, unter „allen Nationen Europens am ungleichsten sich „selbst.“ Mit ihren Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet, für Sonnenstralen und fremde Gewächse Raum gemacht; der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung, die Sprache erlag. Haben wir mehr bekom-

nen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den Päpstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten Bardischen Armuth, die sogenannte bäurische Römische Sprache mit der Altdeutschen zusammenwägen könnte. Wäre Deutschland bloß von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.

Wer die Geschichte kennet, wird die Ursachen wissen, warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser Päpstischen Barbarei gelitten, und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Original=Denkart sich hat müssen rauben lassen: weil seine Lage, seine politische Verfassung u. s. w. es fesselte, und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine Britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern: wie aber, wenn Europa eine Sklavinn von dem Griechischen Konstantinopel gewesen wäre, statt vom Lateinischen Rom? Immer lieber und besser in Absicht auf Religion, Gelehrsamkeit und Sprache. Diese Hypothese können die überdenken, die da glauben, es sey nothwendig eine Wolke der Unwissenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entstehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geschmack im Allgemeinen gibt, der sich, trotz aller Umwandelungen

der menschlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet: so untersuchet bei dieser großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypothese: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter gewesen wäre, unter Rom oder Griechenland zu dienen?

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten sorgfältig nachginge, wie sich allmählich der alte Geist der Deutschen verloren, und ein neuer Geist gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der schwäbischen Kaiser verdienen, daß man sie mehr in ihr Licht der Deutschen Denkart setzte? Wir sind den Schweizern allen Dank schuldig, daß sie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieses Zeitalters einen etwas hellern Stral auf die Literarseite dieses Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friedrich der Zweite aus diesem Hause insonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geschichte ihn mehr in sein Licht setzte, da er jetzt bloß in der Dunkelheit hervorschimmert. Dieser Mann, den der Schutzgeist Deutschlands brauchen wollte, um der Wiederhersteller der Griechischen und Morgenländischen Literatur, der Römischen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu seyn, der selbst ein Kenner nach der Gelehrsamkeit und dem Geschmack seines Jahrhunderts war, der aber, ungeachtet seiner Mühe, nichts als der Märtyrer seiner Zeit wurde: dieser ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unsrer Zeit als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieser

Zeit

Zeit lag, mußte jeden Keim der Weisheit ersticken: jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der sich unterstand, weise zu seyn, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolph von Habsburg auch bloß aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlands so weit einzuführen suchte, als er konnte: — man hätte dieß lange vor ihm thun sollen. — Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verloren.

Non sum, qui bellum Trojanum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino.

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam, Denkart und Religion, Gesetze und Sitten; es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunknen Nationen sich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreuete und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängte; die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten, und sich die Natur der Menschen umschuf. — Darf ich weiter schreiben? —

Nein! ich darf nicht. So bald ich die Mährchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als historische Wahrheiten betrachten muß; so bald die herrschende Meinung unumstößlicher Grundsatz wird: daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine, und vollkommene Weisheit hervor-

dränge; daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe; daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, sobald drei glänzende Muster erscheinen, kurz! wenn jene wunderbaren Umwandelungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen; — und diese glänzenden poetischen Mährchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des menschlichen Verstandes alles hinleitet, und alles ableitet: so kann ich nicht schreiben.

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbaren plötzlichen Revolutionen unmöglich findet; der mit mir überdenket, wie sie, ihrem Innern nach, dem menschlichen Verstande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider seyen; wie selbst die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stufe mit einemmal sinken, sondern sich allmählich neigen, und endlich zuletzt, mit einer beschleunigten Kraft, in den Abgrund stürzen; wer sich Zeit nimmt, die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstral uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine: der wird meine folgenden Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen, und sie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die Griechischen Musen

nach Italien flüchteten; daß die Apolls dieser Musen, die von Medicis, unsterbliche Verdienste um die Erweckung der Literatur haben; daß von hier aus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes genau, so prüfe man Folgendes:

Ist's nicht Schade, daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt nahmen, daß sie sich sogleich in eine neurömische Kleidung einhüllten, und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt, daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten ersten Eindruck darauf hätte richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht, um nach seiner Zeit, und in seinem Lande, wahre Größe zu erreichen: so blieb man bei der äußern Schale, lernte was die Alten gedacht, statt wie sie zu denken; lernte die Sprache, in der sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geist man in diesen übrigens sehr verdienten Philologen antrift: und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet, und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, so wie die, die plötzlich voll Bewunderung staunen, und auf das Erste das Beste ihr Auge heften, nicht immer das Wich=

tigste durchforschet, und nicht immer den ächten Griechischen Geist gekostet. Uebermannet und betäubt vom Vorurtheile des Ansehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziele führten. Urtheile, mein Leser, der du dieß Zeitalter kennest: wie nutzet Marsilius dem Plato in seiner Uebersetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisiret? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian, Gasparion, Valla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie bloß mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dieß nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine Römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen, der sehr leicht aus dem Gefühle der Armuth und Noth entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der Spanische Vives und Sanktius; die Wiederhersteller der Literatur in Frankreich und England; in Deutschland die Agrikola's, Regiomontan's u. s. w. was waren sie? Philologen, die in Italien, meistens, gezogen, Lateinisch dachten, und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit Lateinischem Wasser tauften. Die Lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten: der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunft=

gesetze der Literatur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward Römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkte großes Verdienst. Er ists, der die Deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgewecket und losgebunden; der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechsler-Tische, verschüttet. Er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es also seyn, daß ihm der feinste Pedant, den vielleicht die Welt gesehen, Erasmus, Schuld gab, er thäte der Lateinischen Literatur Abbruch — dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte läugnen: denn Lateinische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und Lateinische Mönchs-Sprache waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urtheil des seligen Christs ist nur dem ersten Anblick nach seltsam: die Deutsche Sprache habe seit dem sechzehnten Jahrhundert viel von ihrer Vortreflichkeit verloren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache, und vermag die wichtigen Vortheile der Schwäbischen Sänger, und die körnichte Sprache Deutscher Schriftsteller voriger Zeiten, oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie zu schmecken: so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das ist ganz ander Deutsch! Jenes hat andre Fehler und andre Schönheiten; der Geist hat sich verändert. Alsdann werden freilich die Neulinge unsere junge

Mundart loben, und sie haben Recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde, und künstlicher geworden. Aber ein ächter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in dem Kothe der alten Deutschen Ennius Gold zu suchen; er wird alsdann denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig Recht geben, da er erst über ihn lachte. Kommet her, ihr schönen Geister, ihr französirenden Witzlinge, ihr prosaisch-poetischen Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstyl, ihr erbaulichen Redner im Kanzelstyl, versucht es doch, aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unsres Jahrhunderts zu suchen, das, in Absicht der Schreibart, die Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte. Versucht es, diese arme, veraltete Bibelübersetzung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammen zu halten. Leset Luther, und dann den Wertheimer in seinem Paragraphenstyle, mit Wolf'schen Kunstausdrücken verbrämt; ihr werdet solch einen Unterschied finden, als zwischen dem Griechischen Homer und dem Deutschen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen, als ein reisender Schulmeister, in Paragraphen übersetzt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart. Was soll man nun sagen, wenn man Damm'sche Übersetzungen,

oder akademische Paraphrasen lieset? — Ich rede hier bloß von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Literaturbriefe führten aus Lohenstein*) ein Muster des prosaischen Styls an. Wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meint. Die Deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln; sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sah sie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die Lateinische gekrönt; man achtete sie bloß als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre Cultur. Wer dieß Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben, daß bloß die Lateinische Sprache die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereien, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, theils der scholastischen Handwerkssprache, theils der schönen Lateinischen Sprache nöthig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch: entweder Römisch-oder akademisch Latein ist ihre Mundart; die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ists nicht eine wahre Schande dieser Zeit, daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbaren waren; daß es Masorethen der Prisciane gab, die jede Deutsche Zeile lächerlich machten, die die Prosodie Anakreons verbesserten, und ihre Sprache

*) Lit. Br. Th. 21. S. 189.

in Schlacken ließen; Deutsche Römer, die der genius seculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzählet.

Endlich fing man an, beschämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu bessern, — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die scholastische Lateinische einzuschränken? Nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — Als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen Lateinischen Styls, einen schönen Deutschen Bücherstyl zu geben? — Das hätte von Schulen aus geschehen müssen, und da herrschten noch Römische Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine politische, als eine galante, als eine reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum politischen, zum galanten Styl? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektoren, Uhsen's, und Weisen's, und Hübner's. Und wie bildeten sie ihn galant? Nach Franzosen, durch eine Sündfluth französischer Wörter. Nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: so war die Deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und „der hat doch aus „der Sprache gewiß alles Latein und Französische so „glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deut„schen kein Lateinisches Wort mehr in die Feder kom„men muß!" Ja, das hat er gethan! Er als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) hat den Stall des Au-

gias mit Herkulischer Hand durchwässert und gereinigt, und hat mit eben so tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Pallastes geschrieben und schreiben lassen: dieß ist sein Verdienst. — Aber dazu braucht man ja auch bloß gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen, daß er die Deutsche Sprache viel zu Lateinisch behandelt, wie Heinze und andre mit Recht angemerkt. Und so ward die Deutsche Grammatik wieder nach Lateinischem Leisten, und die Deutsche Sprache das Gegenbild der alten Deutschen Kernsprache.*) Seine Nachfolger, und zum Theil Gegner suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen Lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühsam. Was that man also? Man übersetzte; und bildete sie insonderheit nach der Französischen, durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht

*) Zum unsterblichen Ruhm des Hrn D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und gallsüchtigen „Mückenseigern, zu einigen großen und breiten Kunst„richtern, zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, son„dern zu vernünftigen und höflichen Lesern" gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz „nach löblicher christli„cher Gewohnheit, edelmüthig" loben, als mit welchen er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht: wie in seiner Vorrede mit mehrerm zu ersehen.

zum Urbilde ihrer selbst, wie es hätte seyn müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangenen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten, (etwas Mönchssprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser war, sondern zu einem neumodischen Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe, klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dieß beobachten nun am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dieß ist der Grund, warum die Geßner's und Christ's, und noch neuerlich Heinze*), „über das Neumodische und Glänzende „in unsrer Sprache klagen, das durch die vielen „morgenländischen, Griechischen, Englischen und „Französischen Redensarten eingeführet würde." Wenn Heinze mehr als Worte versteht, so hat er nicht Unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn allein durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat bevölkert wird, diese Bevölkerung leicht schädlich werde; denn sie verdrängen bald die Eingebornen, und wenn sie auch eben nicht neue Gesetze einführen, so geht der Charakter des Staats doch verloren.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig

---

*) Lit. Br. Th. 15. S. 118. 119. und Uebersetzung der Reden des Livius.

die Lateinischen Redearten und Wortfügungen aus? Verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt, und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen; das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt; das Französische hat sich mit einem Theile unsrer neuern Cultur herübergetragen; diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen; vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom Lateinischen, das fast mehr, als alle vorigen Sprachen, vom Genie der unsrigen abgehet, und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein Deutsch; aber auch naiv körnicht Deutsch? — Ich habe sein Soliloquium: quo consilio genitus sit homo? in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen; (ob es ächt Römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer beurtheilen.) Aber hätte ein Römer dieß Soliloquium geschrieben, und Heinze es übersezt: wäre alsdann der starke und nachdrückliche Vortrag erschienen, der in Spaldings Bestimmung des Menschen spricht? Wenn ich seine Uebersetzungen aus dem Lateinischen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe, so glaube ich dieß schwerlich.

Der Deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: „denn hier sind die Genie's beider Sprachen sehr verschieden. Im Deutschen ist ein Styl schon perio-

„disch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner
„nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze
„so gekettet an einander gehänget sind. Die Römer
„mußten dieß wegen der Kürze ihrer Worte thun,
„wenn sie nicht in den abgeschnittenen Styl verfallen
„wollten. Im Deutschen aber, welcher Unterschied!
„Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müs-
„sen wir sie manchmal trennen; und wenn wir nicht
„ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unsrer Spra-
„che Hülfe geben.*)" So schleppet sich in Klotzens
Deutschen Schriftchen der Periode manchmal, und
der große Joh. Matth. Geßner empfand dieß
sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen Deut-
schen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Be-
kenntniß abgelegt, das der Bescheidenheit dieses
Mannes Ehre macht. Das wahre Deutsch unsrer
Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als daß
sie neben einander seyn könnten. Unsre Seele
bauet, mit Montagne zu reden, diese Stockwerke
über einander, und welches soll das unterste von allen,
und die Grundlage seyn? — Eine fremde, oder die
Muttersprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder
sie muß das Joch der Lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt, und die
Geschichte der Deutschen Sprache durchgehet: sollte
es so gar fremde seyn, daß sie durch die Lateinische
Sprache gelitten; wenigstens, daß diese jener ein
gewaltiges Hinderniß gewesen? —

3.

Aber man blicke etwas weiter. Wenn die Latei-

*) Lit. Br. Th. 13. S. 120.

nische Sprache, es sey die mittlere oder die alte, sogar unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben; ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat: sollte denn der Schade unbedeutend seyn?

So bald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateinisch zu lernen, und diese an sich so angenehme und nützliche Sprache nicht bloß als Mittel, gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache sich zu eigen zu machen: so wird den Musen Latiums zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dieß bis auf einzelne Stücke aus. So bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der Jugend nichts als Worte und mechanischen Styl zu lernen gibt; so bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen; und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser Lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß: so opfert man der Lateinischen Sprache, sie sey so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf.*)

Zu viel von Seiten der Jugend. Es ist gewiß,

---

*) Wer von unsern Philologen ist ein Geßner, an Kenntniß und Liebhaberei der Römer? Und wie sehr er den Lateinischen Geist in unsern Schulen hasset, das mögen seine kleinen Deutschen Schriften beweisen.

daß das Gedächtniß unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen, und daß man diese Zeit also, die zu den nothwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in diesem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dieß Wort.) Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht genug überdenken kann: daß unser Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten, doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann; daß sie uns sehr bald wie ein beschriebenes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles Nützliche zuschreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben; unglücklich! wenn man sagen muß, es ist beschmieret, oder verschwendet: alsdann läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen, aber im Ganzen ist der Schade unersetzlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer, als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit und unsrer Begierde, annehmen könne; daß gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlersblick nöthig sey, die man, wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer

denket, und im ganzen Umfange umfasset. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlet, so ist alles verloren; verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird; verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtseyns, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren= und Eigenthumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können; kurz, verloren das, was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es, mit allem Nachdrucke, könnte fassen nennen; man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vordenken, wird man niemals mehr; kurz, man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und dem Selbstgefühl, daß dieß Wissen auch bildete: ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Samenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die Lateinische Sprache Hauptzweck wird, so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt, und mit dem grammatischen Zepter, wie mit einem glühenden Eisen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt: Falten, die er äußerst ungern annimmt, und die nacher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe,

die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm, oder gar verunzierend ist. Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen: Lateinische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltene Feder, seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Spracherziehung für die Jugend passend sey, wenn man sich nur einmal aus unsrer Denkart hinaussetzt; allein wie schwer wirds, sich da hinaus zu setzen? Und dann, kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen; die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können; die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? — Unterdrückte Genies! Märtyrer einer bloß Lateinischen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was ist denn aber an Genies gelegen?" Desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfodert; eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebet,

bet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket; eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft. Von diesem Punkt aus werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Hauptzweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewisse Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjekten richten; von da können sie am füglichsten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebornen. Sie müssen sich nach den meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meisten weder ein Maximum noch Minimum fodern, und leiden können. Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden sollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich selten und gleich unbrauchbar ist. — Wenn nun diese glückliche Mischung das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht ist (wie es einem jeden, der die Welt, die menschliche Seele kennet, überlassen wird zum Nachdenken), so kommt alles aus seinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden, und die Lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und Einen Philologen; hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; Eine, wo eine gelehrte und grammatische Kenntniß des alten Roms gefodert wird.

Nun schränke ich mich drittens sogar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner

Bildung kann der Lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und des brauchbaren Mannes. Ich setze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht bloß mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern, sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte; — selbst hier setze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur gestanden, als wir; daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer Literatur hat nicht bloß eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung, als die altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm, wenn es heißt: dieser Dichter singt wie Horaz; jener Redner spricht wie Cicero; dieser philosophische Dichter ist ein andrer Lukrez; dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! Aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann; so hätten Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das Letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das Erste, ihn kopiren, und ihm nachahmen. Das Erste ist leider! sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, ver=

gleichen, und so brauchen muß, daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden: so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken*) Recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne daß doch das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deßwegen abzuschaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung: ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde; ob wir denn Originalköpfe so nöthig brauchen; wie fern sie heut zu Tage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

Sobald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind; sobald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdann eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird: so ist die Nachahmung unleidlich. Man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden, so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen, und sähe dann die Heerde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreien, und das servum pecus von seiner Asche vertreiben.

---

*) Ich führe dieß Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat: s. Rambachs Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten Schuld sey.

4.

Meine Meinung von der Deutsch-Lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt; daß ein Lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen. Man durchgehe z. E. die Lehrbücher der meisten Weltweisheiten: man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die Lateinische Sprache das einzige vehiculum der Aristotelisch-Scholastischen Philosophie; man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen. Sie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, nach der Griechischen vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet; sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge; in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die Französische, die jetzt neben ihr um den monarchischen Zepter der Literatur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Literatur gegeben, die dieser vielleicht nachtheilig ist. Ich führe einige Beispiele an, und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darin, wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke Lateinisch benennen sollte, und

diese Terminologie verschlingt man oft so begierig, als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck, das Recept, statt der darauf geschriebenen Pillen. Dieß bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgibt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu seinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dieß, daß eine jede Schule gewisse Lieblingswörter sich gewählet, die sie als Spatziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grund„fäden, die zu allen Schriften dienen müssen, und „in die man nachher nur die veränderten Figuren „hineinwürket.“ Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken. Man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man setzt sich auf dieß oder jenes Wort, als eine alte Ruhestätte, und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Eintheilungen, die sich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht für sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: „nämlich ein Law'scher Actien„handel in Worten, da man keine Idee, als nach

„dem Werthe der Worte, hat.“ *) Der Kunstrichter „hält dieß fast für nothwendig, und nennt es **) ästhe„tisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck „abgesondert behandelt wird.“ Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen, und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nöthig und nützlich, und wie fern es unnöthig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe; — eine delicate Materie der philosophischen Sprachkunst! — Mein Spatziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

5.

Alles kömmt auf den Unterschied an: lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem letztern, wie ungefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen: so würde ich einen andern Weg nehmen müssen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort wäre erst die ganze Zeichensprache des Menschen zu erschöpfen, die Beredtsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes; die unzählige Menge unartikulirter Töne bei einem thierischen Menschen, seine mimische Sprache, — eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten, und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen seyn — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

*) Lit. Br. Th. 17. S. 115. **) S. 114.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald. Wir verstehen diese Zeichensprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns; man läßt nicht das Thier sich so lange entwickeln, bis es sich endlich dem Menschen von selbst nähert, sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte; und diese ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkenntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungs-Ideen verhält sich „der Ausdruck zum Gedanken, wie die „Haut zum Körper." Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkührlich wäre, alles dieß wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer Jüdischen Republik die Gesetze, die zur äußern Bestimmung ihres Staats gehörten, und die Andern willkührlich vorkommen müssen, drohender und schwerer, als die Gesetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkenntniß fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich-klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu seyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung vertraut geworden ist, geläufiger und treffender ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem ge-

sunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: ihr verstehet das Wort nicht; er soll euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen): so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wirds ein lächerlicher Auftritt seyn, einen worterklärenden Bauer zu sehen. Seine Seele und seine Sprache sind zwo Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer als Julie und Clare für den philosophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens, die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht moralisch, sondern psychologisch), daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge, „wobei abstracte Untersuchungen wegfallen," wechseln wir mit Worten, wie mit Geldstücken. Jedes soll seinen bestimmten Werth haben; aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß, wie viel es haben soll, das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will, so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmungen, so wird sie stammeln — nochmals stammeln, und

endlich dasselbe Wort wiederholen; will er jetzt aber *grammatische Zierlichkeiten* lehren, wie sie besser hätte sagen können, so wird sie sich loswinden, und ihn von weitem anhören:

> Als ob der graduirte Mann
> Mit einem Zauberfluche
> Sie zu beschwören suche.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser *sinnlichen* Sprache. Der Weltweise darf nicht auf sie schimpfen, und mit hoher Miene einen Zaun zwischen der *gemeinen*, der *ästhetischen* und der *gelehrten**) Sprache machen; drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie *neben* einander stellet. Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchschneiden sich, und sie haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Jede hat ihren Zweck, jede ihre ausschließenden Schönheiten und Fehler; die Sprache des gemeinen Lebens die ihrigen, die philosophische Sprache die ihrigen, die höchste Dichtersprache die ihrigen. Sich also einen Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, ist widerrechtlich; und ein gelehrtes Gehege ziehen, worin bloß eine gelehrte Sprache gilt, die nach Lateinischen Ausdrücken deutsch gemodelt ist, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Aesthetik, *Baumgarten*, vermuthete es vielleicht nicht, daß einige seiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. E. seine Horizonte der Erkenntniß,

*) s. Meiers gelehrte Sprache. Lit. Br. Th. 17. S. 111.

Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menschlicher Begriffe durch Worte gesammlet wird; wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens der Gedanke am Ausdruck klebt; wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag seyn, der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene Fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem Schorsteine neue Namen geben wollte: so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke eine neue Sprache redet, mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase drehet; wenn er die Geschichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dieß, dald das, als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen: so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt:

meine Füße, mit Respekt zu sagen! oder die Straße ist, salva venia, unrein! so lachen wir über die gute Frau. Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter vor einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort, ut ita dicam etc. setzt; wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. — Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken, worüber sie schrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall, wo ich zum gemeinen Mann rede (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter ist), muß ich in seiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen; ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, sondern auf seinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dieß Wochenblatt*) soll für ihn geschrieben seyn? — Unmöglich! denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern

*) Eine der schönsten neuern Wochenschriften, der Hypochondrist, hat mich wieder an den Einfall erinnert, wie eine Provinzialwochenschrift, die dieß in hohem Verstande wäre, ein originales Werk seyn könnte, das bloß mit den Sitten dieser Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

unter Menschen wandelt, sie mögen seyn, von welchem Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dieß ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder? Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen, und Fabeln, und Gedichten eine Qual! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dieß ihnen zu wissen nöthig? Gibt es ihnen, worin sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch seyn, die langweilig, wie die Verfasser, denken wollen! — Ich urtheile zu frei? wohl! so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch freier schreiben müßte; man höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht genug lesen kann:*)

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach „eine Sprache aus der Methaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten „aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, „die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will, und „brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht „versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. „Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück: „seine Bibel, sein Katechismus, seine alten Bücher,

*) Abbt vom Verdienste, S. 349.

„sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Um-
„fang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt
„und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn
„eine fremde Sprache, die er weder Geschicke, noch
„Muße, noch Geduld hat, zu erlernen; — die ihm
„auch nicht nöthig ist." — Nun gehe man nach die-
sem Gesichtspunkte die Wochenschriften, die
Erbauungsbücher, die Predigten durch: alles
soll für den gemeinen Mann seyn, und wenig ist für
ihn. O eine Schrift, die das ist, was eine Er-
bauungs-, eine Bildungsschrift für den größ-
ten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen,
das Volk, seyn soll: — gebet mir, wenn ich Ale-
xander wäre, einen goldnen Kasten her; ich weiß
nichts Besseres in demselben zu verwahren! — Doch
nein! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit die-
ser Ehre auslachen: er hat einen schönern Ort für
sein Buch: den armen Kleiderschrank; und für die
Lehren, die sein Buch enthält: das Herz des redli-
chen Lesers, der ihn theuer hält. Macht mich mit
einer Schrift bekannt, die für den Menschen,
den Bürger, für seine Denkart und für sein
Herz, für seinen Stand und sein Bedürfniß
geschrieben ist; die das saget, was er immer
gedacht, und doch nicht gedacht; was er thun
wollte und muß, und doch nie gethan; worü-
ber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn
will; die ihm in die Seele spricht, in der er sich
finde; die ihm seine Worte von der Zunge,
seine Einwendungen und Wünsche geraubt; die
recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann
der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
Soll sein ehrwürdig Haupt umziehn! —

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studierzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere, und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sey; damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche; damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fodern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuschnitt seyn. Es muß, statt eines Skeletts von Schulweisheit, sich ihrem Verstande bequemen; und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken: so ist es das sicherste Zeichen, daß man für sie denken kann, wenn man mit ihnen zu sprechen weiß. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückten Unterweisungen, unsre Kathedersprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht!) passe, — können nichts als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten akademischen Professor einen Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann; gebet ihm die fähigsten Zöglinge; lasset eine Frauenzimmer-Akademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Da-

ciers, seyn müßten — nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet; er gibt auf zu lernen — Worte, die nie ihn ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen sie erzogen worden; sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind; die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen; ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt; von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Literatur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur soviel vorhält, als nöthig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden; ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht; und mit den Worten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen; — haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperson es schreiben kann, und die Französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe für galante Tolletten, vortrefflich: haben sie aber für den guten gesunden Verstand des Lebens geschrieben seyn sollen? Da nun die Franzosen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind: — ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich würde mich ja schämen, einen Köster neben Fontenelle zu setzen!

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter auf ein Wort beiseit. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdruck so sehr klebt: so wird für den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen, (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt) — für ihn muß der Gedanke zum Ausdruck sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet, sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnet: und so ists für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken: — Empfindungen durch eine gemalte Sprache in Büchern ist schwer, und, eigentlich zu sprechen, unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Und, armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt malen; sie durch einen Kanal schwarzen Safts hinströmen; du sollst schreiben, daß man es fühlt, und doch dem wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, du sollst deine ganze lebendige Seele in todte Buchstaben schließen, und parliren, statt auszudrücken. — Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt, — daß hier der eigentliche Ausdruck un=

unabtrennlich sey. Dichter! du sollst den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du sollst den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken; ein Gemälde hinzeichnen, daß dieß selbst zur Einbildung des Andern ohne deine Beihülfe spreche, sie erfülle, und durch sie sich zum Herzen grabe; du sollst Einfalt und Reichthum, Stärke und Colorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewirken, was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke; nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete; in jenen Zeiten, wo die Seele des Andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen, zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand. Daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre süßen Herren verspotten und närrisch finden. Daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete; der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte,

in das Land der Kunst brachte, und als eine Tochter der Künstelei ansah; der Fluch also, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir bloß Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder ästhetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten; nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denket und spricht und handelt. „Daher rührt „das ästhetische Gewäsche, wo immer Gedanke, vom „Ausdrucke abgesondert, behandelt wird; *)“ und der Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poesien Gedanken und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern, desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper? Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper bloß Hinderniß. — Verhält er sich, wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug: die Farbe und glatte Haut

---

*) Lit. Br. Th. 17. S. 114

macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget; wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten; wie Shakespears Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Mährchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey; wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert. Ich setze diese schönen Sokratischen Bilder zusammen, und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir Recht gäbe, und damit mich schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid, und den Putz des Costume, in die schönen Fingerspitzen der Chinesen-Schönheiten, in das blendende Teint Französischer Wendungen,

oder in das oft überladene Colorit Brittischer Bilder verliebt haben, mich einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie bei Plato die Seele, heruntergesandt in den Schoos der irrdischen einfältigen Natur. In dem Schoos dieser gesunden, und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerinn des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferinn des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug, als das Bild einer Freundinn der Götter und Gespielinn der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung, sie brachte die Frucht zur Reife, sie vollführte den Pallast ihrer Wohnung: ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. Kurz! der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter. Er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und mit einer stillen Größe vollendet; er wand sich seiner Gebährerinn sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien, und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun steht dieser Körper vor dir. Willst du ihn als ein todtes Kunststück betrachten, bloß seine Farbe lieben, bloß seinen Putz anbeten, seine Nägel an den

Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule; willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden? — Elender, fühlloser Betrachter! Siehe diesen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm bloß so viel körperliche Reize gab, als erfordert wurden, um ihn deinen irrdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus; denn wenn du da trockne Richtigkeit suchest, wo Schönheit dich erfüllen soll: so liesest du wie ein Meßkünstler und Handwerker, oder Taglöhner.

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildniß abdrucket, als einen Boten des Gedankens, und als den Palast, den seine ganze Größe erfüllet: so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte; mit denen Winckelmann siehet, wenn er bei dem Apoll, oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth; du wirst mit dem Auge sehen, mit welchem Mengs die Hand seiner Schüler leitet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrucke paaret, so steht ein Bild vor mir,

wo der einförmige Umriß des Körpers für mich bloß ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte. Die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt; die freie Stellung redet von dem Werkmeister, der dieß Werkzeug so leicht zu brauchen wußte; die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenschein von seinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanken zusammen betrachte: soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt; wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle sich erheben, und sichtbar fortlaufen; wo ein dürftiges, mißgebornes, schmachtendes Werk uns Zittern, oder Ekel, oder Abscheu erwecket, so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängniß ward der Gedanke gesandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangenen Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen; und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt. Wenn in der Poesie Gedanke und Ausdruck so fest an einander kleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dich=

ten, wo ich Ansehen und Gewalt über die Worte, die größeste Kenntniß derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Freiheit noch nicht Gesetzlosigkeit werde: — ohne Zweifel ist dieß die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst, und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worten in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen, und Ausdrücke finden; in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig ist; in ihr die Donnerkeulen und Blitzstrahlen finden, die er als Bote der Götter wirft: denn in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet. — Wo werde ich mich also besser ausdrücken, als in der Muttersprache? Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen, in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen. —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist meine Sprache: denn so wie, nach Montesquieu's Anmerkung, alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell zurückführt, und daher oft den liebenswürdigen Eigensinn schön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindrucks übereinstimmet — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle

Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte: so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an. Sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen; sie behält er im Auge, daß, wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdecket, er den Reichthum der seinigen liebgewinne, und ihre Armuth, wo es seyn kann, mit fremden Schätzen bereichere; sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremden Sprachen verirrt; die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret; sie bringt in die, sonst verwirrende, Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen; nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisirter Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen; ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

. . . die in zerstreueten Heeren,
Die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden
Und dann heimkehren zur Zelle mit süßer Beute beladen
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich setze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache schreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Wenn der, so in einer fremden Sprache schreibt, die Muttersprache verachtet, in der er erzogen ist, so muß er von ihr übel erzogen seyn, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. — Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! All sein späteres Lernen bemalt die Oberfläche der Denkart; er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter.

Ein Original-Schriftsteller, im hohen Sinne der Alten, ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein National-Autor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein ästhetischer Regelnschmid einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesetzen auszuklauben, und es wird ihm also unmöglich, den Ausdruck, abgesondert vom Gedanken, zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste; stellet jeden Theilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaße: das Bild schaffet sich in seinem Kopf und tritt, vollständig an Gliedmaßen, und gesund an Farbe, mit glänzenden Waffen gerüstet, hervor, und wird Ausdruck. Dieser ist eine sicht-

bare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der Andre unsichtbar dachte. Soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke; habe ich den Gedanken gefasset, und will ihn sagen: da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte *Worte*, und *spricht Gedanken*. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern; ihr, seine beurtheilenden Schulmeister! er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern. Er gönnt euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Styls abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeister der Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz, aller gegeneinander laufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen — er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi data..

Aber man siehet, daß, wenn dieser Schriftsteller nicht mißrathen will, so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll, muß der ganze Umfang der Spra-

che so unter mir seyn, als das Feld von Gedanken: sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken in seiner ungeheuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volke hat er nicht die Freiheit, oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebote; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trifft vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Palästen zurückgewiesen oder herausgestoßen. Kurz! seiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht mißrathene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerst einschränket, weil nach diesen Gesetzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesetz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht, so scheint es rasend, reißt alles nieder, und schreckt Gelehrte und Ungelehrte.

furit, ac velut ursus,
obiectos caveæ valuit si frangere clathros,
indoctum doctumque fugat —

Oder auf der andern Seite, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, so thut sie Gewalt an. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse unsre Sprache sterben, und wecke sie aus ihnen wieder auf. Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturalisirte Römer sehen, die in der Lateinischen Sprache — schreiben; Gedichte schreiben und Horazische Oden schreiben: vielleicht die höchste, schwerste und künstlichste Art des Vortrages. Nun setze ich wirklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in seiner Sprache war; es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in seinem Lande, nach seiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung seines Geistes. Dieser Horaz, von einem würdigen Gegenstande aufgefordert, von der Muse gesalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leier des Venusischen Dichters; er würde Horaz seyn, aber nun singt er in Horazens Sprache: sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefesselt. Das Bild soll in seiner Schönheit erscheinen, und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen; es soll reich an Nebenbegriffen seyn, und diese Nebenideen erniedrigen es; es soll groß erscheinen, und wird ge-

zerret; es soll mit einemmal überraschen, und schlägt uns ins Antlitz; es wird mit Putz überladen, und erscheint klein. Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammengewachsene Mißgeburt, die mit einem Haupte lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter, der über den Ausdruck herrschen will, muß seinem Boden getreu bleiben. Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land; hier kann er Blumen pflücken, denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten, denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich bloß in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir Lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können: ich meine aber unter dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen, und mir Französisch, Italienisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde Jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts sagen könne, als was andre vor ihm, und vielleicht besser, gesagt, und jeder andre nach ihm sagen kann: würde sie aber verlassen, und den Dämon des unwissenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommener Homer, in einer todten Sprache ein

Pindar oder Horaz, und in einer andern als seiner Muttersprache, ein Shakespear seyn könne. — Alsdann würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse seyn!

8.

Ich habe die Sache bloß von einer Seite betrachtet: daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftsteller gibt, die von dieser Höhe herunter steigen und bloß durch den Ausdruck gewinnen wollen — bloß durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! Doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? So denken bloß die Schulmeister, die aus den Alten Phrases aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich ein buntes Kleid zusammen flicken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu seyn. Aber wenn junge Zöglinge aus den Alten Phrases aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich von Lateinischen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammen flicken müssen: so wird aus dem lächerlichen ein thränenwerther Anblick. Ohne Zweck ist die Lappländische Sprache so gut, wie die Römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — So denken bloß die, so zweitausend Jahr zu spät geboren sind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrsager des jüngsten Ge=

richts, wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei seyn, wenn Horaz unsern Rollers, Klotzen und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zu Ehre der Deutschen Nation. — Eben weil die Sprache so alt und verlebt ist, so wüßte ich nicht, ob die Römische Sprache nicht immer germanisirt, wenigstens in eine Deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es kann seyn; aber je mehr Schriftsteller ich gelesen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, desto unbestimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren. Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischen knüpfe: so kann dieß freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche, wenn er einen so ungleichen, holprichten Styl erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ists freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang gelesen, und schnell einen neuern Homerischen Briefsteller erwischt, manchmal vorgekommen, als wenn ich einen Cento von Redarten läse: aber ich kann überhaupt über eine todte Sprache nicht so gewiß urtheilen, als Andre. Wäre ich ein Lateinischer Dichter, mir würde jenes Virgilianische Mißtrauen eindrücklich seyn: „auch mich nennen die Hirten einen „Dichter; aber so leicht glaube ich ihnen nicht. Noch „scheinen mir meine Arbeiten nicht eines Varus „oder Cinna würdig; vielleicht klingt mein Ge=

„sang, wie unter Schwänen das Schnattern der „Gänse.“

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch Lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann, als Deutsch? Es scheint! Aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten, das heißt, grammatisch, Ausdrücke zusammen fädeln, ist alsdann bloß Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftstellers einkerkern kann, ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nachahmung ist schon höher, und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieset, mit dem er geschrieben hat, so muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeitlang gleichsam verzückt in seine Sphäre der Gedanken sind. Sein Ton schallt noch in unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen, wir athmen in seiner Denkart wie in unserm Elemente; die Saite der poetischen Empfindungen tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr zusammen; die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes; wir lesen usque ad scribendi sollicitudinem — und schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns, sein Rhythmus tönt noch in unserm Ohre, die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge, wir ahmen in seiner Sprache, in seinem Sylbenmaße, in seiner Composition der Gemälde nach, und zeigen uns also als Virtuosen.

Ich setze dazu: sein Feuer facht unsern Geist an, wir schaffen in seine Bilder neue Züge und prägen

seine

seine Ideen um; wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren; ein Ausdruck gelingt uns vor ihm, eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß malen wir besser aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für uns angenehme Denkmale, die uns an die süße Stunde der Begeisterung zurück erinnern, da die Muse eines alten Schriftstellers vor uns stand, und auf den Flügeln seiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publikum sind diese Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der sich so vorzüglich nach den Alten gebildet, der ihren Geist kennet, der den Geschmack der antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks, reichen diese Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dieß wissen, so

Schiffet euch in Charons Kahn,
Steiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten. — Reichen sie an die Alten, als Kunststücke? — Nicht so recht! Denn es ist immer schwer, sich mit einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden stehet. Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt sind: worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet; auf wen er dort angespielet; was in seiner Zeit den Lesern hiebei beifallen mußte; was dort für verdeckte Züge hervorschimmern; was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesel=

len — kurz, die ganze Seite, die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände beziehet, sie einem Römer vorzüglich schätzbar macht, diese ganze Seite ist für uns oft dunkel; und die beste Horazische Satyre läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammen zu setzen, und also, als Kunststück betrachtet, weit hinter dem Originale zu stehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen sich die Parallelstriche immer mehr. Mit einer todten Sprache ist uns alles ausgestorben, was der Dichtkunst Leben und Nerven gibt. — Die Lage von Vorfällen, über die jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unvergeßlich machte, so nahe in ihre Seele ging — ist ausgestorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall stimmet? Stimmet sie auch in Theilen, daß ich dieß und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten, und er sang in seiner Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nutzen; ich singe über einen ganz veränderten Umstand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht bestimmt machen; ich singe aus Horaz, statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz lesen, und mit ganzer Seele durchstudiren, wo er nicht als ein classischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt,

sein Ausdruck, abgetrennt vom Gedanken, zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig genug sind, und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb, und schreiben mußte; wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln, und mündlich von ihm lernen; das hieße, den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären, und alle drei beleben. So lange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Alterthums schwer, und bei einigen unmöglich bleibt; so lange man die Alten als todte Männer behandelt, die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters classische Autoren würden: so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe classisch nachahmen.

Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde: er ist verloren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen. — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung: ich sage das schie-

lend, was der Römer ganz sagte! Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und dann! wo haben wir das Griechische oder Römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatischen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkührlich. — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unsrer Gewalt, wir, die wir nach prosodischen Regeln schreiben; bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten, mit den härtesten Elisionen zu schreiben; nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können; nicht das Geheimniß des prosaischen und poetischen Perioden verstehen können, weil wir bloß aus todten Buchstaben lernen; nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern neuern Perioden zu lesen, unsern nachgeahmten Rhythmus schön zu finden, und unsre jüngeren Bildercompositionen in seiner Sprache zu bewundern. Sollte ich zu eigen seyn, so weise man es mir, aber nicht durch entscheidende Aussprüche, sondern durch eine gründliche Untersuchung der schweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verloren, und was bleibt? Was bleibt, um sie verstehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

2.

So dürfte also der Ausdruck leiden müssen —

und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „man glaubte in dieser Sprache „etwas so schön sagen zu können, als es in andern „Sprachen nicht anginge.“ Diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schön„heiten dieser Art erschöpfet hätten.“ Diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle diese er„schöpften Schönheiten auf uns gekommen, daß sie „in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus „diesen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer „todten Sprache in unsere Gewalt bekommen hät„ten!“ Und diesem endlich der schwerste von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Ausdruck „nur gefasset, auch ihren Geist, ihren ganzen „Geist zu haben, und sollte uns von diesem auch „etwas entgangen seyn, so halte uns jener für diesen „Verlust schadlos!“ — Und nun entschloß man sich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben. Natürlich wars, daß, da dieser der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, man alles Unclassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen: also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen Classisch streitig machen könnte — und ward ein classischer Nachahmer! — O das verwünschte Wort: Classisch! Es hat uns den Cicero zum classischen Schulredner, Horaz und Virgil zu classischen Schulpoeten, Cäsar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort: Classisch, hat den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert

dert, und uns gewöhnet, nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dieß Wort wars, das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Mustern, verdrängte, und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artist zu seyn, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dürfte. Dieß Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf ihn die Last einer todten Sprache, wie einen Mühlstein gewälzet; es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen. Da stehen sie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und sinkenden Blättern, statt daß sie uns Bäume hätten seyn sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

Πολλας δ᾽ ιφθιμους ψυχας αϊδι προιαψεν
Ηρωων, αυτους δ᾽ ελωρια τευχε κυνεσσιν
Οιωνοισι τε πασι

Will ich die Sprachengelehrsamkeit verleumden? der lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie sol unsre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; sie soll die Sprache der Forscher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick seyn würde, einen Griechischen oder Lateinischen Autor mit deutschen Noten und einer deutschen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu senden; sie soll die akademische Sprach bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolge würde, wenn wir uns auf andere verlassen, und e bloß einem Triumvirat von Schriftstellern in einer

ganzen Lande aufgeben wollten, die Lateinische Sprache zu erhalten; sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden; kurz, sie soll das Werkzeug der Gelehrsamkeit bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführet worden sind. Aber die eigentliche Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß sie nicht werden; nicht einer Nation die Originalschriftsteller in ihrer eignen Mundart rauben; nicht die Ehre sich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu seyn, und Nebenabsichten dem Hauptzwecke aufzuopfern, denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

Patriae quid debeat. —

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen, daß, wenn man den Ausdruck unglücklicher Weise vor dem Gedanken behandelt, alsdann leicht jene todte Bildsäule des Styls daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter dasteht — für langweilige Leser eine Augenweide, die Bewunderung des regelmäßigen Dummen, allein der Kluge geht vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen, daß, wenn man sich begnügt, was zehn andre vor uns gesagt, auf eine, so Gott will! schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde, — eine Alltagscomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken und Flickchen,

die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge fallen; — daß, wenn man sein vornehmstes Verdienst in den schönen Ausdruck einer fremden Sprache setzt, zuerst unsre Denkart, nachher selbst unsre Sprache, und wenn dieser Geschmack herrschend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdann wird vielleicht einst ein unparteiischer Nachkomme uns die Grabschrift setzen:

Tu quoque, tu in summis, o dimidiate Menander
Poneris et merito: puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam scriptis adjuncta foret vis
- - - ut aequato virtus polleret honore
Cum Graecis: neque in hac despectus parte jaceres;
Unum hoc maceror et doleo tibi deesse - -

10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall wo ich bloß klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt seyn zu dürfen, vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck alles ist, klebt also der Gedanke sehr am Worte. Aber jetzt treten wir auf ein Feld, wo sich alles verändert zeigt — die Weltweisheit. Wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften? Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichstpunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet. Dieser Weg, zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße

der Philosophie; sie verirrt sich unter qualitates occultas, wenn sie mit dem Verstande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläre, damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage nur: jeder Begriff, den ich glaube anschauend zu erkennen, da er doch bloß eine Wirkung der Abstraktion ist, ist ein Scheinbegriff in der Philosophie; und wenn ich ihn mit einem Namen gatte: so ist dieß ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der andre also sich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt, und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie abstrakte Begriffe, wie anschauende Gedanken, sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen, und sich unter unerklärliche allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen, und es zum obern Grundsatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aesthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geschmacks verwandelt; und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder eine Gewissensempfindung, oder gar in einen angebornen Gehorsamstrieb setzet, um es zu bestimmen, was gut ist; — ich sage, wenn dieser Weg die philosophische Methode wird: so sind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Aus=

druck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibnitz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist. So sind aber bloß Worterklärungen, wo ich willkührlich zusammengesetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dieß ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode, zu Begriffen zu gelangen; denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens, denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen; sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten, weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebrauchet, als zum Beschauen: so verwandelt sich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens hier und da etwas putzet. So ist die gemeine Art, Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Welt-

weisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen, was andre vor uns gedacht und gesagt, sondern es sich eigen zu machen, wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf bloß auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken bloß verstehe, das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt, sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts, als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? So wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkenntniß genug habe? — Nein! denn ihr Geschäfte ist, sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dieß ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Worte technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl; aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung bloß zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Worte bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die Begriffe uns eben damit vorbilden, weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch seyn soll: so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hülfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur Definition kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher bloß unterschieden, so fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden, so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmale bewußt sind, die beide Sachen unterscheiden.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische; diese muß nothwendig

die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen, und von hier sich zu den Höhen der abstrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkührliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich klar gegeben, und jeder gute gesunde Verstand muß also durch die Philosophie gleichsam höher geleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben, er soll sie durch die Abstraktion deutlich darstellen, und zergliedert sie also, so weit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man sich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht sagen konnte, was sie in Platons Reich der Geister sahe, und jetzt nochmals siehet, was in ihr schlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können, so ists eben der Zweck der Weltweisheit, die bloß verständlichen Worte so lange umzusetzen und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben verständlich und

deutlich für einerlei halten, weil wir vom Letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse, denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft; sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt. Bildend ist sie nicht, und, wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttinn meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheinet und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophiren schwer sey, ist offenbar, denn sie kann nicht mit Worten spielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den Begriff eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist, und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, so entwischt er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine Haut zerrissen: da steht er unkenntlich und verwundet in philosophisch-barbarischen Hüllen. In der That, die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben; ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt

erkennen; ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder spricht: das ist er! und genau sagen kann, warum ers ist.

Man sieht auch, daß dieser Weg zu philosophiren, Schranken habe; denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen glaubt, daß sich alles auf Gedanken, und selbst der Begriff des Seyns dahin zurückleiten lasse: dieß sind unstreitig die Grundsteine unsrer Erkenntniß. Allein unter dem Begriffe des Seyns stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft, das ist, neben, nach und durch einander. Für mich wird es also schwer, es zu begreifen, daß, wo etwas ist, ein anders neben ihm sey; wenn etwas ist, ein anders nach ihm sey; wie etwas ist, das andre durch dasselbe sey. Ich sage begreifen: nicht aber mit Worten zu spielen, daß eins im andern enthalten sey, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. — Eben so ists für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anschauen des Einen im Mannichfaltigen, das ist, der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkenntniß der Vollkommenheit, Wollen wirke. — Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen; „hier muß der „Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben.“

Aber dieß hier und dieß endlich kann man nicht nach Belieben hinsetzen, wohin man will, sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philosophie erwogen; von der Form kann ich kürzer seyn. Will man jene Metaphysik nennen, so gibt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt, und also ein Schatz deutlicher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatze gelangen, wir selbst denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender, daß ich dieß auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern mitdenke, daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen bloß nach=denke. Mit dem ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden: sie sind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte setze, mit ihnen denke, schließe, beweise, eintheile, und also denken, schließen, beweisen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht seyn, daß ich bloß diese Worte verstehen und ausdrücken könne; wer dieß zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage seyn; aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph,

losoph, als Warburton und Johnson Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespear commentiren. Reiflich erwogen, ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters; nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist, jenen, als diesen, hervorzubringen. Selbst unter den Deutschen ist ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu seyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit ihnen haben sie Gedanken."

Genug! In der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken bloß im Vehikulum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen: das ist Philosophie. — Nun sollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D. krönen: ob wir ohne Worte denken können? *) — von der Nothwendigkeit der symbolischen Kenntniß **) — von Leibnitzens allgemeiner philosophischer Schrift und Sprache ***), und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art bloß citiren darf; denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte:

*) Lit. Br. Th. 9. S. 43. **) Th. 13. S. 21.
***) Th. 4. S. 234.

Plato ist mir statt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen lesen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiedenen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die Lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen, Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen, so daß es nachher bloß die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage: so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die Lateinische Sprache, sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme, und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu seyn. Seitdem man von ihr abgewichen, sind jene neumodischen Lehrbücher erschienen, die ästhetische Kabriolen schneiden, wo sie mit festem philosophischen Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein bloß dogmatisches Buch durch eine Lateinische Uebersetzung viel von seinem Innern verliert, so sey das Abgegangene gewiß Schlacken, sie mögen so sehr glänzen und

locken, als sie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer seinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überschauen müsse, und wenn die Lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet, so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unsre Gelehrsamkeit weitläufiger und schwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt; und daß, wenn die Literatur auf diesem Wege fortgeht, wir bald nicht bloß Französisch, Englisch und Italienisch, sondern auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Spanisch, Russisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markte der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Geßner: An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus Academicis? Serum est interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?

Hievon rede ich nicht, sondern frage: ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Eintheilungen und Unterschiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dieß, so kann man in reinem Deutsch doch Lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln, und also noch immer Gefahr laufen, Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Kathederwissenschaft statt Weisheit, und Ausdruck statt Gedanken, auf gut Treu und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen weder im Einzel-

nen noch im Allgemeinen auf unserm Grund und Boden; Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der Lateinischen Sprache verwachsen. Wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studiren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen: und nun begeben wir uns zu schreiben — Es sey eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag, unter eine Last Lateinischer Literatur gekrümmt, sich mühsam fortziehet. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubenslehren ein anderes Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winckelmannschen Geschichte der Kunst übersetzte; aber beklaget sie vielmehr, die Baumgarten, die Semler, die Heilmann, daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläufigen Wanderungen anzunehmen. Man spottet so häufig über den akademischen Styl in Paragraph-langen Perioden: man hat Recht, ihn zu tadeln; aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht, sind freilich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateinischen übertragen.

Ferner: es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungsarten, und Gesichtspunkte, aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich vom Anfange

der Unterweisung in sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Literatur als Fremdling studiret, so fremde und buntscheckig vorkommen, als in dem altgalanten Styl die Lateinischen Wörter. Diese entfernten und veralteten Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrags die Miene des Gelernten; sie öffnen dem gelehrten Psittacismus die Thüre, der sich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert; sie sinds eben, die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er sich doch auf sie mächtig stützen, und jederzeit von ihr ausgehen sollte, um nachher seine eigne Sphäre zeitig genug zu finden; sie sinds, die den philosophischen Magisterton aufgebracht, der Ballast statt Gold führet, und von Weisheit strotzet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterschied zwischen einem Moses und Kölbele!

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führen hierin aber andere das Wort statt meiner schwachen Stimme, und man muß überhaupt dem Lobe beistimmen*): „wenn es dem „Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen, einem mit willkührlichen Begriffen, Hypothesen und „Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt „nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen Geschmacke sich entgegen „zu setzen, so hat Göttingen Antheil an der Ehre „eines gebesserten oder geretteten Geschmacks."

*) Pütters Geschichte der Akademie zu Göttingen.

II.

Vom neuern Gebrauche der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten critischen Schriften*) unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müssen? Kloß nämlich, in seinen Epistolis Homericis, untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und so wie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parenthesen unterhaltender seyn möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt: so gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sey, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wiefern uns die Mythologie, im Ganzen, erlaubt, nützlich, ja nothwendig zu brauchen seyn möchte: hier scheint seine Kalliope, die er vor dieser Betrachtung anruft**), ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er ist undankbar gegen seine Führerinn, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen, und ihn etwas zurück zu locken suchen.

„Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott des

*) Klotz Epistol. Homer. Epist. 11.

**) Epist. Hom. p. 134.

„Meers, Pluto der Hölle u. s. w. Man kann „nichts bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben, „als weil es den Griechen und Römern so gefiel*)!" Freilich, der Name ist willkührlich, und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen seyn, als die Griechischen und Römischen Namen der Götter. Alsdann ist uns nichts daran gelegen, ob sie von den Griechen oder Scandinaviern, den Römern oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzählungen ausgeschmückt, nnd an Tönen nicht rauh seyn. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte Stücke der Natur: hier einen Wasser-dort einen unterirdischen Gott, wo der Begriff von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel genug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum ein Neptun und Pluto nöthig waren, bloß als poetische Geschöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort**): „die Mythologie beruht auf „nichts, als dem Irrthum und dem Aberglauben der „Alten." Gut! Religionsbegriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben, aber wir

*) Epist. Hom. p. 124. **) S. 125.

nützen sie auf einer andern Seite, der sinnliche Schönheit wegen. Wenn ich mythologische Idee und Bilder gebrauche, sofern gewisse moralisch oder allgemeine Wahrheiten durch sie sinnlich erkannt werden: so sind mir ja mythologische Personen erlaubt, die durchgängig unte einem bestimmten und dazu sehr poetischen Charakter bekannt sind, oder in der Fabel Aesops müßten die Thiere nicht mehr sprechen, und in keiner Fiktion müßte ich erdichtete Personen gebrauche können — warum? weil sie der Wahrheit entgegen sind. — Der Wahrheit wegen brauche ich si auch nicht, aber ihrer poetischen Bestandheit und wenn es personificirte Dinge sind, de sinnlichen Anschauung wegen. Freilich, di die mythologischen Namen bloß „als leere Schälle*) „gebrauchen," die können ihrer entrathen; sind da aber Dichter? Weiter: „es ist ein sehr mittelmä„ßiger Kopf, der nichts selbst in Vorrath hat, son„dern hundertmal wiederholte Bilder wiederholen „muß **)!" Nicht bloß ein mittelmäßiger sondern ein schlechter Kopf ist, der nichts in Vorrath hat, der bloß wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder, auf eine neue Art braucht; wer hundertmal gebrauchte Personen zu Maschinen einer im Ganzen neuen Fiktion braucht; wer in hundertmal gesehene Körper einen neuen Geist hauchet, daß sie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, poetisch-schön handeln,

*) S. 126. **) S. 127.

der ist mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darin besteht sein Verdienst, daß er sie brauchet, (weil er damit seine Kenntniß zeiget); nicht darin, daß er die Schwierigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte: denn warum ließ ers, wenn dieß sein einziges Verdienst war, nicht gar bleiben? sondern weil er sie zu schönen poetischen Zwecken schön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfasser vielleicht glauben wird. Er erlaubt zwar allein den Künstlern die Mythologie; wenn sie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann, und nöthig hat, warum sollen wir hart, oder eigensinnig seyn, und sie ihm denn versagen? Ich setze meines Zeugen eigene Worte her, damit der Leser nichts vom schönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio hujus disputationis severitatem refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in pictura signa quaedam sunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quasi verborum sermonisque vim nacta sunt. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciscuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum singulae singulas tabulas postularent, si ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in sensus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmutescenti quasi historiae succurrit allegoria: attentio igitur conservatur, et dum omnia videmus, laetamur. — Wozu braucht sie also der Künstler? Zuerst wegen ihres bestimmten Charakters, da sie bedeutungsvolle Worte sind; ferner, durch den Reichthum von Ideen, der sie begleitet; drit=

tens, sie malt abstrakte Begriffe sinnlich. Nun! und wenn sie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß, um ihrer allgemeinen Bestandheit, um ihrer hohen poetischen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der sinnlichen Anschauung willen, damit er allen verständlich, damit er poetisch-edel, reich und schön, damit er für die anschauende Phantasie rede: wer soll sie ihm verwehren? Unser Verfasser nicht, denn er erlaubt sie ja deßwegen dem Künstler; ich auch nicht, da ich für sie rede; der Verfasser der Homerischen Briefe auch nicht, denn das angeführte Zeugniß ist sein eigenes*), aus demselben Briefe, und in derselben Sache. Ich habe ihn durch sich selbst zurückgeführt; vorher hat er bloß die Mythologie zu einseitig angesehen. Nicht wie Griechen und Römer sie brauchen**), (als Religions- und Historienwahrheiten); nicht, wie sie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten***), (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Ansehens); nicht, wie sie gehirnlose Köpfe brauchen†) (als einen leeren Schall); nicht, wie sie elende Schwätzer brauchen††) (um neun und neunzigmal gebrauchte Gleichnisse, statt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzustellen); sondern mit einer neuen, schöpferischen, fruchtbaren und kunstvollen Hand — und zwar bloß, wenn er sie nöthig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

---

*) s. Epist. Homer. 2. p. 139. **) S. 132.

***) S. 125. †) S. 126. ††) S. 127.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter schlechthin, ist die Mythologie gar nicht. Ich sehe die Ursache, womit ein Kunstrichter*) Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Ursache an: „der „Dichter überzeugt uns durch seine Mythologie, daß „er mehr als bloße Verse machen kann; er gibt ei„nen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter „ist, der sich in den Werken des Alterthums umge„sehen hat, oder noch umsehen kann, welches unsre „Poeten als was ziemlich Ueberflüssiges anzusehen „anfangen." Der Recensent, dessen dieß Urtheil ist, will uns damit vielleicht überzeugen, „daß er mehr, „als bloße (d. i. nackte) Recensionen schreiben „kann; er will uns damit einen überzeugenden Be„weis geben, daß er ein Gelehrter ist, der sich in „den Werken des Alterthums umgesehen hat, oder „NB. noch umsehen kann, welches unsre Recensen„ten als was ziemlich Ueberflüssiges anzusehen an„fangen." Dessen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr als bloße Verse machen. Wer ein Compendium der Mythologie durchgelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen haben muß; ein Gelehrter ist noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der Alten umsieht, das poetische Auge verderben. Und dann, um sich in den Alten umsehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht my-

*) s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. S. 203.

thologische Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Recensent mythologische Gedichte darf vertheidigt haben, um sich in den Werken der Alten umsehen zu können.

Aber noch eine Ursache von ihm*): „wenn die „Mythologie aus der Pindarischen oder Horazischen „Ode verwiesen werden sollte, so sehe ich gar nicht, „wie sie den Namen einer Pindarischen oder Horazi- „schen Ode verdienen könnte. Der Begriff von bei- „der Art Oden involvirt die Mythologie; ohne sel- „bige ist es nicht möglich, einen vollständigen Begriff „davon zu geben. Oder wenn Sie das nicht zugestehen „wollen, Herr Kloß: so müssen Sie ꝛc." O ja, lie- ber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugeste- hen, wenn Sie mir etwas, was für mich sehr schwer fällt, den Begriff, den vollständigen Begriff einer Pindarischen oder Horazischen Ode geben, und sich herablassen, mir in ihm die Mythologie zu evol- viren, die Sie involvirt haben. An meinem schwa- chen Verstande liegts vermuthlich, daß ich diesen Begriff noch nicht vollständig aus einander setzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und mindestens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so entscheidend behaupten kann, dieß gehört zur Pindarischen und Horazischen Ode wesentlich, und dieß zufällig; dieß muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen Stufe der Li- teratur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen

*) s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. S. 204.

Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Charakter Pindars und Horazens am sichersten, nicht in dem, was, sondern wie sie es singen, ertappet werde; daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nahmen, sondern, daß hier die Manier zu mahlen in Betracht komme. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau darauf Achtung geben müsse: wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nützen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu mahlen, und sie zu stellen u. s. w. sich charakterisirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer Pindarischen oder Horazischen Ode verdiene, (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns kennete,), die, damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer Griechischen oder Römischen, aufrichtete; ich glaubte dieß nicht allein, sondern ein andrer*), der schon seinen Mann besser kennet, sagt sogar: „seit „dem Homer hat man geglaubt, daß die Zusammen„setzung der Hauptzüge eines bestimmten Subjekts „nach den Regeln der Uebereinstimmung, und nach „der Beschaffenheit des Zwecks, den man hat, den „Plan eines schönen Werks ausmachten, so wie die „Grundrisse der Zeichnung und die Stellung der Fi„guren gegen einander den Plan eines Gemäldes dar„legen." Alles dieß glaubte ich, und wünschte also

*) Lit. Br. Th. 19. S. 97.

unsern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieses Namens würdig zu seyn, als die Mythologie selbst; aber —

Nun höre ich so viel Aussprüche neuerer Kunstrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachstammelt: z. E.*) „Machen Sie mir doch „einmal ein Heldengedicht, ein Deutsches, aber nach „keinem Griechischen oder Lateinischen Maaßstabe; „oder eine Ode, aber versteht sich, weder nach Grie„chischen noch Lateinischen Mustern. Ich möchte der„gleichen wohl sehen!" Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände sanken. Mir strichen zwar Fingal, und Regner Lodbrog und die Skaldischen, und Bardengesänge, und die Psalmen Davids, und Arabische Gedichte, durch die Seele, aber in der Angst schnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätische Kopfnicken des Präceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl sehen!" schreckte mich. „Ei! dachte ich, diese Leute haben vielleicht „die Punkte, welche die Alten festgeheftet, vielleicht „unwissentlich aus einander gerissen, und dieß ist „alsdann ein neuer Geschmack, der nothwendig ver„kehrt seyn muß, — weil er von den Regeln des „weisen Alterthums abgeht.**)" Nun entfiel mir aller Muth zu hoffen, daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, grö-

*) Lit. Br. Th. 21. S. 45.

**) Lit. Br. Th. 21. S. 44.

ßer als die Mäcene des Horaz, wir weit leichter, und paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile; mir entfiel der Muth, es zu versuchen, ob nicht eine Pindarische neuere Ode sich so unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in seine Mythologie, die national und verwandt mit seinen Helden war; ich gab alles auf, und entschloß mich zum sichersten, meinem Lehrer die Oden Pindars und Horazens selbst zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die Mythologie aus ihnen verwiesen „werden sollte, so sind sie freilich (p. princ. con- „trad.) nicht mehr ohne Mythologie, was sie mit „Mythologie waren, Pindarische und Horazische „Oden. Q. E. D."

Ich finde mich zum Verfasser der Homerischen Briefe zurück. Ich glaube erwiesen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an sich nicht ganz verwerflich sey; nun bleibt die große Frage übrig: ist er denn so nützlich?

3.

Es ist eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man schlechtere und frostigere Verse machen: Tantum rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso nunquam deesse possint, quibus exornet carmina. *) Hier muß ich erst wissen: was fodert die Dichtkunst; und wie weit

*) Epist. Homer. p. 126.

kann ich ohne Mythologie dieß erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklärung der Poesie das Ideal im Allgemeinen bestimmen werde; ich sehe bloß die Foderungen der Poesie an, so fern sie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunst auf mehr ankömmt, als auf Verse machen, und fließend reimen, so kann sie entweder für den Verstand reden oder für die Einbildungskraft: für diese, um sie bloß kalt zu vergnügen, oder zu rühren und gleichsam zu täuschen. Dieß, glaube ich, ist die psychologische Eintheilung derselben.

Wenn die Dichtkunst für Vernunft redet, so ist das Ganze ihres Inhalts Wahrheit. Was sie dazu thut, sind bloß kleine Auszierungen, und Schnitzwerk; das Allgemeine ist ihrem Gebiete gleichsam entnommen. Da ich unsre geistlichen Gedichte gleich ausgeschlossen, so bleiben mir hier philosophische Lehrgedichte übrig. In diesen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung seyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein, in dem angezeigten engen Gesichtspunkte, wer wollte sie ausschließen? Wird sie bloß zu verdunkelnden Anspielungen angewandt, so ist sie verwerflich — aber zu Beispielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich sie auf dem Rande der Geschichte, als eine Quelle von poetischen Exempeln (würde ich historische Wahrheit immer verlangen, so könnte ich ja auch wenig aus der alten Geschichte, die immer halb Fabel ist, anführen), prächtigen Farben, und redenden Bildern: und hier lasse ich sie mir nicht nehmen.

Wenn

Wenn die Dichtkunst für den Verstand redet, durch die Fabel, von der Aesop der Urheber ist, so kann ja die Mythologie handelnde Subjekte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als wirklich vorgestellet wird, einen gewissen allgemeinen Satz anschauend erkennen lassen. Und warum sollte sie nicht die Quelle mancher Fabeln seyn können? Wenn man einige Geschichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunst entkleidete, die er tiefsinnig in sie legte — wenn man sie aus der Dämmerung der Allegorie, in der sie bei ihm stehen, mit dem Licht einer Geschichte völlig bekleidete: so würden doch wohl einige so schöne Fabeln daraus, als Lessings 5te im ersten Buche, seine 10te, 18te, 23ste, 28ste im zweiten: und diese so schöne Fabeln will mir der Kunstrichter rauben, die unter den Lessingschen gewiß zu den besten gehören? Wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwehr verlieren? Hier sind ja die mythologischen Personen nicht leere Schälle, sondern handelnde Wesen; nicht bloße Namen, sondern Wesen von einem beständigen Charakter; nicht gedankenlose Wiederholungen, sondern ein künstlicher Gebrauch edler Personen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen: kurz, alles was nur der strengste Kunstrichter der Fabel von ihr fodern kann.

Hier steht die artige Fiktion des Sannazars an ihrer Stelle, die K. angreift*); sie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom, an-

---

*) Epist. Homer. p. 130 — 132.

schauend erkennen; und wäre Handlung in ihr, so gäbe ich ihr (nicht wie der Venetianische Rath Geldsäcke, denn dieß war mehr für die Materie, als die Form), sondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt ist sie bloß Epigramm, da ihr das Fortschreitende der Handlung fehlt: aber kann ich wie Trapp ausrufen: ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? ne umbra quidem ingenii! Das acumen und salsum und facetum liegt hier darin, daß der allgemeine Satz, der Venedig so schmeichelte, gleichsam in die Morgenröthe einer Fiktion eingekleidet, und anschauend dargestellet wird. — Kann ich wie Kloß ausrufen: in his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus nulla subiecta sententia? Auch nicht! denn eben dazu ist ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte, und poetisch ansehnliche Personen eine Sentenz unterzuschieben. Freilich wäre zu Horaz und Virgils Zeiten dieß Epigramm passender gewesen, aber warum? aus einer Nebenursache: weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte. Das Epigramm hätte damals also Religions- und historische Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, so bald sie als Zeugen auftreten; man glaubt ihnen ihren Ausspruch eben so wenig als dem Sannazar selbst. Was thut aber dieß hier? Legt Sannazar dieß den Göttern in den Mund, um seinem Satze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben: so ist er ein Narr! Bezahlte ihn

Venedig so theuer, weil es glaubte, seine Größe würde in dem Munde der Götter unwidersprechlich: so zahlte es freilich so albern, als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt. Aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ists ja artig, und (insonderheit damals, da die Mythologie, als poetisches Baugerüste, bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt), poetisch. Ists aber so viel Geld werth? Das weiß ich nicht. Wer kann Liebhaberei und Lobgedichte tariren, als der Liebhaber, und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stufe höher, zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen singt, und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur selten verlieren. In einem empfindungsvollen Klopstock'schen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und gesucht seyn, Bilder, die bei uns nicht so nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber wenn ich eine Ode, als eine poetische Ausbildung eines lebhaften Gedankens ansehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur sinnlichen Anschauung erregen, und bis zur Illusion beschäftigen soll: so erlaubt sie, die Mythologie als eine Quelle sehr lebhafter Bilder anzusehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichsam in sie zu kleiden, daß er sinnlich anschauend erscheine, die Aufmerksamkeit bis zur Täuschung beschäftige, und durch die Illusion reize. Man siehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck

empfehle, um Pindarisch und Horazisch zu seyn. Hat die Horazische und Pindarische Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienste, und Vollkommenheiten, als Mythologie, so kann ja ein Feind der letztern sagen: wohlan! könnt ihr nicht Horazisch und Pindarisch singen, ohne Mythologie, so laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von diesen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht, und laßt den Vogel singen, nach dem deutschen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. —

Es ist bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck, oder vielmehr bloß ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen: eine Anordnung und Stellung der Ode nach gewissen Mustern und Satzungen. Könnte ichs doch laut rufen, daß, so wie ein regelmäßiges Aubignacsches Theaterstück ein elendes Werk seyn kann, dagegen ein Shakespearscher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht, dramatisch zu rühren: so sey es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern, mit der und jener Kunst angelegt zu seyn, daß sie die schöne Einheit, und die schöne Unordnung, die schöne Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche und frostige Oden macht. Könnte ichs doch laut genug rufen, daß, wer Horaz nachahmt, um ihm nachzuahmen, und ein schönes, regelmäßiges, künstliches und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen, noch kein Horaz sey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaf-

ten Gedanken sinnlich darzustellen; daß jeder Zug der Horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß sey; kurz, daß eine Ode, die bloß durch Gelehrsamkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schätzbar ist, keine Ode sey, weil sie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künstlicher und schöner Verse heißen könne. Ich sehe es also nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Recensent sagt: „wenn der Poet mythologischen Bil„dern einen Standort gibt, von dem sie, so zu re„den, die glückliche Aehnlichkeit, die darin liegt, „von selbst zeigen: so zeigt er sich von der Seite des „Artisten.*)" Am Artisten ist uns, Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch seine Künstelei sich als wahrer Dichter zeigt.

Nun sollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopee wagen — unermeßlich und bloß durch sich begrenzt, liegt es vor mir — ich wage es also nicht, ein Gesetzgeber zu seyn, und zu sagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne Griechischen und Römischen Schnitt ist unmöglich." Da würde Shakspear und alle unsre ungeborne Shakespears, die wir für unsre Bühne hoffen, da würde Ossian und Klopstock, und alle Ossians und Klopstocks, die wir noch hoffen, wider mich schreien. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, es auch der Oper zu verbieten, und sie bloß dem Epigramm**) zu erlauben; hier mag jedes Genie

*) Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. S. 204.

**) Epist. Homer. p. 132.

selbst sehen, was es zu machen, und der Kunstrichter weiß in diesen Fächern auch schon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Kloß scheint überall bloß einen Gebrauch der Mythologie zu meinen, der in leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach schiefem Geschmack, und in gelehrter Bilderkrämerei bestehet. Alsdann geben wir ihm völlig recht; so bald aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend ist: so ist die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten — wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verfasser gibt uns einige; aber Schade, daß sie nicht völlig seyn können, was jene sind. Er empfiehlt uns Allegorie*): man soll Tugenden und Laster, die Affekten der Seele u. s. w. z. E. Scham, Fruchtbarkeit, Glück, Treue, Wahrheit, Neid, Wollust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen, und wie der Künstler, sie auch poetisch gebrauchen. — Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Lessing in seinem Laokoon**) im Vorbeigehen berühret; ob sie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dieß möchte hier am un=

*) Epist. Homer. p. 128.
**) Lessings Laokoon S. 113 rc.

rechten Ort eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehöret, so wie der andre Vorschlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundenen Ländern, an die Stelle, wo ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben, oder einschlagen können, um Originale zu seyn.

Ich will jetzt mit einigen freien Gedanken von den Grenzen in dem Gebrauche der Mythologie beschließen, die ich nicht als künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe. Vorübergehender Leser! brauchst du etwas für dich, so nehme es zu dir, ohne daß ich dich namentlich rufe. Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfasser der Homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie bloß als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten, oder Artisten zu zeigen. Die erstern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

- - - Sunt, qui, ut se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia acervant.

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie sich als Artisten zeigen wollen, bringen mir den Mahler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zehen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie bloß poetisches

Werkzeug wird, so muß man nicht durchgängig in einer mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkreiset wäre, sonst verirret man sich in Anspielungen und Orakelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die Alten, aber weiß Gott! wozu; denn was sie daraus behalten und anwenden, das bemerkt kein andrer ehrlicher Mann. Von diesem Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus seinem Gemälde an, daß, da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verstehen. Die Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben. So sagt ein neuerer Schriftsteller: „ich er„kannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!“ Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreister, feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil er auf Zeichen gehalten! nun verstand ichs, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längst vergessen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme; oder man thut Wünsche an diesen oder jenen Gott, von ganzem

einfältigem Herzen. Dieß ist lächerlich, es sey denn, daß diese Wesen personificirte Dinge der Welt, oder allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten, sonst rückt man sie aus der dichterischen Sphäre in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichsam leblose Schönheit ist; wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft am unrechten Orte so heilig sind, wenn sie von Mäandrischen Krümmungen, vom Skamander, und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Kastalischen Brunnen und der Hippokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. bloß gelehrt, und, wie sie meinen, poetisch reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand, und hüte sich vor Maschinen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist als den Körper Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdann Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht genug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt: so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schützen; aber wenn man sich bloß schützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichten erzählt, bloß weil sie die Alten erzählt, so fehlt wieder der Zweck des Neuen. Ich nehme diesen aber nicht bloß im

Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersetzung seyn, so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dieß letzte an Wielands komischen Erzählungen vermissen; allein, die Art der Erzählung gibt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit genug. Wenn im Ganzen nicht genug Hauptzweck und Hauptton herrschen dürfte, so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen, als eines überflüssigen Putzes; oder, wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungne Allegorie daraus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist, und wo sie erscheint, wird sie als poetische Fiktion gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen. In diesem Gewande muß sie reizen und illudiren, und alsdann ist sie eine Vertraute Apolls und der Musen. Dieser letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nutzen können, um uns den Alten mehr an Geist, als durch Nachahmen zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geschichte, theils Allegorie, theils Religion, theils

bloß poetisches Gerüste! Wie sind sie zu ihr gekommen? Wie haben sie sie verschönert, genutzt, verändert? Und können wir in alle diesem was von ihnen lernen?

Was für eine Griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauernknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben; sie in allen den Reichthum der poetischen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen, und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander und Olymp, und alle die heiligen Oerter und Geschichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus: was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte; rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns, öde und wüste trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte, würde er wohl unter den Trümmern alter mythologischen Geschichten sich verirren; oder ists wahrscheinlicher, daß er auf das Lob und glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner

Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten würde; daß er insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nützen würde, über die er singt, daß sein Gesang individual für seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, casual für den Vorfall, secular für sein Zeitalter, und idiotisch für seine Sprache wäre?

Wenn der Griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobet: wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieser Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nützen! Er zeichnet das Charakteristische derselben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie seines Helden; wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Person erlaubt, kleidet er diesen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymps, schlingt die genealogische Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichsam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: so wird seine Ode voll Mythologie, aber warum? Um sich als Gelehrter, als Artist zu zeigen, um eine mythologische Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! Seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls, den er besingt. Und was wird also sein Gesang? Ein heiliges national-, secular- und patronymisches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht, und mehr als

eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter, für welches sie singen, sind und seyn werden? Ein Anderer antworte für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaisers Franz gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der bloß gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie ist Allegorie! personificirte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart abstrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben, so kostet, ihr Dichter unter uns, von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse zu erblicken. Lernet von ihnen die Kunst, euch in eurer ganz verschiednen Sphäre eben so einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt, daß ihr, nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, euch belieben lasset: so stärket euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken; ich meine, statt daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht gedacht, so lernet von ihnen die Kunst zu allegorisiren,

vom philosophischen Homer und vom dichterischen Plato.

Kurz, als poetische Hevristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter= und Heldengeschichte in diesem Gesichtspunkte durcharbeitet, — einige der vornehmsten alten Schriftsteller auf diese Weise zergliedert, — das muß poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann seyn, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiae, diese hylen inventionum poeticarum, diese aurifodinam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Titel einiger Spanischen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussetzt, die selten beisammen sind, und oft gegen einander wirken: den Reduktions= und den Fiktionsgeist, die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensetzung des Dichters: so sind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue zu finden wissen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmer, und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geschichten auf nähere Vorfälle an; legt in sie einen neuen poetischen Sinn; verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket seitwärts, geht zurück, oder stehet stille, um alles bloß als Hausgeräth zu seiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach seiner Absicht, und der Mode seiner Zeit, als Hausherr und Besitzer zu brauchen.

6.

„Was?“ höre ich hier einen Kunstrichter entgegenrufen, „daraus werden mythologische Unwahrheiten: z. E. nun darf Sisyphus schlafen, „Tantalus trinken u. s. w. Diese Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewissen „Standpunkt, und ihn umdrehen wollen, heißt das „System der Mythologie niederreißen. Sie werden „an keinem einzigen Orte im Pindar eine solche Inversion finden; er läßt, wie alle Poeten, diese „Dinge so stehen, wie sie das Fabelsystem diktirt „hat.*)“ Hier wollte ich zwar einfallen: „Das „möchten auch mythologische Unwahrheiten seyn. Sobald Sie die Alten in Ihrem Scholiasteneifer nicht „ganz vergessen wollen, so werden Sie wissen, daß „die Alten nie ein Fabelsystem gekannt, das sie, wie „Luthers Catechismus, hergebetet. Sie werden wissen, daß so viele mythologische Widersprüche, Ungereimtheiten und Possen bloß daher entstanden, weil die Götterlehre nie ganz gewesen. „Sie werden wissen, daß es eine neue und alte Mythologie gegeben, daß jeder Poet es für erlaubt „gehalten, Zusätze und Veränderungen zu machen, „und die folgenden Zeitalter endlich alles verunstaltet. Oder wenn Sie mehr als dieß wissen und behaupten, daß Pindar, so wie alle Poeten, „alles hat stehen lassen, wie es ihm diktirt ist: haben Sie es etwa ihm und allen Poeten diktirt? „Wie viele, viele Inversionen hat Pindar „gegen die Alten! und seine erste Ode spricht ge=

*) Lit. Br. Th. 21. S. 73. 74.

„wiß von Tantalus mit Delikatesse, Sorgfalt und „Wahl, die er auch in einem Fabelsystem, wie es „zu seiner Zeit ausgesehen, nöthig hatte.“ Dieß wollte ich sagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: „wie mißlich es sey, sich auf sein Gedächtniß zu verlassen —“ wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Nonsens sagt (es dürfte dieß viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel seyn).

Aber ich dachte, hätte dieser Mann Recht — wer bist du, daß du es wagst, „die Punkte zu verrücken, „die die Alten festgeheftet, und einen neuen Ge„schmack einzuführen, der nothwendig verkehrt seyn „muß, weil er von den Regeln des Alterthums ab„geht?“ *) „Wie? wenn du alsdann einst im Reiche „der Todten vor dem δικαςηριον **) der Alten er„scheinen sollst, und du sollst mit dem armen Tresch o „auf den Richtplatz: du magst Prediger oder Amts„schreiber, oder Holzinspektor, oder Küster, oder „Schulmeister gewesen seyn: dann wird man die er„schreckliche Angst auf deinem Gesichte abgemahlt fin„den, die dich innerlich peinigt, und dir alle die Un„ordnung vorhält, die du unbedachtsam in das Fa„belsystem eingeführet. Jetzt bist du noch ein ver„meßner und sorgenloser Knabe, dem der morgende „Tag keinen Kummer erweckt: aber einst vor der „σκυταλη des Gerichts! zittre! da wirst du nicht „wieder durchkommen. Lucian, (der, wenn er das „Glück gehabt, eine lange Zeit später geboren zu „wer=

*) Lit. Br. Th. 21. S. 44. **) Lit. Br. Th. 22. S. 45

„werden, gewiß die Ehre hätte haben sollen, ein „Mitarbeiter der Literaturbriefe*) zu werden, weil „er schon an seinen Vorschriften ein würdiges Prob= „stück geliefert, das fast verdient, ein Berliner Li= „teraturbrief zu seyn, und es auch wurde,) dieser „Lucian, und Longin, und der Kunstrichter wer= „den den Minos, Aeacus und Rhadamanth vorstel= „len. Nun ruft der Dritte*) von ihnen: Nur he= „ran, Missethäter!... Guten Tag! Warum hast „du nicht den vierzehnten Abschnitt aus meinem „Herrn Collegen Longin herausgeschnitten, und „auf das Pult, wo du ordinär deine Muse sitzen „hattest, angenagelt, um jederzeit die großen Mu= „ster des Alterthums vor dir zu haben? Warum die „alte Mythologie verrückt? Wohlan! höre deinen „Namen Griechisch von der σκυταλη lesen: . . ϱδ . . „προτερος εξιθι! denn du hast einen verkehrten Ge= „schmack einführen wollen."

Dieß jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele; ich entschloß mich in der Angst, nicht bloß den vierzehnten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr ver=

---

*) Lit. Br. Th. 20. S. 6.

**) Ich muß mich hier zur niedrigen Satyre wider Willen herablassen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Literaturbriefe sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem siebenzehnten Theile der vier und zwanzigste ge= folgt, oder einige Briefe (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter ge= macht wären.

rückt werde, fest anzuschlagen, an das Pult, wo gewöhnlich meine Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht, — sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdann alle alten und neuen Dichter und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich dann auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein, daß der böse Lessing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen hevristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! — *) Und nun schreibe ich getrost fort von meinem hevristischen Gebrauche der Mythologie.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären! — der schönste Gebrauch, „wenn man seine Grillen zu Orakel„sprüchen einer göttlichen Erscheinung zu machen „weiß." Jene allerliebste Lessingsche Fabel: Zevs und das Pferd**), die vor unsern Augen das Kameel schaffet; jene***), die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht; jene †), die es uns aus dem Rathe der Götter erklärt, warum das Schaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden ††) u. s. w., sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter, und Er-

*) Lessings Fabeln, 5te Abhandlung.

) 1. B. Fab. 5. *) 2. B. Fab. 10.

†) 2. B. Fab. 13. ††) 2. B. Fab. 24.

klärer der Natur ist. So erzählt uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Sirene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Literaturbriefe glücklich von dem Munde der Schönen weggeküsset haben. So sind Ovids Verwandlungen in diesem Betrachte voll poetischen Erfindungsgeistes. Kurz, aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären — dieses ist, wie ich glaube, der am meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fiktionen.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mythologie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Ramler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt: in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Cultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte: so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln, sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergallerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war; andere haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumet; andere sie mit historischem Auge angesehen; andere die Natur-

lehre der Alten in ihr studirt — der philosophische Dichter hauche in sie einen neuen poetischen Sinn, daß sie reizen. Hier wäre am besten zu zeigen, wie ungestalt alles wird, wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denselben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anstand und Reiz borge: dieß ist das glückliche Kunststück unsers Ramlers, in allen seinen Gedichten. — Sein meister Gebrauch der Mythologie ist hier Beispiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden, ohne diese Mythologie, nicht noch schöner seyn würden. Ein dichterischer Kopf, wie er, der in Tempeln und Pallästen ausgehölte Rücken der Vorgebirge, und in den Statuen der Künstler die Steine Deukalions sieht, wie sie sich beleben — ein solcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der Erste seyn, der sich eine politische Mythologie schüfe, wie einige neuere Dichter sich eine theologische zu schaffen angefangen. So lange aber, als Niemand dieses wägt, so ists das Leichtere und Sichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gefundnes Baugerüste der Dichtkunst ist, und bei einer ungezwungnen und fessellosen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und poetisches Verdienst zuläßt.

* * *

Ich betrachte jetzt einige Lateinische Nachbildun-

gen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leser, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine Römische Brille zu gebrauchen: tritt an die Brustbilder unsrer Römer, um sie zu bewundern, zu studiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in diesem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelst, so belebe dich, wenn du einige abgeschlagene Köpfe der Deinen siehest, der Geist des jungen Cato, da er wider Sulla für sein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeister aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor solchem heillosen Anschlage, vom Römischen Joche frei zu seyn, zittert, entfernet euch:

— — sacer est locus; extra
meiite. — — — Pers.

III.

Von einigen Nachbildungen der Römer.

1.

Von der Horazischen Ode.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet, und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen! Sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger Deutschen Dichter setzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel Deutsche Horaze gibt es nicht, die diesen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen! — Ein Ding in vierzeiligen Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Construktionen, die über das Ende der

Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen heißt eine — Horazische Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht, sonst würde man noch ärgere Mißgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen und sich nennen würden — Pindarische Oden. —

Ramler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Ramler in seiner Kunst, das Ganze einer Horazischen Ode zu bauen; Klopstock im fortgehenden Strome seiner Empfindung; Uz, im Tone der philosophischen Ode; Lange, in der Zusammensetzung Horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammlen.

Von Ramler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dieß die vornehmsten: Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiken Allegorie, uns entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen Horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder und Ausdrücke genau auf denselben anpassen. Und dann ist auch der feine Wohlklang und die genaue Versifikation der äußere Schmuck, der Ramler zu einem Deutschen Horaz macht.

Fiktionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reinste Quell zu diesen Fiktionen ist unstreitig das Alterthum. Das Alterthum ist voll von poetischen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig und sinnlich; und wie hoch steht eine Ode, die dieß thun kann. Daher haben die größten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dieß Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken; die kleinen Geister schaudern vor diesem Trank, weil Kenntniß und Geschmack des Alterthums, ja fast ein dramatisches Genie dazu gehört. „Die höchste poetische Kunst," sagt vielleicht eben dieser Dichter*), „ist, die Allegorie in seiner „Gewalt zu haben."

Seine Nymphe Persanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolemäus und Berenice, ein edles hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang des Catulls: Vesper adest, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im Horazischen Gespräch: Donec gratus eram tibi — herrscht; ja vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachlässigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

— Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

*) Krit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrs. St. 1.

Die Ode an die Göttinn Concordia *) ist des Altars im Janustempel würdig; nur dürfte die Göttinn Ate vielleicht zu altgriechisch, oder altrömisch seyn, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Draht und Beil waffnen mußte. Wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ate von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene Herkulischen Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand; in die poetischen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen**) ist werth, daß Hymen,

> Wenn ihn noch ein festlich Lied
> Herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

> — zwei Ring' an einer Hand
> Und um die Schläfe Myrten
> Und um den Arm ein goldnes Band,
> Ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden können***). Denn eben durch sein Zaudern

---

*) Lit. Br. Th. 23. S. 92.

**) Lit. Br. Th. 23. S. 90.

***) Ich glaube, dieß ists, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Lit. Th. 8. S. 388.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

wird Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dieß Zaudern allein, das bloß der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro, zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte; denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

> Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
> Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
> Den Zauderer rechtfertigt Annibal
> Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Ramler bloß in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinnen viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordenen Wochenschrift*) Erläuterungen finde, die nicht bloß die Ode erklären, sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam, und mit den Ideen der poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen, wenn ich sie hersetze:

---

sich wirrt, doch nie verirret —
Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu Beißendes in dieser Ode.

*) Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

O die du dich zur Königinn der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind 1), an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die purpurrothe Brust,
Die Proserpinen 2) ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb,
Und machte, daß sie ferner
In Plutos Armen blieb.

Der Erdball ändert sich 3): das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein,
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres 4) gehn.

---

1) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach Norden.

2) Proserpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte. Sie ward verrathen, daß sie einige Granatkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen, gezielet; mit gesunknen Aehren, bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

4) Pomona ist die Göttinn der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getreides.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan 5) und zieht ein Labyrinth 6)
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn 7)
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Pallästen ausgehölt 8),
Die rund umher der Pyrrha 9) Wunder schmücken,

---

5) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. *Virg.* Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine Griechische Wortfügung, welche die Lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

6) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

7) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte; er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufakturen kommen zu uns herüber.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart; Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dom sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehölt hat.

9) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesichte Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen ver-

Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon 10);
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche den Sphären ihre Zahlen,
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen 11),
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette 12)

---

glichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu seyn, und anfängt, lebendig zu werden!

10) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne ꝛc. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet unfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Mahler- und Bildhauer-Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich; doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

12) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen: der staudige Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere grenzen an einander. Hier zieht sich das fühlende Amerikanische Kraut zusammen, so bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein ab-

Bis dahin, wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing [13]).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf [14]) durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte; [15])
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich,
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar bau'n.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war; [16])

---

geschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortrefflichste Mensch, und . . . Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

13) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfiges Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

15) Die schnelle Endigung der Prozesse ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste: eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten

Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt [17]) sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Kalliope [18]), die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, [19])
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Oden=genie, als ein schlechtes poetisches Collegium. Fast

---

Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

17) Wird von Sparta gesagt, und deucht unserm Dichter schöner, als wenn es geradezu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe; weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten; weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darin wäre, wenn der Poet in eben der Construktion fortführe: Du zogst vom Schall ꝛc.

18) Kalliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besonderes Amt geben will, die Helden am liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Trommete, an.

19) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfinder der freien Künste. Unser Opernhaus führt die Römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher; denn aus Poesie, Musik, Decorationen und Balleten erwächst die Oper.

jede Nummer zeigt „die höchste poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben." Auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir selbst zu erklären, und so erkläre man sich jede Ode Ramlers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Theile zu bemerken; da dieß aber zu weitläuftig ist, und bei andern Oden von ihm füglicher geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkung hin:

1) Die ganze Zusammensetzung der Strophe ist zum Wohllaute eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsylbe, fast wie ein Pfeil. Diese Figur deucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald vorn bald hinten gesetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verse laufen fort, und drücken einen Gang aus.

Mit deinem eignen Laube krönen muß scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Verse findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphtongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über drei Consonanten stehen hinter einander, auch sogar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

Die Proserpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weisen alle dienen —
So sang Kalliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Verse einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweien Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz schließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode; welches zu verstehen ist von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc.

Die-

Dieser Odendichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

So stolz höret ein feines lyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht, sollten sie auch, so bald als sie Gesetze werden, Hindernisse seyn: so muß man um so mehr *den Dichter* bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet seyn, die eben so stolz deklamirt; denn so wie die lyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist, so nähert sich auch die lyrische Deklamation der Musik am meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Ramlers Deklamation voll seyn, so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht bloß *Allegorie* und *Wohlklang* — die *Anordnung zum Ganzen der Ode* ist der Vorzug, weswegen der Name *Horazisch* seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über *Horazische* Plane bei ähnlichen Gegenständen: sein Päan an die *Concordia* folgt dem Gange der Ode des *Flaccus an das Glück*, sogar bis auf das Bild der *Nothwendigkeit*:

Te semper anteit saeva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu

Gestans ahena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum — —

Ich bin mit Ramler darin wohl zufrieden, daß er dieß überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Lessing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum; die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mäcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Construktionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine Deutschen Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese. — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet; schwerer: um der Fülle, Kürze und dem Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Lessing mit dem Anfange des Messias versuchte, probire man mit Ramlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen, daß Ramler bloß Horazische Vorfälle wählte, um Horazisch singen zu können; wenn wir ihn bloß

in diesem Gesichtspunkte betrachten, so dürften die besten Horazischen Oden nicht alle von ihm nachgebildet seyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdann ist er geschmack- und kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, — und hat es bewiesen, daß er ohne Horazische Plane und Bilder Horazisch singen könne, und dieß erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Ramler den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein: daß Horaz alle Muster aller Oden geliefert, und so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft; vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Römers bei ihm so mächtig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken, nach diesen Eindrücken modeln. Denn in der That, unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte. Vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz, dieß große Genie, oft zu sehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde*) an diesen Ort:

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.

*) Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
— — credit dicta — —
Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. I.

Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elysiens.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren; hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen. Die folgenden sind es schon mehr:

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder,
Ihr Fest bei jedem Nektarmal
Ist Er — —
Schon sang ich seine jüngste That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden
Schon säh ich Cäsarn lauschend nahn
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beiden
Gefeirten Julian.

Bei dem letzten Ausdruck haben die Literaturbriefe*) dem Herrn Professor Ramler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte, wann Julian gelebt, und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiern können. Allein, sie vergessen, daß dieß im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiren sollen. In Ramlers Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde

*) Th. 8. S. 368.

des Königs die Herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem Horazischen, ist Ramler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt; jede Construktion gewählt, geordnet, gewaffnet; jede Freiheit nicht bloß Licenz, sondern Muster; seine undeutschen Redarten bereichern die Sprache; seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht; der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strome der Ode verursacht, ein Werk des Vorsatzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens; sein Mangel an der Cäsur bisweilen, und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode*) hersetzen, die sich am besten aus Ramlers Oden erklären läßt.

„Die wahre Kritik erkennet in der Ode eine hö„here Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber nie„mals vernachläßigt werden darf. Es gibt mancher„lei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer „Seele auf einander folgen können. Die Ordnung „der Zeit, des Raums, der Vernunft, des „Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. die „Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie schreibt

*) Lit. Br. Th. 17. S. 149 rc.

„nicht historisch, wie der epische, nicht to=
„pisch, wie der mahlerische Dichter; sie folgt
„auch nicht der Ordnung der Vernunft wie etwa der
„Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich
„ist, kann die Ordnung der begeisterten
„Einbildungskraft genannt werden. Eine
„einzige ganze Reihe höchst lebhafter
„Begriffe, wie sie nach dem Gesetz einer begei=
„sterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist
„eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glie=
„der mit einander verbinden, aber selbst nicht den
„höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden
„von dem Odendichter übersprungen, und daraus
„entsteht die anscheinende Unordnung, die man der
„Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich
„auch entscheiden, in welcher Gattung von Oden aus=
„gemahlte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digres=
„sionen und Nebenbetrachtungen erlaubt sind; und
„in welcher die Bilder und Gleichnisse, nur mit gro=
„ßen Pinselstrichen zu berühren, und die Ausschwei=
„fungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu ver=
„meiden sind. Aus diesen Begriffen kann man die
„Regeln herleiten, wo die Ode anfangen und schlie=
„ßen muß."

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte
„und also auch zur Ode kein Werk der Begeisterung,
„sondern des Nachdenkens und der überlegenden
„Vernunft ist: so muß der Plan der Ode dem Dich=
„ter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier
„muß die Vernunft überdenken, was die feurige Be=
„geisterung für einen Weg nehmen würde. Man
„muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergrün=

„den, welche Ideen die lebhaftesten seyn, und in „welcher Ordnung sie nach dem Gesetz der Einbil= „dungskraft auf einander folgen werden. Der Dich= „ter muß sich also in beide Verfassungen zugleich se= „tzen; er muß nachdenken und empfinden, und man „siehet leicht, was ihm dieß für Schwierigkeit machen „muß. Ueberläßt er sich ganz ohne Plan dem Stro= „me der Begeisterung und dichtet, so wird er zwar „eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervorbrin= „gen können; aber diese Folge wird selten ein Gan= „zes ausmachen, selten ein bestimmtes Subjekt, und „nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und „angemeßne Kürze haben, vermöge welcher sie den „kürzesten Weg zu ihrem Ziel eilet. Dieses geschieht, „wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursache der „Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdann eilet der „Strom der Gedanken seinen Weg, unaufhaltsam „und sicher, und die bloße Natur erfüllt alle Bedürf= „nisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affekt „herrschen soll, als nämlich Hoffnung, Dank= „barkeit, stille Freude 2c., so ist die Natur, „ohne Leitfaden der Kunst, eine mißliche Führerinn. „Sie führt den Dichter auf Abwege; sie erlaubt ihm „zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen „sollte; sie verbindet Gedanken, die eine allzuge= „ringe Beziehung auf einander haben, und bringt „also poetische Phantasien hervor, aber „keine Oden."

Dieß Fragment einer kritischen Betrach= tung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein philosophischer Kopf eine voll= ständige Theorie von der Ode lieferte, die unter

den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil verloren gegangen, so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikenschreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen: die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige Klopstocksche, Ramler'sche im Batteux, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten sind Fußtapfen genug für einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des lyrischen Gesanges angekündigt gelesen. Vielleicht wird der Verfasser den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der Sprache und Musik erklären; vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyrischen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Composition, nach den Schönheiten des Details*), dem Licht und

*) „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der Griechischen,

Schatten, den Wendungen und Bildern und Versifikation und Sprache zergliedern; vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen, ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apolls, und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen philosophischen Begriff der Ode festsetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen, so würde er durch die Ausführung Creditiv genug gezeigt haben, daß er auch folgende Zu-

---

„Römischen und Orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, „warum die Horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt, als die Pindarische und diese mehr als die Davidische, und aus eben demselben Grunde erklären, warum „der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit „hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem Gleichniß in das andre übergeht, und wenn „er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, „plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersetzen, in „welchem Fall es dem Dichter erlaubt sey, von dem Gleichnisse zurückzukehren, und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten im „Gleichnisse, wie ein Blitz verschwinden muß.“ Lit. Br. Th. 9. S. 184.

gabe zu seinem Werke thun könnte, daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammelte, sich über alle fließende Reime im lyrischen Sylbenmaß erhübe, und bloß den Geist der antiken Ode zum Rathgeber seiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Ramler es für gut geachtet, die Lieder der Deutschen zu sammlen, so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer lyrischen Poeten, die sich besser deklamiren, als singen lassen, die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen *)", dieser Sammlung eben so würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft, und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbesserung nöthig hätten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse gäben; denn alle fremde Correktur ist mißlich und bei einer Ode fast unmöglich. — Wie sehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorschlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende Messe: auserlesene Stücke aus den besten Deutschen Odendichtern**) ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Ramler nicht verlas-

*) s. Vorrede zu den Liedern der Deutschen bei Winter, Berl. 1766.

**) Braunschweig bei . . . .

sen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der letztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge: alsdann werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dürfen.

* * *

Klopstock hat in seinen Oden weniger Horazische Züge. Seine Ode an Friederich vor dem Messias scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen*), zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens: sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen; eine wird die höchste und es erfolgt eine Stille; wir stehen in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus. In einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem

*) Lit. Br. Th. 8. S. 229.

Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbaren Gedanken sagt:

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem „Hauptttone, den die Ode haben soll. Horaz hat „den Hauptton der Ode, ich sage nicht des Hymnus, durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wendungen bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also „den Werth einer Ode am besten ausmachen können, „wenn man sich fragt: würde Horaz diese Materie so ausgeführet haben? Aber man müßte ein „wenig strenge bei Beantwortung dieser Frage seyn. „Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze unsrer „Zeiten.' — Ich erkläre mich hiedurch gar nicht „gegen die Ansprüche, die besonders der lyrische „Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede „nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein „Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fodert, unterwerfen muß. Und dieß „Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz durch „seine Muster festgesetzt" *). Ueberhaupt ist dieß ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend, als das 26ste des ersten.

* * *

Ich werde von Uz und Lange kürzer seyn können. Des erstern philosophischer Odengeist ist bekannt, und von den Literaturbriefen **) würdig gepriesen worden. Er ist der einzige, der so viel Weisheit mit so vielem Schwunge sagen

*) Nord. Auss. 2. B. St. 105.

**) Th. 8. S. 214.

kann. — Von Lange dürfte es heißen: die Ersten werden die Letzten seyn; und nach meiner Meinung hat er mehr Horazisch gesungen, als übersetzt. Die besten Oden des Horaz leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ungeachtet; überall verfehlte Stellen, verlorner Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Colorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen. — *)

---

*) Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pat. Harduin streiten wollen. Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verfasser nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Harduinschen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die kritische Muthmaßung (S. 16), in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben; wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (S. 25 — 30); von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (S. 51 — 58) von seinem Urtheil über Plautus (S. 272 — 273) und viele andre. Vergleichungen verschiedener Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (S. 18 — 25) über den Flug der Muse (S. 95 — 103) über Musa potens lyrae (S. 104 — 106) über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, Aemilius Paullus (S. 119 — 123) über die curas laqueata circum tecta volantes (S. 175 — 177)

Ob wir Deutsche Catulls haben, mögen die Lieder der Deutschen beantworten. Unter allen hat vielleicht Lessing zu seinem Hauptzuge die meiste Catullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dieß werden bloß die behaupten, die in einem Journal den Titel gelesen: Zachariä Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und bloß nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lukrez sey? Diese Frage ist älter, als die Periode, über die ich schreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukrezischen Lehrgedicht zu sagen.

2.
Vom Lukrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scri-
„bent für Beifall erhalten würde, der es wagte,
„nach dem Beispiele des Lukrez, die Lehren einer
„Schule mit trocknen Worten vorzutragen, und et-
„wa hie und da durch eine poetische Stelle aufzupu-
„tzen. Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der
„gewöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde.

über die Blandusische Quelle (S. 207 — 210) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Grazien (S. 125, 249 — 255) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums.

„Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deut=
„schen, eine gewisse Feierlichkeit, die sowohl mit
„dem Aufgeweckten des Theaters, als mit dem
„Trocknen der Schule einen seltsamen Contrast
„macht.“ — *) Ich weiß nicht, wie mir diese
Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland
unsern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren
einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Vers=
art vorgetragen, zwar mitunter trocken, aber schön
aufgestutzt mit poetischen Stellen — und hat Beifall
gefunden, indeß offenbar mehr des letztern, als des
erstern wegen. Ich schlage also zurück: **)

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allgemei=
„nen betrachtenden Weltweisheit ungemein hervor=
„gethan; aber in der besondern ausübenden Sit=
„tenlehre möchte der Deutsche eher über Mangel zu
„klagen haben. — Unsre Lehrdichter sind vor=
„trefflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vor=
„tragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßli=
„chen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und
„seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das
„Mittelmäßige, sobald sie sich zu den Sitten der
„Menschen herablassen. Popens *Essay on man*
„möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen,
„als einem Franzosen; aber seine Moral Essays
„verrathen eine so feine Kenntniß des menschlichen
„Herzens, als noch nie ein Deutscher Schriftsteller
„gezeigt.“ — Diese beiden ganz wahren Bemerkun=
gen machen, daß ich den Deutschen Dichtern die phi=
losophische Dichtungsart des Lukrez, als ein glück=

*) Th. 8. S. 216. **) Th. 8. S. 165 rc.

liches und reizendes Feld anpreise; doch mit einiger Einschränkung. — Lukrez ist in meinen Augen, nach dem Feuer seiner Bilder, einer der ersten Genies unter den Römern. Wenn man die trockene Philosophie sieht, mit der er kämpfen mußte; die Schwierigkeiten, mit denen er stritt — — propter egestatem linguae ac rerum novitatem — — und die er doch überwand; die Strenge, mit der er seiner Schule genug thut, und die herrlichen Gemälde und Ausschweifungen, die er einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lukreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dieß, so bleiben von allen unsern Deutschen Lukrezen*) vielleicht nur drei noch, die diesen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein Lukreze sind sie nicht, wenn Lukrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller, Witthof und Creuz, drei Dichter auf drei verschiednen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der du sein Anbeter und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lukrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geist ist in zween Dichter getheilt, in Witthof und

*) Ich sondre hier gleich die moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt; dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen Mahlerei eines Weisen, als daß man ihn unter den G..anern vergessen sollte.*) Jener weiß abstrakte Ideen in poetische Körper zu kleiden; dieser, abstrakten Ideen poetische Farben zu geben; jener ist glücklich im Ausdruck der menschlichen Denkart, sofern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann; dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen bloß als Dichter nach dem Aeußern, und diesen als Methaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn, wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch von der ersten dichterischen Größe erfodert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein halbgründliches; und unsere philosophischen Witzlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange siedet, und von Kindern und Narren (die aber dießmal nicht die Wahrheit reden), gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht und ist nicht mehr! — Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite gibt es schö-

*) Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

ne Geister, die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben; die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust= und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor; denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler Deutschen Vorreden:

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis. —

Dieß fodert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschließet, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

*　　*
*

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie, als Ungeweihte, sich nicht ins Heilige wagten; jetzt lege ich einen Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und, wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgenugsam auszufüllen: es ist zwar bloß ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht,

dem selbst die epische, dramatische und lyrische Muse zujauchzen würde. Laß es seyn, daß die Deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, so bald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen; „laß es seyn, daß sie nicht Kenntniß des menschlichen Herzens genug hätten, um Moral Essays zu schreiben:" ich zeige ihnen ein Essay on Man an, wo sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weiß es, daß die Deutschen Weltweisen, wenn in einem Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam auf eignem Grund und Boden sind, weil sie die kühnen Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menschliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dieß, daß ein poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das Denkmal unsres Volks und unsrer Zeit seyn könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit ist der Dichter immer ein Fremdling; man sage, was man will, er bleibt ein Gileaditer, der sich in diese Platonische Republik einstiehlet, um Holzhauer und Wasserträger zu seyn. Das Dichterische, was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann, um den

Weltweisen nicht gleich vor den Kopf zu stoßen, sind alte Schuhe und verschimmelt Brot; und aller der Nutzen, den er dem Philosophen gibt, ist, daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt, als er ihm dichterischen gibt; eigentliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypothesen über die menschliche Seele: die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: so fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen zu klein sind, um ein Genie zittern zu machen. Großmüthig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnem Schritt fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menschlichen Seele angestellet, zu poetischen Körpern umgeschaffen würden; wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypothesen zu dichterischen Fiktionen sich umbildeten:

wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte; kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist: — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menschlichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte; wenn er zu der Größe, deren eine menschliche Seele fähig ist, sich erheben, die Stärke des Geistes umfassen, und die Güte des Herzens, wie einen Pierischen Quell, kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine Wahrheiten so stark, und seine Empfindungen so bezaubernd wären, als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste Herz; — und er hiezu alle Macht der Dichtkunst aufböte! — Wie lebhaft hat nicht schon Abbt gedacht, der doch bloß beobachten, nicht schildern, der insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehülfinn machte, da dem Dichter hingegen alles zu Befehl steht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philosoph aufhöret: er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überschauen; aus diesem Chaos alle die Ideen aufrufen, die in ihm schlummern; aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung sind, und in ihm versenkt liegen; auf diesem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeist beseelen, so wie dort Riesen aus der Saat des Jason entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes: die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdich-

tungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt so reich gewesen; die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen; den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Naserei; die Stärke, die sie anwenden muß, um Abstraktionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmet, zu vertheidigen; ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zusammensetzung der Begriffe; ihr Nervengebäude, in Absicht des vergnügenden und moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenschaften; die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle diese Seiten uns gegenwärtig machte, und alles, was er in der Seele siehet, selbst fühlte, und selbst in uns zu wirken wüßte: so wäre dieß ein Gedicht, was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epopee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr sähen, theils sein Objekt, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegen führte; wie Adam würden wir auf sie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das ist Fleisch von meinem Fleisch! Das ganze sympathetische Saitengewebe unserer Empfindungen würde in diesem Zuruf nachschallen; denn nie rührt uns das, wo wir

nicht unser Bild erblicken. Dieß wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften; es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unserer Stufe der Cultur, und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdann seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdann eröffnen; Zaunkönige sich auf seine Flügel setzen, um ihn ruckweise zu überholen; keichend der Neid ihm nachstreben und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen, und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken, daß das Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe: der würde alsdann die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen, und von den schönen Geistern des Tagelichts, den Sperlingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er bloß eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang; mit welcher Stärke besingt Young bloß einige Widersprüche des menschlichen Herzens; wie rührt Shakespear in seinen Monologen, wenn bloß eine Leidenschaft kämpft; wie gefällt ein einziges Klopstock'sches Gleichniß aus der menschlichen Empfindung gehoben! — wenn nun alle Seiten, und alle Widersprüche, und alle Leidenschaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zusammen seyn, und

auf einander folgen können — welch ein schöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der Lateinischen Elegien. *)

Es ist eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverschämtheit fodern, daß das Publikum sich soll Klagen vorwinseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! — Mir hat es immer geschienen, daß die Aufmerksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier, als durch derselben innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig, und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Roman, darin die Geliebte erst spröde ist, dann erweicht, dann eifersüchtig und ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in den letztern die Ursache dieser Erfolge weitläuftig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählt wer-

*) Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, ist aus den Literaturbriefen Th. 13. S. 69 — 83. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

den. Die Kunst des Dichters besteht nun darin, daß er diese Wirkungen rührend und angenehm beschreibe; und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nämlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz allein die Ursache ist. Andere Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüßig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursache und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat. *)

Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegie allzusehr eingeschränkt zu haben. **) Man könnte sie überhaupt erklären, als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich vollkommene; der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten

---

*) Alles dieses dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften; und demungeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte. Ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein Klopstock und ein Gottsched seiner Gattinn aufrichtet.

**) So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

Empfindungen*) angegeben, und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten, so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nämlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnig, bei einem großen Schmerz sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet: so sind alle ihre schönen Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket.**) Man erblickt nichts, als eine traurige

*) Von denen man in der Rhapsodie des Verfassers der Phil. Schr. Th. 2. scharfsinnige Gedanken findet.

**) Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern, bald verneint, bald bejahet ist: ob die Ode wahre Empfindung oder Nachahmung sey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage, so muß man theilen, und fragen: ist die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung? Unmöglich! Wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künstliche Sprache. Kann die Ode ein poetischer Ausdruck einer wahren

Fläche, und hört nichts als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es gibt Seelen, welche besser verwahrt, und gleichsam mit frischen Dämmen umgeben sind: an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen schon gemildert sind; Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturme der heftigen Leidenschaft; sondern wenn sie dieselben erhält, so ists bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht.

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder*) aus der Betrachtung des menschlichen Zu-

---

Empfindung seyn? Ja, und billig sollte sie es durchaus seyn. Kann der poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetischen Ausdruck betrifft das Nachahmende allein. Die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt.

*) Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das Vorige, wiefern sich Elegie von den andern Gedicht-

standes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwägung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satyrenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus: aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft siehet, daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er es untersucht, wo die Ursachen dazu liegen; und da die Gegenstände nicht nahe genug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen, so genießt er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung desselben darreicht. *)

---

arten psychologisch und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

*) Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt, möglich sind — wer wird das läugnen, der es zugibt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können — Aber, daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dieß kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegie besser, oder vielmehr, ich schränke sie ein. Zuerst: Betrachtungen über das Elend des ganzen menschlichen Zustandes grenzen zu sehr in das Gebiet des philosophi-

Wenn die Schicksale einer *besondern Gesellschaft* dergleichen Empfindungen erregen sollen, so

---

schen *Gedichts*, um bloß Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt bloß im *Einzelnen* vor uns; klagen wir über diese *einzelnen* Fußstapfen, so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verfasser vorzeichnet. Soll diese letztere wirklich werden, so ist's beinahe unmöglich, „zu klagen, ohne daß man untersucht, wo die Ursachen dazu liegen." Der *allgemeine* Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden, als durch ein *abgezogenes* Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die *Ursachen* gleichsam die einzelnen Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in *einzelnen Tönen* elegisch wird, (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter,) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser *dem Gegenstande nach* fremde ist. Und er ist's auch *zweitens* nach der Wirkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze voraus, daß er unsern Empfindungen nahe genug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden. Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkte betrachtet werde, daß er uns interessirt; daß er auf unser Herz wirkt; — was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch, als Elegie werden. So sind die rührenden Selbstgespräche *Hamlets*, die nicht eigentlich voll *Leidenschaft*, sondern als Ausbrüche einer *düstern Laune zu betrachten* sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w.; das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee, so launisch spielt; den rührenden Kampf mit sich, ob er seyn oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gele=

müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe haben: sie betreffen alsdann entweder unser Vaterland,

---

zenheit des Fortinbras; seine vertrauten Unterredungen mit Horatio; seine Betrachtungen über die Hirnschädel am Grabe, kurz, seine misanthropischen Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satyre, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme; sie sind nicht schlagende Donner der Ode: sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der unzufrieden mit sich, oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst, und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wenn das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erscheint, (denn wer kann die eine sehen, ohne mit Widerwillen an die andere zu denken): so wirft sich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythisse. Er sieht die Erde rings um sich als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen; ein großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielbauchichten Plagethiere, die unter demselben kriechen; eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß sie treffen. — Bei diesem Elende wirft der Dichter seine thränende sanftwimmernde Leyer weg; sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs; seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der prophetischen Weissagungen im alten Testament; wie die Klagen Youngs an verschiednen Orten; wie die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Horazischen: audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz! die Aussicht über

oder unsere Geburtsstadt, oder das Land unserer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet; die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind: so können dergleichen Empfindungen entstehen. Nur muß die Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben; die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor sich, als den erblaßten Leichnam; nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze; Hoffnungen, die ver-

---

das *allgemeine* Elend ist entweder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder sie wird von *einzelnem* Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch seyn, der von mir Klagen über das *allgemeine* Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich *ein Mensch* und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten, aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht *mein Unglück* über den allgemeinen Jammer klagen lehrt, noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist, — das Unglück Anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebornen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ungefähr das Geburtslied und Grablied unsers *Kleist's* ist; so kann vor dem Anblicke eines Hospitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken ꝛc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

gangen sind, Feinde, die sich freuen; und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen; — sobald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Witz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget: so löset sich der Schmerz in Thränen auf; die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug.*)

Zu

*) Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtvolle aber empfindungslose Mahlereien, noch Ausrufe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider! nur zu oft Spuren: so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unser Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch ihre Schilderungen, statt eine elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs, (wie Sancho Pansa sich ausdrückt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten gesungen: sie mögen strafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen; so singt Horaz zum römischen Volk über das Verderben Roms, in der sechsten Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn übersetzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten und sechzehenten Epode; so sind Uz's Oden an Deutschland; die dritte, neunte und vierzehente in der neuen Ausgabe der Klotz'schen Gedichte, und, wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer Lateinischer Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andere Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne.

Zu dieser Gattung gehört der 137ste Psalm in dem Kirchenliede: „An Wasserflüssen Babylons,“ den auch der Aufseher nach Sidneys Uebersetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; besonders denjenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den gegenseitigen widerfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat,*) ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dieses Muster in Gedanken habe, so will ich sogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

*) Ich glaube, sie in einem Theile der Erweiterungen übersetzt gelesen zu haben; allein wie weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsley'schen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdrucke des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünschen, daß ein Ebert oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige der vortrefflichsten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, worin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande *) seyn, ob ich gleich gestehe, daß zu der von dem Engländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Kreuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben; Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht (wo der Israelitische Dichter seine Elegie verfertiget); Wäl=

*) Mir fällt hiebei einer der besten Gellertschen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube, daß ebenso Zeit, Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmtem Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthurme die philosophische Eule ihre hohlen Accente manchmal darunter stieß. — Alsdann findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhen, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und präget sie in ihr Innerstes.

der*), Felsen, wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselsweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer**) kann aber auch dazu dienen; besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde***), zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute

---

*) Wem fällt hier nicht jener Hallersche Eingang zu seinem Gedichte über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunk'e Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dieß ist das Kunststück, das der Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrücken, und der gute Savoyische Vikar würde seinen Schüler oft Gähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

**) Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drei Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerschlagnen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier so viel satyrische Nebenzüge sich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unsre Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemälde der Dürftigkeit, sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

***) Das Klopstock'sche Stück im nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94.), das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nuancen Acht hat und etwas anders sucht, als Mahlereien oder Non-sens von geistlichen Empfindungen.

der Sterbeglocken, eine Trauermusik*). — Ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen, so kann die Seele auch in der größesten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußeren Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken als süße Melancholei in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnig seyn, wenn jemand an einem Ort, wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen, **)

---

*) Die brittischen Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London, und dergleichen beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Aeußere den Mangel des Innern Rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlösers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ists solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meinung gefunden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sey, und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tage den Namen: stiller Freitag, gegeben. —

**) Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verfasser in der Parenthese von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das Schreckhaftrührende zu weit eingelas-

wenn die vermischten Empfindungen aus der Betrachtung **unsres eignen Zustandes***) entstehen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammen fließen; so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indeßen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfaßer auf seinem Spatziergange unbekümmert nachgeschlichen.

*) Dieß ist die Residenz der Elegie und alles vorige wird bloß dadurch das Gebiet der Elegie, sofern es sich unserm Selbst nähert, sofern wir **Antheil daran** nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst, so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden, aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien genug, die offenbar in **fremden** Namen sind? — Du darfst nicht rathen, mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die **Ovid** in Gang gebracht; ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroiden als rührende Situationen, so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können; aber höher stelle sie nicht, als unter **Uebungen**, denn sie borgen fremde Situationen und leiern im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dolmetscherin unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber sogar dieser Geschmack an Heroiden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit: so verfällt man auf **unwichtige** Situationen, auf **spielenden** Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation **Charaktere**, die von Herzen schief, und nach aller Kunst

hen. Natürliches oder von der Einbildung geschaffenes Unglück kann alsdann in der Elegie angetroffen werden; Mitleiden mit uns selbst oder mit einem Andern kann darin herrschen. Es würde überflüssig seyn, alle verschiedne Fälle aus einander zu setzen. Die verliebten Klagen*) gehören zu dieser Gattung,

albern sind. Sollte man dieß nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Prokris und Prokris an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß das Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar sey, wer wollte das behaupten!

*) Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen seyn. Zuerst die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regeln abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am paßlichsten. Das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht, wie die Sappho in ihrem zweiten ᾆσμα aus Erfahrung singet, und Kleist seine Phillis an Damon singen läßt, diese stille Glut erhält sich am besten in dem Maße, das die Elegie fodert. Drittens ist auch kein Mißvergnügen uns so angenehm, als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andrer Schrecken bis zum Entsetzen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit.

und fast scheint es, daß außer diesen und den Todesfällen die Meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen. *) Ich will nur noch dieses anmerken. Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung, etwa bei einem einsamen Spatziergange gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darin überdenket, und sich den daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte: die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr

---

Der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich; der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe; der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei; der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkenden Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergetzet.

*) Hier kommen die Elegien über Thiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Catulls Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschin Klagen über einen Canarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren, „erstarret stehen, wie ein „Leichenstein über dem Grabe eines verstorbnen Menschen; „da sie die Häupter sinken lassen, und heiße Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die Wangen zur Erde nieder; und die schöne Mähne sinkt aus den Locken herab, „und wälzt sich im Staube" — ich sage, obgleich diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dürfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost; ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satyre ist.

weder die bittere Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, so mögen sie milde fließen, und wenn Seufzer gehöret werden, so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindungen angemessen*) seyn. Es wird dabei ein Geist vorausgesetzt, der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verluste frisch widersteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken**) aus der Elegie weg=

---

*) Oder vielmehr der Wahrheit der Empfindungen. Hiezu gehört daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige, doch so, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, sondern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiednen Seiten irret, und die genoßnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten suchenden Blicken durchwandert. — Hiezu gehört zweitens, daß er den Gegenstand nie anders als in Beziehung auf sich betrachtet: dieß ist insonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dieß rührt, und ist statt aller beobachteten Regeln.

**) Wohl kann sich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke mischen, in dem eine starke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber ist der Elegie so entgegen, als der geschraubte Witz. Eine von Thränen erschlaffte Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann: so merke ich hier an, daß wie eine Saite bloß mit einer gleichgestimmten harmonisch tönet, so fodert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von

bleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erschlaffung ist, so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das Allzuweithergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geschichten, Fabeln darin ihren Platz. Denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftiget.*) Sie sucht also alle vergesellschafteten Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich

---

gleichem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele ebenso unmöglich und selten sind, als völlig gleiche Gestalten des Gesichts: — welche eigne Dreistigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt, daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind; so muß ich dem Troste jenes Autors fast recht geben, der zu sich sagte: „ich „bin mein eigner, einziger und bester Leser!"

*) Ich kann hierin die Elegie nicht besser als mit einem Traume vergleichen. Diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreichet, ist in einem heiligen Schleier halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu seyn pflegt; sie ist an sich verbunden, so wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar, als im Wachen. Dazu kömmt, daß in der Elegie, so wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zusammengemischt wird; und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung, mit wie viel Macht Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindrängen, nicht bloß Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdann unter die andern hinstellen, anschließen, und gleichsam elegisch werden.

dadurch zu trösten oder noch mehr zu betrüben.*) Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn, ja macht unmittelbar die Anwendung auf sich. Daher kömmt die Wiederholung von einerlei Worten am Ende des vorhergehenden und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen.**)

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen***), allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzens tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer all-

*) So wie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mittheilen will, so sucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes; sie will sich nicht widersprechen lassen, und tröstet sich, wenn man ihr Recht gibt.

**) So bald diese Wiederholungen regelmäßig, und bei diesem Regelmäßigen noch dazu schleppend, eintönig und leer werden, so ermüden sie, wie z. E. die Elegie Daphnis und Daphne in der Sammlung verm. Schr. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt, und sich recht vors Auge stellet; hierin ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem Trauergesange Davids um Jonathan, den zwei Sänger seinem Salomo singen, und wie ich glaube, in seiner neuern Elegie: Rothschilds Gräber, sind einige Versetzungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Asteriscus, der da sagt: hier ist zu gähnen!

***) Wenn jener Elegiensänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will, so muß man sich vor ihm hüten, weil, wenn unsre Augen sich thränend schließen, und unsre Thränen ihm nur nicht kugelrund genug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher seyn möchten.

zu heftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung; die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüssig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände*), die mit seinem Gegenstande verwandt gewesen, sammlen und anführen. Dieses zeigt, daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sey, und nicht das Geringste habe verloren gehen lassen.

Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig seyn dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore, aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher diese Empfindung ist, je weniger sind die Worte gesucht. Ich will eine kleine Englische Elegie hersetzen, die ich irgendwo in Musik gesetzt gesehen habe; es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, oh, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from You I part?
Why the sigh, that rends my heart?
Gentle Youth, oh, tell me true,
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das Aeußerste auf beiden Seiten ver-

---

*) Man erinnere sich hier an das Lied unter Langes Gedichten, da alles ein Zeuge vom Verluste wird, und jeder Umstand das Bild des Freundes zurückbringt.

mischt wäre, so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien*) sind für die wenigsten Leser. Wenn es ein Dritter schon überdrüssig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreistigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten. **)

4.

Von der Horazischen Satyre.

Noch immer ist an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen und zu schweigen. Unserm Rabener habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der Erste seiner Zöglinge sey; hier ist ein Schriftsteller, der

*) Eins der schönsten Klaggedichte in dieser Art ist das Gleim'sche: Mich, o Doris, willst du hassen rc. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Sylbenmaß einkerkert. Es kann elegische Oden in vielerlei Sylbenmaß, elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegische Sylbenmaß erwählt, so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet zu seyn scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

**) Wenn Einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

uns in seinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht, sondern schreibe ab:*)

„Es ist eben nichts neues, daß man den Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß man des „letztern ridendo verum dicere, seine schalkhafte „Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende „Miene, von den geißelnden Streichen des erstern, „von seinem entflammten Gesichte, und von seinem „zornigen Auge unterscheidet. Aber was macht denn „diesen Unterschied? — Die alte Komödie brachte „die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren „Namen unverändert auf die Bühne; dieß ist Ju„venal, wenn man noch dazu setzt, daß er seine „Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern „auch von der lasterhaften Seite, und von dieser „öfter, als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz „dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm „die Maske ab, wenn auch sein Gesicht darüber „blutrünstig werden sollte, und gibt ihm nur einen „andern Namen; aber niemand läßt sich betrügen. „Der ist es, ruft man, nach dem Leben! — Zu die„ser Satyre gehört so viel Anlage nicht. Man darf „nur aufmerksam seyn auf das, was um uns vor„gehet. Wenn sie gut werden soll, so muß ich mer„ken, daß der Mann vom Herzen weg redet, und „daß er bei allem Eifer, den er hatte, doch Beur„theilungskraft genug besessen hat, mir unter den

*) Lit. Br. Th. 9. S. 82.

„verschiedenen Originalen nur die wichtigsten, und
„an diesen nur das Merkwürdigste zu schildern."

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf
„das, wovon sie bei sich empfinden, daß sie es viel=
„leicht erreichen könnten. Allein, weil es doch eine
„gefährliche Sache ist, Narren und Bösewichter
„kenntlich zu schildern, so vermeiden sie diese Ge=
„fahr, und machen, daß das ganze Stück nichts
„taugt. Sie mahlen uns platte Charaktere, die ekel=
„haft sind, und an denen man weder genaue Zeich=
„nung, noch das lebhafte Colorit eines Juvenals
„findet. Beispiele davon können uns in unsern un=
„zählbaren Wochenschriften nicht mangeln. — Un=
„ter den Franzosen ist vielleicht der einzige La
„Bruyere, der den Ausweg eines Genies gefun=
„den hat. Er hat seine Zeichnungen übertrieben,
„um sie nicht kenntlich zu machen. Aber für seine
„Zeitgenossen waren doch die Züge nicht verstellt,
„und für uns haben seine Farben noch nichts von ih=
„rer Lebhaftigkeit verloren."

„Die Horazische Methode hingegen, eine
„Satyre zu schreiben, ich wollte wohl behaupten,
„daß man mit dem Talent dazu müßte geboren
„seyn. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der
„satyrische Dichter auf dem Parnaß auch seine Stelle
„hat. Denn jene von der ersten Art sind, deucht
„mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller
„unterschieden. — Dieß Talent ist nichts anders,
„als die Naivetät, mit welcher der Dichter an sich
„auf eine lebhafte Art zeigt, was er an Andern lä=
„cherlich gefunden hat, und es an seinem eignen
„sonst einfachen Charakter besonders auszeichnet.

„Oder auch: er weiset auf etwas, was lächerlich ist,
„aber ohne daß er es als ein solches zu kennen
„scheint — und eben weil es diesen sonst so simpeln
„Mann befremdet; so werden die Uebrigen jetzt
„aufmerksam, und entdecken das Lächerliche. Nicht
„daß der Dichter gar niemals seine satyrische Gei=
„ßel mit sich führte: auch Horaz, wenn er auf=
„gebracht ist, gibt seinem ineptus Fannius etwa
„einmal einen Hieb, und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

„Aber es geschieht selten. Der satyrische Dichter ist
„seinem Temperament nach cupidus pacis, und
„dieß macht ihn eben zu dieser Naivetät geschickt.
„Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt
„in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrü=
„cken, oder eine naive Handlung vornehmen soll.
„La Fontaine und Gellert haben nur dieß
„satyrische Talent, und ich vermuthe sogar, daß sie
„durch dasselbe zu der Erzählungsart in ihren Fa=
„beln sind gebracht worden, die ihnen beliebt hat.
„Fast allein ihre Ausschweifungen, durch welche sie
„von der Aesopischen Kürze abweichen, und die unsre
„einfältige Nachahmerheerde für bloße Ausschmückun=
„gen der Erzählung gehalten hat, sind satyrische
„Züge, die dem Dichter entwischen, und eben deß=
„wegen so sehr gefallen, weil er sich so blöde und
„unerfahren anstellt. Ein Mann, der so unschuldig
„ist, wie könnte der mir Schaden thun, wenn er
„mir auch die Wahrheit saget? Er sagt sie in seiner
„Unschuld. Dieß ist der Grund der mannichfaltigen
„Erdichtungen, in welche ein gutes Genie seine Sa=
„tyren einkleidet. Es muß sich Situationen erfin=

„den, in welchen es diese Naivetät am besten zei-
„gen kann." — —

„Die Mores Eruditorum und Genius seculi *)
„zeigen auch diese Mannichfaltigkeit in Erfindungen,
„den feinen Spott, der aus der Unschuld des Her-
„zens zu kommen scheint; aber auch eine Art von
„Einschränkung auf eine gewisse Gattung von Ge-
„lehrten. — Indessen gibt ihnen das Lateinische
„Kleid eine Neuigkeit, in der sie sich uns zum Ver-
„gnügen darstellen. Was mag wohl die Ursache da-
„von seyn? Liegt es an dem Gedrängten der Lateini-
„schen Wendungen, an den Ausdrücken, die uns
„durch das Natürliche, und durch einige ihnen an-
„klebende Nebenbegriffe anreizen; oder entspringt
„dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das wir
„über die glückliche Mittheilung der Gedanken un-
„sers Verfassers in der Sprache der Römer haben?
„Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht,
„läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tul-
„lius hören, der sich über unsre Sitten in seiner
„Sprache ausdrückt."

* * *

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz und unserm Klotz mahlt; ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affektiren zu wollen, muß ich doch Folgendes frag-weise dazu setzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich

*) Lit. Br. Th. 10. S. 197.

Ich meine nicht das Belachenswerthe, was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst, daß dieß mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß: sondern nur das Lächerliche, wie beide es schildern? Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satyre, und ein pöbelhaftes Drama fodert: sondern ich rede von dem charakteristischen Tone beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, bloß an sich gegen einander gesetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satyre bringen, daß bloß die Namen verändert sind; so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenalschen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Bösewichter kenntlich schildert; und er würde nicht bei diesem Kenntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unserer Wochenblätter bloß durch Genauigkeit und Colorit unterschieden seyn? Eine Satyre, die das Kenntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

„Die Horazische Methode in der Satyre — mit „dem Talente dazu muß man geboren seyn!" Muß denn das Juvenalsche Talent nicht angeboren seyn? — Sobald man das kindische Vorurtheil ablegt, die Einkleidung sey das Vornehmste in

der Satyre, so kömmt Juvenal an Genie zur Satyre immer über Horaz.

„Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, „und Horaz hat seine Stelle auf dem Parnaß, „weil er mit dem Talente zur Satyre geboren wor„den.“ Dürfte ich nicht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Satyren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode geboren ist. Juvenal ist seiner Kühnheit, seinem Feuer, seinem Colorit, und selbst seinem Sylbenmaße nach, ungleich mehr Dichter.*)

Wäre La Bruyere unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La

*) Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die ei„nen naiven Gedanken ausdrücken soll,“ heißt es auf de folgenden Seite, und Th. 18. S. 119. heißt es gar: „Horaz muß den Mißstand, kleine Thorheiten mit dem Schwung des Herameters zu belachen, selbst empfunden haben, wei er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Herameter zu machen, ihn gerade in seinen Satyren so nachlässi bearbeitet, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsa gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern und ihn mit dem Tone seiner Materie übereinstimmiger z machen.“ — Dieser Ton ist naive Prose, und eben we gen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichte seyn, als andere, die feuriger schildern? —

Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalschen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh. Was muß ein Franzose denken, wenn er dieß lieset?

Dürfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig seyn? Wer zweifelt daran, daß ihre Ausschweifungen satyrisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer Aesopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, „dafür sie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?" Hat denn La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausschmückung? Ja bloß für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dürfte Klotz, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorne des Juvenals, der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt. Ich sage dieß nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unsrer Zeit, muß man oft sagen, nicht bloß aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: difficile est, satyram non scribere! — — Und in den meisten Stücken geben wir der Klotzischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der Lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutschland so seltnen Lateinischen Musen bekannter und nutzen=

der zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von Lateinischen Dichtern.

5.

Haben wir deutsche Ciceronen?*)

„Erst müssen wir Beredtsamkeit und „Wohlredenheit unterscheiden, und mit dem „Cicero bei der erstern diejenige, welche in der „Feldschlacht gegen die bloßen Schwerter anrückt, „quae in acie versatur et ferro, von der abson=„dern, die nur auf der Uebungsbahn sich zeiget. Die „erste mangelt uns, und wir können keinen Redner „haben, den wir mit Cicero oder Demosthe=„nes messen könnten."

„Wir haben keine politische Beredtsam=„keit, nicht einen Schatten davon, und können sie „auch nicht haben, weil unsere Staatsverfassungen „gar nicht dazu eingerichtet sind. Wo ist das Volk? „Wo sind die versammelten Provinzen? Wo sind „die angeklagten Feldherren und Fürsten? Wo ist „öffentliche Berathschlagung über Krieg und Frieden? „In unsern Verfassungen bezahlt das Volk seine Ab=„gaben, und wird über den Gebrauch derselben nicht „gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt „und vertheidigt, sondern fallen in Ungnade; und „im Kabinette geschieht der Ausspruch: es soll Krieg „seyn, weil wir es wollen, und Friede, weil wir

*) Dieß ganze Fragment ist aus den Literaturbriefen, Th. 15 S. 106.

„nicht mehr können — und der Unterthan hört es.
„Nun kommt zu Haufen, ihr Demosthenen und
„Ciceronen! Nicht wahr, alles ist euch fremde?
„— Verlaßt den kleinen Markt, und lernet —
„trockene Prozesse.“

„Ich thue noch einen Schritt: die große Beredt=
„samkeit kann nirgends, als in der gerichtli=
„chen Art zu reden angebracht werden. Das Fo-
„rum ist das einzige Treibhaus für sie, und jeder
„andere Boden zu kalt. Wir wollen sehen, was die
„gerichtliche Art für Vortheile habe; ob diese Vor=
„theile die große Beredtsamkeit zuwege bringen, und
„ob die andern Arten eben diese Vortheile verschaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art sind
„immer neu, immer höchstwichtig, selbst nach
„der Meinung der Zuhörer. Die Zeit zwischen
„der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. Da=
„durch drängen sich die Gegenstände näher hinzu,
„und werden folglich größer, sinnlicher und lebhaf=
„ter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz
„aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein un=
„endlicher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des
„Redners kann sich dabei üben, alle seine Erfin=
„dung. Ferner, weil das Wahrscheinliche seine Hülfe
„von allen kleinen Umständen zusammen sucht,
„so bereiten eben diese Umstände, folglich schon die
„Beweisgründe, die Leidenschaften zu. Denn diese
„Umstände liegen in den Seelen der Zuhörer, so zu
„sagen, neben andern verwandten, die dem Zunder
„zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleichsam
„nur rühren, damit Luft hineinkomme, und alles

„fangt an zu glühen. Bläset er vollends an, so ist
„alles eine Flamme."

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig
„macht, so geht er sein ganzes voriges Leben durch.
„Wie viele Handlungen müssen darin nicht gewesen
„seyn, wodurch diesem oder jenem von den Zuhö-
„rern Unrecht geschehen! Diese Erinnerung gibt in
„der Seele dieses Mannes dem Beweise des Red-
„ners schon ein größeres Gewicht. Einen Aristi-
„des selbst würde es leicht gewesen seyn, anzu-
„klagen, weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld
„in den Herzen der Meisten schon vom Neide vergif-
„tet lagen. Daher kam es auch, daß die meisten
„großen Männer sich vor den Anklagen so sehr fürch-
„ten mußten. Gründe hingegen, welche auf die Ge-
„wißheit gehen, haben diese Vortheile nicht."

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann der
„gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen. Er
„erweicht nicht bloß zum Mitleid, er rührt bis zum
„Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur zum Ko-
„chen, er läßt ihn auch zur Wuth ausbrechen. Der
„Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur blaß; er
„läuft in der Angst wie ein Unsinniger herum; kurz,
„er macht nicht, daß der Zuhörer anfängt zu überle-
„gen, sondern daß er sich auf der Stelle entschließt.
„In diesem Zeitpunkte steht er vor der beweglichen
„Menge fast wie ein Gott da, der die Herzen der-
„selben gleich den Wasserbächen in Händen hat."

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dage-
„gen halten. Wie die Menschen heut zu Tage von
„Homers Helden an Stärke verschieden sind, so ste-
„hen auch die bei uns üblichen Redearten von der al-

„ten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyrischen „und akademischen Reden erhellet es von selbst. „Was sind die letztern? Abhandlungen abstrakter „Sätze. Sie können schön vorgetragen werden: aber „was ist dieser Schmuck gegen die Rüstung auf „das Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O „laß die Zeiten noch so heldenreich seyn: er ist selten „anzurathen. Hundert Biographen, aber höchstens „einen Panegyristen. Bossuet unter den Neuern „ist wohl das größte Muster hierin, (denn Fle-„chier ist meistens nur wohlredend) aber einmal „hat er nicht viel Lobreden geschrieben, und dann „wird sie auch niemand mit den größten Reden der „Alten vergleichen. Wenn diese lobten, so war das „Lob niemals ihre Hauptabsicht, sondern nur ein Mit-„tel zu derselben; den Plinius ausgenommen. „Einiges Mitleid und Bewunderung sind die einzi-„gen Rührungen, die wir dabei fühlen können; und „ehe uns der Redner dazu bringt, muß er bei einer „einzigen Rede fast alle seine Schätze verschwenden."

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig. Ohne „mich durch die Frage zu schützen: ob es nicht viel „besser wäre, auf der Kanzel Homilien als Re-„den zu machen, — sey es einmal angenommen, „daß wir alle Beredtsamkeit dabei anwenden sollen, „die in unserm Vermögen ist. Ich läugne es, daß „wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben „können. *) — Materie, Beweise und Affek-

*) Und ich läugne, daß sie sich mit der gerichtlichen vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verlöre, wenn sie ihr auch in allem Folgenden nachstände: eine wichtige Materie.

„ten verweigern dem Redner ihre Hülfe, bis dahin
„zu steigen. Die Materien des Kanzelredners rüh-
„ren wohl selten durch ihre Neuigkeit*), wenigstens
„diejenigen gewiß nicht, die eine christliche Erziehung
„genossen. Zu den Zeiten der Apostel und bei Völ-
„kern, die erst bekehrt werden sollen, ist dieß frei-
„lich ganz anders; daher läßt sich auch menschlicher
„Weise die Menge der Bekehrten in einem Tage be-
„greifen. Allein, wie kann unter uns der Kanzel-
„redner seine Materien neu machen?**) Es bleibt
„ihm also nur das Interesse derselben übrig; und
„dieß werde ich doch nicht läugnen? Nein. Ohne daß
„man mir es zudeklamirt, begreife ich wohl, daß die
„Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf eine
„Ewigkeit wichtiger sey, als die Entscheidung über
„Krieg und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber
„auch nach der Meinung aller Zuhörer, und
„zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit***), welcher
„allein den Willen bewegen kann? Der Redner kann
„es vielleicht dahinbringen, aber er muß es erst thun,
„wenn es für den gerichtlichen Sprecher schon gethan
„ist. †) — Desto schlimmer für solche Weltkinder! —

*) Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte: so viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden muß.

**) Ich könnte es dem Verfasser mit einem Worte sagen: wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dieß eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

***) Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken; wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann ers auch erregen.

†) Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner;

„Zugestanden; und diese Weltkinder sind der größte „Theil der Zuhörer. Die meisten Seelen entschlie„ßen*) sich nicht eher, bis aller Zwischenraum der „Zeit von dem Entschlusse bis zur Wirkung gleichsam „vernichtet ist. Diese Trägheit hat sogar dem be„redten Apostel einen Triumph entrissen: Felix und „Drusilla entdeckten, daß sie noch wahrscheinlicher „Weise Zeit hätten, neue Vorsätze zu fassen, und „schickten den Redner von sich. Dieß liegt in der „Natur der Sache selbst, und keine bloß menschliche „Kraft kann es bei dem undenkenden Haufen über„wiegen.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kan„zel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heil. „Schrift, so bald es klar ist, worauf sie gehen, schnei„den alle Erfindungskunst ab. Gott hat es be„fohlen: hier ist der ganze Beweis.**) Nur selten „zeigt sich eine Schwierigkeit in der Anwendung auf „einen besondern Fall. Das freieste Feld für den „Kanzelredner verschafft der Contrast der Handlun-

---

dieser fängt an, wo jener aufhört. Keiner erreichet seinen Zweck, wenn sie Beide Einen Weg nehmen.

*) Immer entschließen! In einen Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen — wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschluß zur That! die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

**) Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig. Ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verfasser die wahre Natur der geistlichen Beredtsamkeit und der menschlichen Seele.

„gen mit der Ueberzeugung von den Gesetzen; und „zu diesem Felde öffnet ihm das Geschehene die „Schranken. Daher sind unsre besten geistlichen Re= „den über dergleichen Materien geschrieben. Bour= „daloue, Massillon, Mosheim — man „wähle die besten ihrer Reden, und man wird mir „Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affekten? „Sie werden freilich eben so erregt, wie die übrigen, „aber nicht eben so leicht, nicht eben so stark*). „Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Be= „wunderung kann der Kanzelredner erregen, aber „nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten wer= „den vielmehr vermischte Empfindungen, „und die letztere verliert sich in stille Anbetung. „Steigt er über jenen Grad, so entgehen ihm die „Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren „ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner „Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vor= „gebracht wird, desto schwerer fällt es, die ihm zu= „sagende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann „es also der geistliche Redner bringen? O wahrhaf= „tig! Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kanzel= „redner unter uns seyn; aber ein Cicero würde er „nicht seyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre er= „zogen worden: hundert gegen eins, nach seiner „herrschenden Neigung der Eitelkeit würde er Ge=

*) Wenn der politische Redner kein Acteur an Rührung seyn kann, so muß es der geistliche noch weniger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will — Doch alles dieses würde theologisch!

„dichte herausgegeben haben, und ganz gewiß schlechte „Gedichte. Aber die Theile in den Reden der Alten „sind einerlei mit den unsrigen gewesen, und auf „einerlei Art gemacht worden? Was kann das helfen? „Es kömmt auf den Gebrauch dieser Theile an. Ein „Haufen macht seine Kriegsübungen so wie ein gan= „zes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er hält „zusammen, jeder Soldat handelt. Wird deswegen „ein Stadthauptmann in einer Reichsstadt, der seine „Bürgerkompagnien mustern kann, Feldherr seyn? „Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß der „Feldherr ein ganzes Herr in Bewegung setzt, und „gegen einen Feind in Bewegung setzt — Unsern „Rednern fehlt die Materie, ein solches Ganzes zu „machen, und der Feind, den sie überwinden müssen. „Dieß ist der Unterschied zwischen der acies und der „palaestra des Cicero."

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk und von dem Zuklatschen seiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Ad= vokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertel= stunde oder einem muntern Einfall abhängt, son=

dern von Richtern, bei denen Gesetze, Proceßformen, Rechtsgänge, oder höchstens Schmeicheleien, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen: so ist die Beredtsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu setzen: sie sollen es auch nicht seyn, denn sie sinds am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk, zu dem sie reden, nie das römische Volk ist, nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammleten Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstande ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und den das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilter und verschiedner an Geschmack und Cultur sind, als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größeste Ungleichheit gegeben: hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um, wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen sucht, ist nicht bloß bequemer, sondern auch wirklich die einzige und beste; und das ist der populäre, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfe ab-

strakte Ideen lieber in fließende sorgsamere Bestimmungen auflöset, alle das spitzige, aufgestutzte, und concentrirte Allgemeine, das sich so oft hinter einzelne, willkührliche und wissenschaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeschmückten und entwickelnden Tone herabstimmet, der es voraussetzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sey. Dieser Ton stiehlt sich sowohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es ist die Sprache des gesunden Verstandes und fühlenden Herzens, weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geistliche Redner nie mit den Ciceronen und Demosthenen einerlei Absicht hat, so können auch ihre Mittel nie einerlei seyn. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen genug, dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Foderung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie sprachen. Sie schlugen also an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war; sie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen schlummerten, weil sie ihnen vortheilhaft, nicht weil sie moralisch gut war; sie flößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde, sondern weil diese, oft blinde, oft schädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen

die Entschlüsse, die er wirkte, gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, theils weil die Entschlüsse Zeitentschlüsse waren, und die Affekten, die er aufregte, oft unmoralisch seyn mußten. — Welch eine ganz andere Bewandniß mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit! Reden sie, um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst. Regen sie die ganze Phantasie der Zuhörer auf, so bleibt ihr Verstand um so viel kälter. Erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Specereien, so wird der Zuhörer um so freier athmen, wenn er in die frische Luft kömmt. „Der Begriff der Beredtsamkeit aus den Schrift„stellern des Alterthums, nach welchen man sich „auch eine geistliche Beredtsamkeit ausgedacht, und „derselben ihren Sitz auf unsern ordentlichen Kan„zeln angewiesen hat, scheint in seiner Anwendung „so offenbar unrichtig, daß ich mich über ihren Bei„fall und Eingang wundern muß. Der Römische „und Griechische Redner suchte gar nicht seine Bür„ger auf ihre Lebenszeit zu moralisch guten Men„schen zu machen, sondern er wollte sie nur für jetzo „zu einem Entschlusse bringen, der durch erregte Ge„müthsbewegungen am besten gewirkt werden konnte. „Wenn also auf jenen Versammlungsplätzen nur so „in die Seelen gedonnert ward, daß dieselben für „dasmal nichts anders sehen und denken konnten, „als z. B. die Gefahr vor einem Macedonischen „Philipp, oder einem Catilina: so hatte man „alles, was man gesucht, und man ließ ihre übri„gen praktischen Grundsätze so, wie sie immer seyn

„mochten. Der christliche Prediger hingegen hat ei=
„nen ganz andern Zweck, und muß ihn haben. Es
„kömmt ihm darauf an, daß eine gewisse Denkungs=
„art und Gesinnung bei dem Menschen auf immer
„das regierende Principium seiner Handlungen und
„seines Lebens werde: und das ist nicht das Werk
„einer bloßen Rührung. Es gehören klare und ge=
„wisse Erkenntnisse dazu, die in den stillen Stunden
„des Nachdenkens eine jede Prüfung aushalten. Die=
„ses Licht aber entsteht nicht aus der Hitze der Ge=
„müthsbewegungen, sondern erfodert eine kältere
„Ueberzeugung." Dieß sind Worte eines Gottesge=
lehrten, der selbst ein Kanzelredner ist. *)

Noch ein andres Zeugniß**), über eine Sache, von der ich gern Andre reden lasse: „Die Kunst, die Affekten zu erregen, ist bei den Gottesgelehrten so=
wohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Dema=
gogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von ein=
ander unterschieden. Der erste, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredtsam=
keit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tul=

*) s. Spaldings Werth der Gefühle. S. 195. 196.

**) Lit. Br. Th. 1. S. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich, 1757.

lius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bei der pathetischen Beredtsamkeit, welche die Affekten erreget.

„Allein das Vornehmste, das man hiebei beobachten muß, ist, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses Letzten Reden machen sich junge Geistliche, (ich meine die, welche Autores lesen,) insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein, ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größeste Beredtsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfodert, wenn man es darin zu einiger

ger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet."

Drittens: kaum dürften unsre Kanzelredner mit Cicero die Redtheile gleich haben sollen; wenigstens ist die Sprache bei beiden sehr verschieden. Ich fange vom Kleinsten an. Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeschlungene, verkettete, und mit Bindewörtern verpallisadirte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner Ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leisten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den Asiatischen Styl sich ausbreitet, so ist dieß gemeiniglich eine Ueberschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Ohr des Volks erlaubet, und seine Leidenschaft fodert. „Die Römer mußten wegen der Kürze ihrer Worte „die periodischen Theile ketten, wenn sie nicht in „den abgeschnittenen Styl fallen wollten. Ohne Ar„tikel, ohne Hülfswörter, reich an Participien, fügte „sich ihre Sprache so aneinander, daß immer ein „Satz in wenigen Worten da stand. Im Deutschen „aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden „nicht schleppen wollen, müssen wir sie mannichmal „trennen*)." Wo schleppt sich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darein setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauder einzujagen. Wie oft hört

*) Lit. Br. Th. 15. S. 120.

man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn „wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn „wir — weil es — — so werden wir gewahr, daß „die Menschen Sünder sind;" dieß ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen; die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dieß ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. Aber nicht blos bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Styl gleich von seiner zarten Jugend an, sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Ceremonienzwang, der in Schulen von Lateinischen zu Deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt. „Im Deutschen ist ja ein Styl immer schon „periodisch, wenn auch die Bindewörter der Latei„ner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Ab„sätze so gekettet an einander gehänget sind *)." So will es die Deutsche Sprache, die von Hülfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fodert. „Weil bei den „Römern immer ein Satz mit wenig Worten da„stand, und die Seele also wenige Zeichen zu fas„sen hatte: so konnten auch die folgenden Begriffe

*) Ebendaselbst.

„eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtig=
„keit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem
„Geist viel Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr
„zu füllen.“ Aber bei unsern Deutschen Kanzelpe=
rioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von
einem Geschäfts= nicht aber Bücherverstande, wie kön=
nen die das ganze Gebäude eines solchen Perioden
übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wä=
re? Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang.
Da sie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des
Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehepunkt
haben, so sind alle die Schönheiten meistens für sie
verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese
Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und ver=
wirrt ihn; jener Umschweif soll ihm Gelegenheit ge=
ben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht
ihn irre; dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen,
und macht es stumpf; die Gradation soll ihn stufen=
weise höher führen, und macht ihn matt; jene In=
version soll dem Gedanken einen Schwung geben, und
macht den Zuhörer schwindlich. Wie viel rhetorischen
Wendungen des Cicero muß nicht also der geistli=
che Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu
seyn. — Und nun setze man dazu, daß unsre ganze
Wortfügung nicht das periodische Bild erlaubt, das
mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser
ausmahlt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der
Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der
Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der an=
dern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem
letzten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen.
Da nun die Deutsche Sprache hierin nie die Latei=

nische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in Römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts Aehnliches, als: „viel Worte machen; einen „kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, „bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe „man einen ganzen Sinn fassen kann*):" so verkennet er Cicero ganz. „Sein Styl ist alsdann der „schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der „nur deswegen solche Pnevmata herpredigt, da„mit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kom„men, den Anfang schon mögen vergessen haben, und „ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten „zu verstehen. — Wenn solche Perioden, die man, „geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränk„ten und verschraubten Glieder und Einschiebsel kaum „mit dem Auge verfolgen kann, ohne schwindlich zu „werden, — wenn solche Perioden uns von der be„dächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelred„ners Wort vor Wort zugezählet werden: nimmer„mehr kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste „Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange „fassen, und am Ende auf einmal übersehen.**) Und „im Grunde sind dieß nichts weniger, als Cicero„nianische Perioden. Man suche die allerläng„sten aus den Reden des Römers: man findet kei„nen einzigen, in welchem die Symmetrie in Ge„danken und Worten vernachlässigt ist. Nur diese

*) Lit. Br. Th. 9. S. 92.

**) Th. 6. S 315.

„Symmetrie macht die langen zusammengesetzten „Perioden erträglich, besonders wenn sie selten ein„gestreuet werden. *)"

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustand unserer Ciceronianischen Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich genug wären. Ich habe sie aber auslesen müssen, weil die Literaturbriefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen homiletischen Styl **), unter homiletischstrenge Gründe und in homiletisch langweilige Rechtfertigung ***) sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher „Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in Cicero„nianischen Perioden verkündigt? †)" Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte, und der Ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dieß beförderte — so ist er immer erlaubt und nöthig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn Deutsch, auf Kanzeln siebzehn hundert Jahre nach Christi Geburt, in Mantel und Kragen für unsre Zuhörer gepredigt. Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zwecke doch auch bisweilen Perioden, welche mit

*) S. 317.
**) S. 313.
***) S. 321. 347.
†) S. 317.

allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein Andrer untersuchen: „ob Cicero solche labyrinthische Perioden alsdann geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte u. s. w. *)" Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom Kanzelstyl ab, damit nicht, wenn dieß wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stücke der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

> Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
> Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredtsamkeit ihren Cicero als solch ein erhabenes Muster angesehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das größeste Vorbild seyn müßte, sich ihm nicht bloß nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben sie so gedacht? Es kann seyn; aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meinung von der alten Beredtsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsere Homilien deuten kann. „Cassius „Severus lenkte sich zuerst von jenem gebahnten Wege der alten Rednerei ab: aber ich behaupte, nicht „aus Schwäche des Genies, nicht aus Mangel der

---

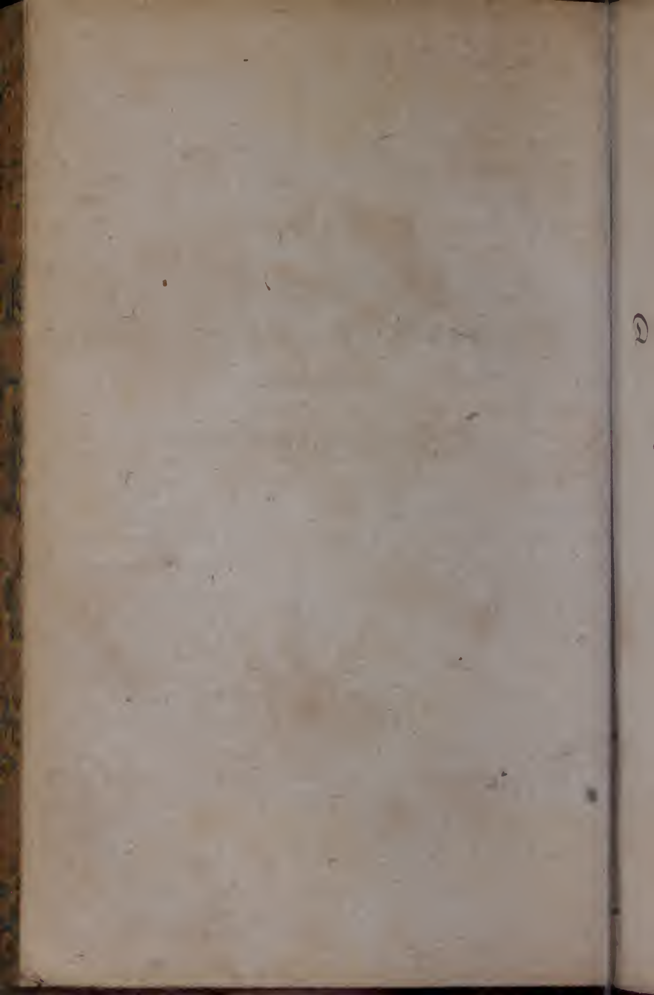
*) Lit. Br. Th. 3. S. 517.

Fragmente

zur

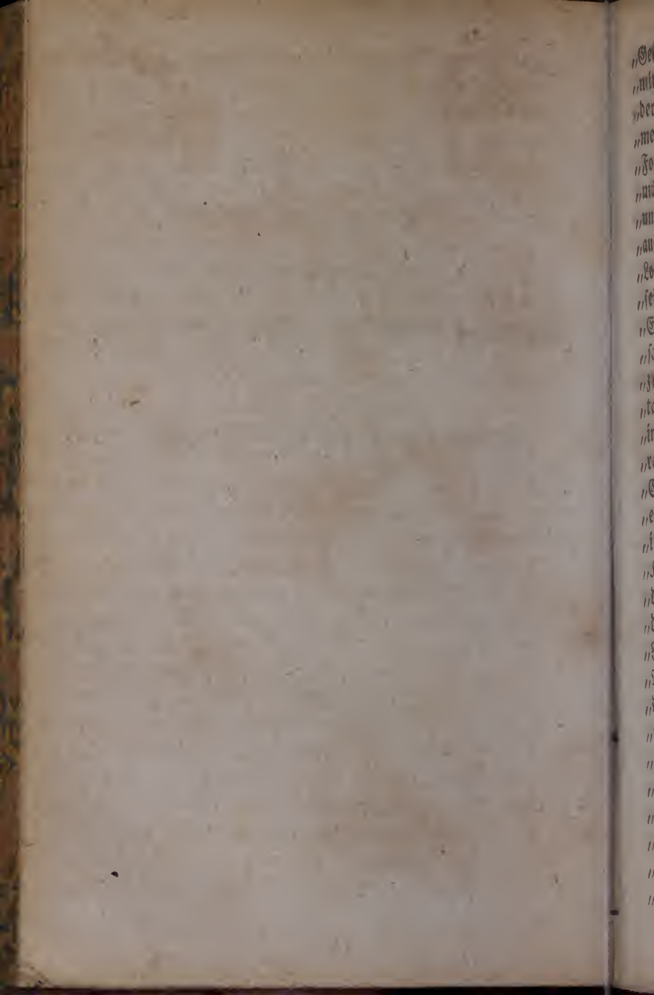
Deutschen Literatur.

Erste Sammlung.



Fragmente zur Deutschen Literatur.

Zweite und dritte Sammlung.



„Gelehrsamkeit, sondern mit reifer Ueberlegung und
„mit Verstand. Er sahe nemlich, daß mit dem Geiste
„der Zeitalter, und mit der Veränderung des Nu=
„merus für das Ohr (diversitate aurium) auch die
„Form und Gattung der Beredtsamkeit sich ändern
„müssen. Damals konnte ein Volk, das unerfahren
„und ungebildet war, noch eine weitläuftige Rede
„ausstehen, ja selbst das wurde dem Redner zum
„Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag mit
„seinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange
„Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe histori=
„scher weithergeholter Umstände, der prächtige Auf=
„zug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung von
„tausend Beweisen, und was es sonst vor Regeln
„in den trocknen staubigen Büchern des Hermago=
„ras und Apollodors gibt — alles konnte damals zur
„Ehre gereichen; und hatte der Redner noch dazu
„etwas von Weltweisheit genaschet, und brachte aus
„ihr ein Stück in seine Rede — o so wurde er zum
„Himmel erhoben! Und wer wird sich hierüber wun=
„dern? Dieß alles war neu und unbekannt; selbst
„die wenigsten Redner sahen die Vorschriften der
„Redekünstler und die Sätze der Weltweisen ein.
„Aber, mein Gott! jetzt, da alles dieß bekannt ist,
„da kaum jemand an der Kirchenthür stehet, (der Rö=
„mer sagt, in cortina) der nicht die Anfangsgründe
„der Religion, (im Lateinischen studiorum) wenn
„nicht verdauet, so doch gekostet hätte: ist da nicht
„eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht
„verdrießlich zu werden; insonderheit vor einer Ver=
„sammlung, (der Römer sagt: vor Richtern, die nicht
„nach Gesetz und Recht, sondern nach Gewalt und

„Ansehen ein Urtheil fällen,) die sich nicht immer nach „Gründen und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit „und Neigung bestimmet, die sich nicht vom Redner „vorschreiben läßt, sondern sie sich selbst nimmt.“ So urtheilten die Römer*), über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; bloß die Zeit hatte sich geändert. — Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Beredtsamkeit, vor andern Zuhörern, über andere Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über den er doch besser urtheilen konnte, als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Beredtsamkeit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen, und „hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts „so sehr übertroffen, als im Urtheil. Er ists, der „die Rede zuerst ausgebildet, zuerst eine Auswahl „in Worten, zuerst Kunst in Zusammensetzung der „Theile gezeigt, blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche Sprüche erfunden — insonderheit „in seinen spätern Reden, die er in seinem Alter „aufgesetzt, als er durch Uebung und Erfahrung es „schon gelernet hatte, welches die beste Art des rednerischen Vortrages sey. — Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die Fehler der alten Beredtsamkeit vermieden: er ist in den Eingängen schläfrig, im Erzählen weitschweifig, schweift müßig aus, „kömmt spät in Hitze, und selten wird diese Hitze

*) De causs. corrupt. eloquent. dial.

„‚Feuer, u. s. w.“ Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm Aper Schuld gibt; die mußte man damals vermeiden, da der Verfasser dieß schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredtsamkeit unstreitig wieder sehr verändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil bestürmen: Cicero ist ein Muster der Beredtsamkeit, schlechthin und ohne Einschränkung; ihn nachahmen, heißt Original seyn! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet, und sie mit einem reinen gewässerten Styl zu einem Lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in seinem Genius seculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget. Wie weit der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geiste der Beredtsamkeit eine andere Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologisch, sondern als ein Stück der Literatur; in diesem Gesichtspunkte lese man es.*) Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andere Beredtsamkeit fodere, daß sie allemal bei Ausbildung nach der politischen der Alten lei-

*) Da es hier unter Lateinischen Schriftstellern exuliren würde, so bleibts unter meinen Papieren.

denmüßte, und an sich, ihrem wahren Begriffe nach, ihr ganz und gar nicht nachstehe.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beiden ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige Deutsche Grammatik; die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der Griechischen Dichtkunst; und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen, daß ich bloß Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, sofern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: „meine „Gesichtspunkte sind wahr, aber noch nicht einleuch-„tend genug; sie sind nützlich, aber nicht vollstän-„dig; sie reizen, aber wir wünschen weiter zu se-„hen —" sagt man dieß, so lobt man mich, wie ich wünsche, über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten ansähe; das überginge, was ich zuerst nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke; — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz,

an meinem Bilde Fußzehen, Colorit und Faltenwerfung betrachtete: alsdann habe ich *vergebens* geschrieben, und wie schmerzhaft ist dieß für den, der als *Liebhaber*, als *Patriot* schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Brod, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da *freie* Urtheile eingestreuet. Wie sie dastehen, scheinen sie *leichtfertig*, (ich nehme dieß Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung) aber wie ich sie dachte, waren sie *peinlich*. Wer da sagt, daß ich um Beifall *buhle*, der hat mir nicht ins Gesicht gesehen: viele müßten *sich selbst* ablegen, wenn sie von meinen schlechten Fragmenten bloß *unpartheiisch* urtheilen wollten. Wäre unser Bücherton in Deutschland *republikanischer*, wie manches hätte ich *deutlich* sagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in *Parabeln* und *Anspielungen* rede. Wer diese als Zwecke und Schönheiten meines Styls ansieht, der siehet mit mir nicht gleich; wer aber sagt, daß ich bloß, um leichtsinnig zu tadeln, habe schreiben *wollen*, der thut mir Unrecht. Da die meisten Schriftsteller, über die ich rede, berühmter sind, als daß ich mit meiner schwachen Brust ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dieß mit voller Ueberzeugung hinschreibe: so konnte ich von mir selbst es nicht fodern, sie im akademischen Leichentone zu loben. Man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Complimente an. Ich rede bloß von Schriften, die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht genug lesen kann, und deren Würde nicht in Frag=

menten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein handfester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlummert hätte, bei einer günstigen Stunde, über Bord zu werfen — armer Schlummernder!

O nimium coelo et pelago confise sereno
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas seyn, der dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, werden aufgeschoben oder aufgehoben: wie das Publikum will. Ich wollte sie nennen, allein für wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Aesthetik; die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der Deutschen Literatur nachtheilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Läge für nothwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken: der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Kenntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer.*)

*) Der Leser, welcher die Nachschrift mit der Vorrede der zweiten Ausgabe des ersten Theils vergleicht, wird bemerken, daß die ersten Sätze aus der Nachschrift bereits in jene eingewebet sind. Es verdiente indessen auch die Nachschrift wegen des übrigen darinn Enthaltenen aufbehalten zu werden.
Anmerk. d. Herausg.





85-B7966

